

I

L

H

E

Z

U

MUSIK IM SCHATTEN DER POLITIK

Erinnerungen von
Berta Geissmar

*Die langjährige Sekretärin von
Furtwängler und Sir Thomas
Beecham schildert drei Jahr-
zehnte europäischen Musiklebens
vom Solistenzimmer aus gesehen.*

Fräulein Dr. Geißmar, die aus einer hochmusikalischen Mannheimer Familie stammt, hat als langjährige Sekretärin von Wilhelm Furtwängler und des Berliner Philharmonischen Orchesters die Entwicklung des deutschen Musikbetriebes zwischen den beiden Weltkriegen an entscheidender Stelle miterlebt. Seitdem sie zur Emigration gezwungen worden war, lebt sie in London, wo sie für das London Philharmonic Orchestra arbeitet, und wo sie zeitweise als Sekretärin des Dirigenten Sir Thomas Beecham und des Covent Garden Opera House nicht minder interessante Stellen inne hatte. Es gibt kaum einen großen Dirigenten und Solisten der letzten zwanzig Jahre, mit dem sie auf den vielen Konzerten und Konzertreisen, die sie arrangierte, nicht persönlich in Berührung gekommen ist. Von besonders dokumentarischem Interesse ist die Erzählung vom hoffnungslosen Kampf der künstlerischen Kreise in Deutschland gegen die Übergriffe einer skrupellosen Politik mit all ihren Begleiterscheinungen. Auch auf Bayreuth und manche alte Musikstädte fallen interessante Streiflichter. Trotz des ernsten Grundtons strotzt das Buch von amüsanten Anekdoten, so daß man sich über den großen Erfolg, den es in England hatte, nicht zu wundern braucht.

12.50

Berta Geissmar

MUSIK IM SCHATTEN DER
POLITIK

MUSIK
IM SCHATTEN DER
POLITIK

Erinnerungen
von
BERTA GEISSMAR

ATLANTIS-VERLAG ZÜRICH UND FREIBURG I. BR.

Das Werk erschien zuerst in englischer Sprache im Verlag Hamish Hamilton, London, unter dem Titel „The Baton and the Jackboot“, 1. und 2. Auflage 1944, 3. und 4. Auflage 1945, 5. Auflage 1946, 6. Auflage 1947, amerikanische Ausgabe 1946, holländische Ausgabe 1947 und dänische Ausgabe 1947. Die vorliegende deutsche Fassung wurde von der Verfasserin selbst bearbeitet und ergänzt.

Copyright 1945 by Atlantis-Verlag AG. Zürich
Gedruckt bei Peter Krauseneck, Rheinfelden (Baden)

MEINEN FREUNDEN
VOM
LONDONER PHILHARMONISCHEN
ORCHESTER

INHALT

	Seite
Vorwort	13
 <i>I. Teil: Die Zeit vor Hitler</i>	
KAPITEL 1: Das Elternhaus in Mannheim — Die Vieuxtemps-Stradivarius — Philosophiestudium bei Windelband in Heidelberg . . .	15
KAPITEL 2: Der Krieg 1914/18 — Furtwängler als Nachfolger Bodanzkys in Mannheim — Furtwänglers Vater — Seine Persönlichkeit — Furtwängler als Dirigent — Furtwänglers Berufung nach Berlin — Meine Doktorpromotion in Frankfurt a. M. — Musikleben in Deutschland nach 1918 — Sommerferien im Engadin	21
KAPITEL 3: Übersiedelung nach Berlin — Die Nachfolge von Nikisch in Leipzig und Berlin — Das Geheimnis von Furtwänglers Erfolg — Das Berliner Philharmonische Orchester unter Bülow, Strauß, Mahler und Nikisch — Louise Wolff — Als Sekretärin Furtwänglers auf Reisen — Bei Toscanini in Mailand	37
KAPITEL 4: Organisation der Orchesterreisen — Mit Furtwängler in New York — Die Wiener Philharmoniker — Verhandlungen wegen der Direktion der Wiener Staatsoper — Die Berliner Philharmoniker in Paris 1928 — Englandreise mit den Wiener Philharmonikern und Verzicht Furtwänglers auf Wien — Furtwängler und Charlie Chaplin	51
KAPITEL 5: Toscanini und Furtwängler in Bayreuth — Die Atmosphäre vom Haus Wahnfried — Flugzeugunfall Furtwänglers und erste Probe in Bayreuth — Der Toscanini-Zwischenfall in Bayreuth	73
KAPITEL 6: Sekretariatsarbeit in Berlin — Die Jubiläumsfeier der Berliner Philharmoniker — Eine „Holländer“-Parodie von Hindemith	83
 <i>II. Teil: Hitler-Deutschland 1933-1935</i>	
KAPITEL 7: Zwischenfall im Speisewagen Holland-Berlin — Ein Nazi-Kommissar für die Berliner Philharmoniker — Prof. Havemann droht — Galavorstellung in Anwesenheit Hitlers — Der Juden-Boykott — Der französische Botschafter François-Poncet . . .	89
KAPITEL 8: Die neuen Herren und die Auslandsreisen der Philharmoniker — „Gleichschaltung“ des Konzertlebens — Furtwänglers Bemühungen — Furtwänglers offener Brief an Goebbels und dessen Antwort	100
KAPITEL 9: Die erste Konzertreise der Philharmoniker im Dritten Reich — Zusammenprall mit den Nazis in Mannheim — Mit den Philharmonikern in Frankreich	111

	Seite
KAPITEL 10: Das Brahms-Fest in Wien — Wagner-Aufführungen an der Pariser Oper unter Furtwängler — Besuch in London . . .	117
KAPITEL 11: Furtwängler und die Naziführer — Ein Brief Hitlers an Toscanini — Die Berliner Philharmonischen Konzerte und die ausländischen Solisten — Hubermans Absagebrief — Huberman an die deutschen Intellektuellen	121
KAPITEL 12: Das Philharmonische Orchester und die Behörden — Goebbels als Schirmherr der Philharmoniker — Die Philharmoniker vor dem Bankrott — Furtwängler bei Hitler auf dem Obersalzberg	131
KAPITEL 13: Die Berliner Staatsoper — Richard Strauß und Furtwängler bei der „Arabella“-Premiere — Persönliche Beziehungen zu Richard Strauß — Göring ernennt Furtwängler zum Staatsrat — Die „Stimme des Volkes“ irrt sich im Saal — Die italienische Botschaft in Berlin — Die französische Botschaft — Die britische Botschaft — Die Abteilung VII des Auswärtigen Amtes	139
KAPITEL 14: Gastspiele in London und Holland Januar 1934 — Demonstrationen beim Gastspiel in Brüssel und Antwerpen — Besuch von Sir Thomas Beecham in Berlin	148
KAPITEL 15: Furtwängler und meine eigene Stellung — Die Berliner Philharmoniker als Reichsgesellschaft	151
KAPITEL 16: Bei Außenminister Barthou in Paris — Botschafter Köster — Improvisation eines Gastspiels der Philharmoniker in Rom — Furtwängler bei Mussolini — Quertreibereien der Auslandsdeutschen — Konzert und Empfang in Zürich — Intervention von Tietjen bei Göring — Die Nazi-Organisation und die Auslandsgastspiele	155
KAPITEL 17: Einladung Furtwänglers nach Nürnberg — Hindemith und seine Oper „Mathis der Maler“ — Hitler und Mussolini in Venedig — Der 30. Juni 1934	165
KAPITEL 18: Ferien im Engadin — Verbot der Hindemith-Oper — Ich soll verhaftet werden	170
KAPITEL 19: Göring als Hausherr der Staatsoper — Die Reichsmusikkammer und ihre Fragebogen — Furtwänglers Artikel „Der Fall Hindemith“ — Die Reaktion von Goebbels	175
KAPITEL 20: Furtwänglers Rücktritt — Goebbels' Rede zur Gründung der Kulturkammer — Meine Trennung von den Berliner Philharmonikern — Meine Flucht aus Berlin — Verhinderung von Furtwänglers Ausreise	187
KAPITEL 21: Der Kampf um meinen Paß — Furtwängler in Bayern — Bei Graf Lerchenfeld am Starnberger See — Ein Erpressungsschreiben der Gestapo — Heimliche Unterredung mit Furtwängler in Potsdam	193

	Seite
KAPITEL 22: Winter bei Freunden in Oberbayern — Nervenkrieg der Nazis gegen Furtwängler — Furtwänglers „Verständigung“ mit Goebbels — Aussprache Furtwängler-Hitler — Die Göring-Hochzeit	202
KAPITEL 23: Heimliche Zusammenkunft mit Furtwängler — Das Photogramm-Archiv von A. van Hoboken — In Berlin und wieder in Bayern bei Graf Lerchenfeld — Minister Frick als Nachbar . . .	208
KAPITEL 24: Liquidation meiner Sekretariatsarbeit — Der wieder erhaltene Paß	214

III. Teil: Zwischenspiel in Amerika

Kapitel 25: Zusammentreffen mit Furtwängler in Holland — Bei Mengelberg in Amsterdam — Veränderte Stimmung in Paris . . .	218
KAPITEL 26: Über den Atlantik — Ankunft in New York — Sir Thomas Beechams Persönlichkeit, seine Beziehungen zu den Berliner Philharmonikern — Unterhaltung mit Sir Thomas in New York — Die Arbeit für das Photogramm-Archiv van Hoboken — Kostbare Musikerhandschriften — Diskussion um Furtwänglers Berufung durch die New Yorker Philharmoniker — Eine mysteriöse Associated-Preß-Meldung aus Berlin — Verzicht Furtwänglers — Die Meinung von Bodanzky — Im New Yorker Heim von Lauritz Melchior	222

IV. Teil: In England vor dem Krieg 1936-1939

KAPITEL 27: Zurück nach Europa — Sir Thomas Beecham engagiert mich — Sir Thomas probt in Covent Garden — Verhandlungen in Paris für Covent Garden — Wiedersehen mit Furtwängler in Zürich — Einladung der Londoner Philharmoniker nach Deutschland — Sekretariatsarbeit in London	239
KAPITEL 28: Vorbereitung der Deutschland-Tournee	252
KAPITEL 29: Ich fahre im Auftrag von Sir Thomas nach Deutschland — Berlin — Bayreuth und die Familie Wagner — Unterhandlungen mit Frau Wagner und Tietjen — Sir Thomas und die Bayreuther Festspiele	257
KAPITEL 30: Geschäftsreise nach Berlin — Mit Sir Thomas in Bayreuth	269
KAPITEL 31: Vorbereitung der Coronation Season — Engagement von Kirsten Flagstad in Wien — Bei Furtwängler in Bayreuth — Am Reichsparteitag vorbei	276
KAPITEL 32: Vorbereitung der Deutschland-Tournee der Londoner Philharmoniker in Berlin — Das neue Büro in Covent Garden — Verhandlungen in Paris — Sir Austen Chamberlain	282
KAPITEL 33: Londoner Musikleben — Die Dresdner Staatsoper in Covent Garden — Richard Strauß in London	286

KAPITEL 34: Die Gastspielreise der Londoner Philharmoniker mit Sir Thomas Beecham in Deutschland: die Programme — Beechams Interview mit Hitler — Das erste Konzert in Berlin — Der Bierabend mit den Berliner Philharmonikern — Leipzig nach Entfernung des Mendelssohn-Denkmal — Zwei Zuschriften von Deutschen — Unter der Hakenkreuzfahne in München — Konzerte in Stuttgart und Ludwigshafen — Ein Abend mit Sir Thomas in der „Hitlerwohnung“ des „Mannheimer Hofes“ — Rheinfahrt — Köln — Ribbentrop verschläft einen Empfang — Ein aufregender Grenzübertritt	289
KAPITEL 35: Verhandlungen in Paris für ein Gastspiel der Londoner Philharmoniker — Die englische Königskrise	313
KAPITEL 36: Mein neues Heim am Red Lion Square — Sir Thomas und seine dienstbaren Geister — Beecham an der Staatsoper und bei „Luther und Wegener“ in Berlin	318
KAPITEL 37: Vorbereitung der Coronation Season in Covent Garden — Sir Thomas als Herr von Covent Garden und seine Mitarbeiter — Richard Tauber — Die improvisierte „Rosenkavalier“-Aufführung	326
KAPITEL 38: Das Galakonzert in Paris — Beginn der Coronation Season in London — Zwei Prinzessinnen — Furtwängler und die Berliner Philharmoniker in London — Furtwängler dirigiert den „Ring“	339
KAPITEL 39: Der Kampf mit den Ratten — Friedelinde Wagner — Ende der Coronation Season — Toscanini in London — Die Wiener Philharmoniker	350
KAPITEL 40: Wiedersehen mit Heidelberg — Verhandlungen in Bayreuth — Sir Thomas und die Sänger — Ferien am Starnberger See — Die Salzburger Festspiele — Mannheim im Zeichen der Naziherrschaft	359
KAPITEL 41: Die Auseinandersetzung zwischen Toscanini und Furtwängler in Salzburg — Herbert Janssen als Emigrant in London — Wiedersehen mit Casals	370
KAPITEL 42: Mengelbergs Schwierigkeiten mit den Londonern — Furtwänglerbesuch im Schatten der Politik	374
KAPITEL 43: Anzeichen kommenden Unheils — Ribbentrop in London — Das Abkommen Hitler-Schuschnigg und die Absage Toscaninis — Der deutsche Einmarsch in Österreich — Gleichschaltung des Wiener Kunstlebens — Die Auflösung der österreichischen Gesandtschaft in London	377
KAPITEL 44: Covent Garden als Asyl emigrierter Künstler — Die Season von 1938 — „Elektra“ unter Beecham	385

	Seite
KAPITEL 45: Sommer 1938 in Deutschland — Ein Mitarbeiter von Pastor Niemöller — Begegnung mit „Putzi“ Hanfstaengl in England	390
KAPITEL 46: Die tschechoslowakische Krise	395
KAPITEL 47: Die Nazi ziehen die Schraube weiter an — Sir Thomas dirigiert für Schallplatten — Sibelius-Festkonzerte — Das neue politische Klima verunmöglicht das neue Furtwängler-Gastspiel in London — Meine Mutter emigriert von Berlin nach London — Weihnachten 1938 in Paris	398
KAPITEL 48: Felix Weingartner in London — Französischer Staatsbesuch in London — Ein Brief von Casals — Covent Garden Season 1939 mit Beecham und Weingartner — Paris — Kriegsvorbereitung in England	405

V. Teil: England im Krieg

KAPITEL 49: Einstellung der Arbeit in Covent Garden — Neuorganisation der Londoner Philharmoniker — Eine Ansprache Sir Thomas Beechams zugunsten der Philharmoniker — Seine Abreise nach Australien	414
KAPITEL 50: Churchill übernimmt die Führung Großbritanniens — England unter der Drohung der Invasion — Bin ich feindliche Ausländerin? — Hilfsaktion für die Londoner Philharmoniker	418
KAPITEL 51: Beginn des „Blitzes“ in London — Die Promenadenkonzerte während der Luftangriffe — Sir Thomas erhält einen Doppelgänger — Ein Abend mit J. B. Priestley — Eine Vorladung zur Polizei — Meine Wohnung zerstört — Mein neues Heim in Hampstead — Fortdauernde Luftangriffe — Zuflucht in Warwickshire — Wiederaufleben des Londoner Musiklebens — Richard Tauber als Dirigent — Englandreise der Philharmoniker unter Schwierigkeiten — Queen's Hall zerstört — Es wird weiter musiziert	424
KAPITEL 52: Englische Frauen-Organisationen im Krieg — Französische und russische Konzerte — Zehnjahresfeier der Londoner Philharmoniker — Mit Mrs. Churchill in einer Loge	443
KAPITEL 53: Londoner Musikleben im 5. Kriegsjahr — Nervenkrieg durch die „fliegenden Bomben“ — Die Landung der Alliierten in Frankreich — Bombeneinschlag in Lyncroft Gardens — Die 50. Promenaden-Season unter Sir Henry Wood — Tod Sir Henrys — Die „V 2“ über London	446
KAPITEL 54: Rückkehr Sir Thomas Beechams aus Amerika — Wiederaufnahme seiner Tätigkeit mit den Philharmonikern — Der Zusammenbruch des Nationalsozialismus	457
Schl u ß w o r t. Am Victory-Day in London	462
Personen- und Ortsregister	465

VORWORT

Dies Buch greift zwar auf das Musikleben der letzten siebenzig Jahre zurück, aber es beschäftigt sich hauptsächlich mit der Zeit der Jahrhundertwende. Wie jedes Gebiet kulturellen Lebens, ist auch das Musikleben bis zu einem gewissen Grade bedingt von den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen der betreffenden Epoche.

Aber nie zuvor ist die Musik in ähnlicher Weise ihres eigenen Lebens beraubt und als Mittel zum Zweck benutzt worden, wie im Zeitalter der Diktatur, wo der Kunst als solcher ihre Lebensberechtigung abgesprochen wurde.

Alles, was in diesem Buch beschrieben worden ist, entspricht durchaus den Tatsachen. Wir sehen, wie Konflikte entstehen aus den Zeitverhältnissen, und wir sehen, wie die Menschen und vor allem die Künstler sich nach ihrer Veranlagung und ihrem Charakter entsprechend verhalten.

Ich hoffe, daß dieses Buch als das betrachtet wird, was es sein soll: Ein ehrliches Dokument aus einer Zeit, in der Tradition und Freiheit der Kunst um ihre Erhaltung kämpften, als ein Stück Geschichte der deutschen Musik, die an Hitlers ungeheure Propagandamaschine gefesselt wurde, und der englischen, die ohne politischen Druck sich frei entfalten konnte.

B. G.

Kapitel 1

Städte von bestimmtem Charakter pflegen ihren Einwohnern einen besonderen Stempel aufzudrücken. Meine Vaterstadt Mannheim war eine solche Stadt, und seit dem Regime des kunstliebenden Fürsten Karl Theodor von der Pfalz, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, waren die Mannheimer bekannt für ihre Liebe zur Musik und zum Theater.

Die große Tradition der Stadt blieb immer lebendig und war von entscheidendem Einfluß auf manchen berühmten Mann. Der junge Goethe bewunderte ihre Kunstschatze und Sammlungen, für Mozart bedeutete sein Mannheimer Aufenthalt einen Wendepunkt in seiner Entwicklung. Charles Burney, der Freund Dr. Samuel Johnsons, schrieb im Jahre 1773 in Anerkennung des kurfürstlichen Orchesters: „... in der Tat, es sind darin mehr Solisten und gute Komponisten als in irgend einem andern Orchester Europas, es ist eine Armee von Generälen, die ebenso geeignet sind, eine Schlacht zu planen als sie zu schlagen.“ Lessing wurde beinahe Direktor des berühmten Mannheimer Theaters, eines der ersten in Europa, und Richard Wagners Laufbahn wurde entscheidend beeinflusst von seinem Mannheimer Freund, Emil Heckel, einem der frühesten Wagner-Enthusiasten (er gründete 1871 den ersten Richard-Wagner-Verein in Mannheim).

Meine Mutter entstammte einer der alten patriarchalischen Familien, die seit über zweihundert Jahren ihren Wohnsitz in Mannheim hatten. Mein Großvater väterlicherseits war ein bekannter Anwalt, und mein Vater wurde

(Vor 1914)

sein Partner. Ihr Büro lag am Schillerplatz, gegenüber dem im Jahre 1777 gegründeten Nationaltheater, in dem am 13. Januar 1782 die Uraufführung von Schillers Räufern stattfand. Mein Vater war ein glänzender Verteidiger und hatte eine große Praxis, aber außerhalb seines Büros durfte sein Beruf mit keinem Wort erwähnt werden. Er war ungewöhnlich musikalisch und spielte Geige und Bratsche mit einer Vollendung, die weit über das Maß des Dilettantismus hinausging. Solange er lebte, musizierte sein Quartett regelmäßig jede Woche mindestens einmal in unserem Hause. Von frühester Kindheit an saß ich dabei, und so wurde ich allmählich mit der ganzen Kammermusik vertraut.

Zu jener Zeit bestanden überall in Deutschland unzählige Konzertvereinigungen, die zum Teil auf eine jahrhundertalte Tradition zurückblicken konnten. Sie wurden fast alle von begeisterten Musikliebhabern geleitet, die meist über ungewöhnliches Wissen verfügten. Seine tiefe Neigung zur Kammermusik hatte auch meinen Vater veranlaßt, einen Konzert-Verein zu gründen. Mit einigen Freunden garantierte er das Geld für vier Kammermusikkonzerte in jedem Winter, zu denen berühmte Quartette eingeladen wurden. Wie aufregend waren immer die Konzerttage! Die Künstler wohnten meistens bei uns, und oft hielten sie ihre Proben in unserm Haus ab. Es gab für mich kein größeres Glück, als in diesen Konzerten neben meinem Vater zu sitzen und seine Partitur mitzulesen. Obwohl er sehr intensiv zuhörte, unterließ er nie, mich auf besonders klangschöne Stellen aufmerksam zu machen. Nach den Konzerten kamen die Künstler und andere Freunde meist bei uns zusammen. Ein Elternhaus solcher Art gibt etwas mit auf den Lebensweg, das stark und unabhängig macht, eine Art Schutz gegen alles, was einen von außen bedrängen mag, etwas, das einem niemand rauben kann.

Viele berühmte Musiker kehrten während meiner Jugend bei meinen Eltern ein. Musik bildete den Mittelpunkt, um den sich unser Leben drehte, und so wuchs ich in der Verehrung der großen Meister und ihrer Werke auf.

(Vor 1914)

Zur Zeit als die Kompositionen von Brahms, besonders seine Kammermusikwerke, bekannter wurden, bildete sich in Mannheim eine große Brahmsgemeinde. Wurde in der näheren Umgebung ein neues seiner Werke aufgeführt, so strömten die Mannheimer dorthin, um es zu hören. Einmal wurde meine Mutter nach Karlsruhe mitgenommen, um die dortige Erstaufführung der 3. Symphonie von Brahms unter Leitung von Felix Mottl zu hören, nachdem die Uraufführung im Dezember 1883 unter Hans Richter in Wien stattgefunden hatte. Wie bekannt, war Mottl ein Wagnerianer, ein Bayreuther, was in jenen Tagen automatisch bedeutete, daß er gegen Brahms eingestellt war. Wir, die heute Brahms und Wagner unabhängig voneinander verehren, mögen folgende Geschichte, die meine Mutter mir erzählte, für kaum glaublich halten. Nach dem Konzert in Karlsruhe kam Mottl ganz atemlos ins Künstlerzimmer und rief aus: „Gott sei Dank, den haben wir durchfallen lassen!“ Durch Verzerrung der Brahms'schen Tempi hatte er das Werk mit Absicht um seine Wirkung gebracht.

Brahms selbst war kein guter Interpret seiner Musik. Als er in dem historischen Rokokosaal des Mannheimer Theaters sein B-dur-Konzert spielte, griffen seine plumpen Finger oft daneben. Doch konnte das nicht den tiefen Eindruck trüben, den sein Spiel auf die Zuhörer machte.

Obwohl meine Familie von Anfang zu den leidenschaftlichen Brahmsianern gehörte, war sie keineswegs wagnerfeindlich. Meine Mutter wurde als ganz junges Mädchen mit nach Bayreuth genommen — was damals eine umständliche und langwierige Reise bedeutete. Das Bayreuth von 1889 war sehr verschieden von dem, das ich später kennenlernen sollte. Die Dirigenten jenes Jahres waren Hermann Levi, Felix Mottl und Hans Richter. Mottl dirigierte den „Tristan“ mit Alvary und Rosa Sucher, Richter die „Meistersinger“. Der „Parsifal“, mit dem unvergleichlichen Van Dyck in der Titelrolle und Amalie Materna und Therese Malten als Kundry, stand unter Levis Leitung. Aus der ganzen Welt strömten die Zuhörer zum Festspielhügel.

(Vor 1914)

Gekrönte Häupter und viele Musiker fand man unter den Gästen. Nach den Aufführungen traf sich alles im Festspielrestaurant, und jeder der Mitwirkenden wurde bei seinem Eintritt vom Publikum enthusiastisch begrüßt.

Mein Vater war ein so leidenschaftlicher Musikliebhaber, daß er sogar in seinem Büro eine Geige hatte, auf der er in freien Augenblicken spielte. Er war ein Kenner von Streichinstrumenten, und sein Urteil wurde so anerkannt, daß von ganz Deutschland, manchmal sogar vom Ausland Leute kamen, um ihn zu konsultieren. Er führte eine ausgedehnte Korrespondenz über alte Geigen, und ich nahm an diesen Fragen so lebhaften Anteil, daß ich selbst allmählich ganz gut auf diesem Gebiet Bescheid wußte. Immer war eine Anzahl von „wandernden“ Instrumenten in unserm Haus, und immer besaß mein Vater die genügende Anzahl für sein eigenes Streichquartett. Im Jahre 1900 sollte sich sein höchster Wunsch als Sammler erfüllen: Die „Vieuxtemps Stradivarius“ wurde ihm angeboten. Mein Vater konsultierte Joseph Joachim über dieses Meisterwerk des großen Cremoneser Geigenbauers. Joachim kannte natürlich das berühmte Instrument und sandte meinem Vater eine launige Postkarte mit den Worten: „Diese Antonio ist nicht von Pappe.“ Dies entschied den Fall, und mein Vater erwarb die Vieuxtemps. Einige Jahre später spielte das Joachim-Quartett in Mannheim. Joachim sah sich die Stradivari an, beanstandete aber, daß unter dem Steg zu viel Kolophonium sei. Mein Vater wollte dies mit einem seidenen Tuch entfernen, aber Joachim erklärte: „Ich mache das nie so, ich spucke einfach drauf, das ist die beste Methode, den Glanz des Lacks zu erhalten.“ Von da an reinigten wir unsere Instrumente nur noch nach dem Rat des großen Geigers.

Antonio Stradivarius hatte diese Violine im Jahre 1710, das in seine Glanzzeit fällt, gebaut. Das Instrument war immer in sorgsamten Händen und ist daher sehr gut erhalten. Es ist bekannt für seinen orange-goldenen Farbton, welcher den meisten Stradivari dieser Periode eigen ist,

(Vor 1914)

und der an den der schönsten Rembrandts erinnert. Das Instrument ist bekannt als „Die Vieuxtemps“, weil es im Besitz des großen Virtuosen Henri Vieuxtemps war. Alfred Hill, der hervorragende englische Kenner, sagte mir, daß seiner Meinung nach diese Stradivarius eine der aller-schönsten sei, die existiere.

Nachdem mein Vater diese Geige erworben hatte, ließ sein Sammeleifer langsam nach. Das edle Instrument war das Glück seines Lebens, und er trennte sich fast nie von ihm. Nach seinem Tode haben wir es behalten. Trotz aller verlockenden Angebote wäre es das Letzte gewesen, von dem meine Mutter und ich uns getrennt hätten. Als ich Hitler-Deutschland unter Umständen verließ, auf die ich später zurückkomme, nahm ich meine Stradivarius unter den Arm (die damaligen Gesetze enthielten noch kein Aus-fuhrverbot für Instrumente) — sie war für mich das Sym-bol für alles, was ich geliebt hatte und was ich nun hinter mir lassen mußte. Ich brachte sie nach London, wo die Firma Hill and Sons sie in Verwahrung nahm, während ich in Amerika war. Als ich nach England zurückkehrte, behielt ich sie eine Zeitlang bei mir. Gelegentlich spielte sie der Konzertmeister des London Philharmonic Orchestra in Konzerten von Sir Thomas Beecham, der ihren silbrigen Ton besonders in Mozarts Symphonien liebte. Bei Kriegs-ausbruch nahmen Hill and Sons sie wieder in Verwahrung. Sie entfernten sie während des „Blitzes“ aus der Gefahren-zone und brachten sie von einem geheimnisvollen Platz zum anderen. „Machen Sie sich nur keine Sorgen“, sagte der ehrwürdige Chef der weltbekannten Bond-Street-Firma, „Ihre Geige befindet sich in bester Gesellschaft.“ Und er erzählte mir, welche andern berühmten Instrumente mit meiner Vieuxtemps in Sicherheit gebracht worden waren. Diese Namen würden das Herz eines jeden Geigenlieb-habers höher schlagen lassen — aber ich darf sie nicht nennen. Es gehört zu den Gepflogenheiten der Firma, nicht über die Instrumente, die sie an der Hand hat, zu reden. Einen merkwürdigen Zufall möchte ich aber doch erwähnen,

(Vor 1914)

nämlich daß die „Vieuxtemps Guarnerius“ für eine Weile am selben Platz geborgen war wie die „Vieuxtemps Stradivarius“. So hatten sich die beiden Geigen, auf denen Vieuxtemps abwechselnd zu spielen gewohnt war, wieder zusammengefunden.

Zwischen meinem Vater und mir bestand ein besonderes Vertrauensverhältnis. Von ihm habe ich auch die Liebe zur Philosophie geerbt. Es wäre ihm zwar lieber gewesen, wenn ich mich ausschließlich der Musik gewidmet hätte, und er war mit meiner Absicht, auf die Universität zu gehen, nicht ganz einverstanden. Doch 1910 durfte ich mich in Heidelberg als Studentin der Philosophie immatrikulieren.

Ich war damals die einzige Frau an der Universität, die Philosophie als Hauptfach hatte. Es war in jener Zeit wunderbar für einen jungen und enthusiastischen Studenten, in Heidelberg zu leben. Mein Lehrer, der damals schon hochbetagte Philosoph Wilhelm Windelband, wurde sehr verehrt. Die berühmten Professoren, die damals in Heidelberg wirkten, wurden von den Studenten fast wie Götter angesehen, und wir saßen hingerissen zu ihren Füßen, mit einer Begeisterung, die das ganze Leben in diesen Studienjahren beschwingte. Mein Vater, immer bedacht, daß ich meine Geige nicht vernachlässige, wählte die Vorlesungen sorgfältig für mich aus — nicht zu viele — und ich konzentrierte mich zuerst auf griechische Philosophie. Daneben studierte ich Psychologie, Kunstgeschichte und Archäologie. Unter meinen Kollegen fand ich Freunde fürs Leben, und mein Gefühl der Verbundenheit mit der alten romantischen Universitätsstadt ist stets das gleiche geblieben.

Im Laufe meiner Studienzeit wurde ich nach England geschickt. Meine Eltern fürchteten, daß ich mich sonst zu sehr zu einem Blaustrumpf entwickeln würde. Diese Gefahr bestand allerdings, denn ich steckte bis über die Ohren in der Philosophie und hatte überhaupt kein Interesse für die Außenwelt. Ich wurde also in einer englischen Familie in Harrow als „paying guest“ einquartiert und begann von

(1914—1918)

da aus „die Welt“ zu erkunden. England, das ich von Anfang an liebte, lehrte mich eine neue Einstellung zum Leben. Die Unabhängigkeit und Unbekümmertheit des Engländer sind einem Deutschen fremd. Von Natur war ich schüchtern und leicht verlegen, aber viel davon habe ich in England verloren, wo ich zum erstenmal fühlte, was es heißt, in einem wirklich freien Land zu leben. Oft fuhr ich nach London, besuchte die Museen, stand Schlange, um einen „Pit“-Platz in den billigen hinteren Reihen der Theater zu ergattern. Ich sah so viele Shakespeare-Aufführungen wie möglich. Besonders haften blieb in meiner Erinnerung „Heinrich VIII.“ in His Majesty's Theatre, wo das großartige Spiel von Beerbohm-Tree als Kardinal Woolsey mich tief beeindruckte. Zum erstenmal sah ich ein Ballett — und was für ein wunderbares! Es war Pawlowa-Season im Palace Theatre, die berühmte Season, in der die Pawlowa von ihrem Partner Mordkin im Bacchanale von Glasunow fallen gelassen wurde und ihm darauf eine Ohrfeige gab. Viele Jahre später erzählte mir ein Mitglied der Londoner Philharmoniker, daß während der betreffenden Vorstellung die Eifersucht zwischen den Tänzern ihren Höhepunkt erreicht hatte. Die Begeisterung der Frauen, die sich ganz närrisch gebärdeten und ihren Liebling Mordkin nach jeder Nummer vor den Vorhang riefen, reizte die Wut der sonst so gefeierten Pawlowa. Ich saß da, bezaubert von einer mir völlig fremden Welt, nicht ahnend, daß es meinem späteren Chef, Sir Thomas Beecham, zu danken war, daß die Londoner ihre Liebe zum Ballett entdeckten. Er war es, der die russischen Tänzer zum erstenmal nach London brachte.

Kapitel 2

Die nächsten drei Jahre vergingen mit Universitätsstudium und Musik. Als 1914 der Krieg ausbrach, wurde

(1914—1918)

das Leben schnell umgestellt. Meine Mutter arbeitete in einem großen Lazarett, und ich tat das Meinige im Hospital der Firma Heinrich Lanz in Mannheim. Meine Sorge für die mir anvertrauten Patienten ging so weit, daß ich für meine bayrischen Kanoniere sogar Bier hereinschmuggelte und in ihren Stulpenstiefeln versteckte. Die armen Kerle, riesige Männer, waren mit der normalen Bierration keineswegs zufrieden. Ich kann von Glück sagen, daß ich nicht erwischt wurde!

Viele meiner Studienkollegen wurden sofort eingezogen — wenige von ihnen sah ich wieder. Ein kleiner Kreis blieb übrig, und obwohl ich nicht oft nach Heidelberg fahren konnte, nahm ich an einem philosophischen Seminar teil, das Windelband in seinem Haus abhielt. Wir waren nur zu acht. Im ersten Kriegswinter las er mit uns Kants „Prolegomena“ und im zweiten „Die Kritik der reinen Vernunft“. Es waren unvergeßliche Stunden. Der erste Weltkrieg war in keiner Weise, was man einen „totalen Krieg“ nennt, und während der vier Kriegsjahre wurde das geistige und künstlerische Leben in Deutschland in vollem Maße aufrechterhalten. Die verantwortlichen Stellen trugen Sorge, daß Männer, die für Oper, Schauspiel und Konzerte oder andere Gebiete des öffentlichen Lebens unentbehrlich waren, vom Kriegsdienst befreit wurden. Vielleicht genoß man ein gutes Theaterstück oder eine Oper noch mehr als in normalen Zeiten. Die Menschen kamen in zwangloser Weise zusammen; mehr als je spielten wir zu Hause Quartett. Ob die Heeresberichte gut oder schlecht waren, das Leben im damaligen Deutschland war immer anregend.

Als Bodanzky nach dem ersten Kriegsjahr an die Metropolitan Opera nach New York verpflichtet wurde, gab es in Mannheim natürlich eine große Diskussion um die Frage seines Nachfolgers als Hofkapellmeister. Eine Wahl im Sinne der musikalischen Tradition der Stadt war nicht leicht, um so mehr als durch den Krieg gewisse Grenzen gezogen waren. Alle Theater- und Konzertfragen wurden damals in unserer Stadt von der „Theater-Kommission“ ent-

(1914—1918)

schieden. Unter den Bewerbern wurde eine engere Wahl getroffen, und ein kleines Komitee, begleitet von Bodanzky, fuhr nach Lübeck, um sich einen der Kandidaten anzuhören. Der junge Dirigent war kaum achtundzwanzig Jahre alt. Er dirigierte „Fidelio“, und während er selbst glaubte, daß seine Leistung weit von dem entfernt war, was man vom zukünftigen Mannheimer Hofkapellmeister erwartete, war er bereits einstimmig gewählt worden. Die Theater-Kommission hatte sein Genie erkannt. Es war Wilhelm Furtwängler.

Er trat seine Stellung in Mannheim im September 1915 an, als erster Dirigent der Oper und Leiter der Musikalischen Akademien, der traditionsreichen Konzerte der Stadt, die seit 1779 bestanden. Die Mannheimer hatten die Angewohnheit, ihren Hofkapellmeister als eine Art Halbgott zu betrachten. Er war ein allgemeiner Besitz, und was er sagte und tat, war das Gespräch des Tages. Für Furtwängler war diese Popularität etwas peinlich, denn er war von übergroßer Schüchternheit und versteckte sich daher im Anfang nur zu gern hinter dem Rücken von Oscar Grohé, dem intimen Freund von Hugo Wolf, der als Mitglied der Theater-Kommission sehr geeignet war, den Neuling unter seine Fittiche zu nehmen.

Furtwänglers erste Aufführung war „Der Freischütz“. Er dirigierte diese Aufführung noch in Anwesenheit seines Vorgängers, der mit meiner Mutter in der Mittelloge des Theaters saß. Diese erste Leistung war vielversprechend, und vollends sein erstes Konzert, mit der c-moll-Symphonie von Brahms, gab den Mannheimern das beruhigende Gefühl, daß der neue Mann, dem ihr Musikleben anvertraut war, trotz seiner Jugend imstande sein würde, den Ruhm und die alte Kunsttradition der Stadt würdig fortzuführen.

Eines Nachmittags klingelte es an unserer Haustüre. Meine Mutter rief dem Mädchen zu: „Ich bin nicht zu Hause!“ Es war aber schon zu spät. Ein hochaufgeschossener junger Mann mit einem ungewöhnlich langen Hals, mit großem schwarzem Hut und Lodencape stand in der

(1914—1918)

Diele — Wilhelm Furtwängler. Dies war keineswegs sein erster Besuch in meinem Elternhaus. Seine Großmutter hatte in Mannheim gelebt, und unsere beiden Familien kannten sich seit Jahren. Als kleiner Junge kam er oft auf Ferienbesuch zu seiner Großmutter. Schon in früher Jugend versuchte er sich im Komponieren, und meine Mutter erzählte mir, daß mein Vater mit seinen Freunden das erste Quartett spielte, das der damals Fünfzehnjährige geschrieben hatte. Die Stimmen waren kaum zu lesen, und der halbwüchsige Furtwängler, mit einem Kopf voll goldener Locken, rannte von einem Pult zum andern, um zu erklären, was er meinte. Nun war aus dem Jungen ein Mann geworden, und die alte Freundschaft wurde erneuert. Mein Vater war voller Interesse für ihn, und bald fühlte sich der junge Musiker wieder bei uns zu Hause und fand ein williges Ohr für alle Probleme seines neuen Lebens.

Das Anziehendste an Furtwänglers feinem Künstlerkopf mit der edlen hohen Stirn waren seine Augen. Groß, tiefblau und ausdrucksvoll, hatten sie oft etwas Visionäres. Sie waren meist leicht verschleiert und halb geschlossen, wenn er dirigierte oder Klavier spielte, aber sie konnten auch groß aufgerissen sein und eine ungewöhnliche Vitalität ausstrahlen, wenn er diskutierte oder an einer ihn interessierenden Unterhaltung teilnahm. Manchmal, wenn er in weicher und glücklicher Stimmung war, nahmen sie einen strahlenden und zärtlichen Ausdruck an.

Furtwängler war ein komplizierter Charakter. Er hatte eine logische und eindringliche Art zu denken, und seine geistige Überlegenheit machte sich schnell im Gespräch geltend. Andererseits war er schüchtern bis zur Überempfindsamkeit. Selbst als er schon im öffentlichen Leben stand, blieb er menschen scheu. Manchmal schien es, als ob er sich nur in Gesellschaft seines riesigen Hundes „Lord“ wohl fühlte, der ihm auf Schritt und Tritt folgte und sogar während der Proben nicht aus seinem Zimmer im Theater wich, so daß niemand den Raum ungefährdet betreten konnte.

(1914—1918)

Niemals ist er ein „homme du monde“ geworden, aber er hat neben seinem musikalischen Genie viele andere Gaben für das Leben mitbekommen. Er hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen. Seine beiden Eltern entstammten Gelehrtenfamilien, in denen Musik eifrig gepflegt wurde. Von ihnen hat er die Liebe zum Schönen und zur bildenden Kunst geerbt. Seine Mutter war eine begabte Malerin, die sehr reizvolle Bilder von ihren vier Kindern gemalt hat. Sein Vater, der bekannte Archäologe Adolf Furtwängler, war eine Autorität auf dem Gebiet griechischer Vasen und Münzen. Er war Direktor der Münchner Glyptothek und Professor an der Universität München und wurde von seinen Studenten nicht minder geliebt als von seinen Kindern, deren ältestes Wilhelm war. Die Reisen, die Vater und Sohn in Furtwänglers Jugend nach Italien und Griechenland unternahmen, erschlossen dem Jüngling die Welt der Antike und der Renaissance, die ihm sein ganzes Leben hindurch so viel bedeutete. Später, auf unseren Reisen, galt wenn möglich sein erster Besuch in jeder Stadt dem Museum. Bei unserm ersten Aufenthalt in London sahen wir die Elgin Marbles und die unvergleichliche Vasensammlung im Britischen Museum, die für ihn einen Teil der Welt, in der er aufgewachsen war, bedeutete.

Eine der Liebhabereien, mit denen er sich manchmal seine freie Zeit als Entspannung von seinem anstrengenden Leben vertrieb, hing eng zusammen mit seiner Liebe zur bildenden Kunst. Allerhand Photographien berühmter Gemälde und Skulpturen wurden auf einen Tisch geworfen, eine Person wurde aus dem Zimmer geschickt und die Bilder verdeckt, mit Ausnahme eines kleinen Details, anhand dessen der Hereingerufene dann das Kunstwerk identifizieren mußte. Furtwängler selbst ging nie fehl — besonders liebte er das Spiel mit Reproduktionen der Michelangelo-Fresken aus der Sixtina — seine sichere Kenntnis dieser Dinge war ganz ungewöhnlich.

Furtwänglers Vater war einer der ersten Deutschen, die dem Skisport huldigten. Er nahm seine Söhne schon als

(1914—1918)

kleine Jungen mit auf Touren in die Bayrischen Alpen. Wilhelm wurde ein vorzüglicher Skiläufer, und noch heute ergreift er jede Gelegenheit, im Winter einen Urlaub im Schnee zu verbringen. Er war überhaupt ein guter Sportler. Er spielte gut Tennis, schwamm und segelte. Tanneck, das Landhaus der Familie, lag am schönen Tegernsee und war ein Paradies für die heranwachsenden Kinder. Furtwängler war auch ein guter Reiter, aber als Autofahrer war er gelegentlich zu temperamentvoll. Er konnte nicht vertragen, daß sich irgend ein Gefährt vor ihm auf der Landstraße befand, und seine Leidenschaft, alles zu überholen, brachte ihn gelegentlich in Konflikt mit den Behörden. Kaum war er im Besitz eines Führerscheins und eines schönen Daimler-Benz, als er Richard Strauß anbot, ihn nach dem Hotel Adlon, wo er wohnte, zu fahren. Es war nach einer Probe in der Staatsoper, und die beiden Musiker fuhren in tiefem Gespräch die Linden entlang und schnurstracks in einen nagelneuen weißen Wagen vor dem Hotel Bristol hinein, der völlig zertrümmert wurde. Furtwängler und Strauß blieben unverletzt und kamen mit dem Schrecken davon, es erwachsen ihnen aber nachher allerhand Ungelegenheiten aus diesem Unfall.

Seine Liebe zum Sport und zur körperlichen Ausbildung, die Furtwängler von seinem Vater ererbt hatte, ist ihm immer gut zustatten gekommen. Weit davon entfernt, ein Weichling zu sein, vergißt er nie, an seine Gesundheit zu denken. Ist der Tag auch noch so besetzt, so hält er doch streng seine zwei Spaziergänge ein, und selten geht er zu Bett, ohne ein Luftbad genommen zu haben. Wahrscheinlich verdankt er dieser Selbstdisziplin, daß er kaum je erkältet ist. Auch mit seiner Nahrung ist er vorsichtig. Er ist nahezu Vegetarier, raucht nicht und trinkt kaum. Besonders vor einer Aufführung nahm er nur ganz leichte Kost, zwei Eier oder Reis, etwas Obst oder Kompott. Im Zwischenakt von langen Opern, wie „Götterdämmerung“, ißt er Butterbrote, Nüsse und Obst und trinkt sehr reichlich reinen Fruchtsaft.

(1914—1918)

Der schüchterne junge Mann im langen Cape, der damals in unser Haus geschneit kam, sollte für viele Jahre der Mittelpunkt meines Lebens werden. Zunächst zog mich seine Art zu musizieren an, es war eine Offenbarung für mich. Dabei rührte mich seine Bescheidenheit und Einfachheit. Ich war auch so beeindruckt von seiner umfassenden Bildung auf jedem Gebiet, daß ich mir ganz klein vorkam. Es dauerte lange, bis der Abstand, den mein Respekt zwischen uns aufgerichtet hatte, überwunden wurde. Und doch war Furtwängler immer die Natürlichkeit selber.

Eines Tages wurde aber meiner Befangenheit ein Ende bereitet. Wir hatten uns zufällig auf einer Gesellschaft bei einem Heidelberger Professor getroffen und gingen zusammen nach Hause. Es war Frühsommer. Als wir an die alte Neckarbrücke kamen, mit ihrem schönen Blick auf das Heidelberger Schloß, saß dort ein altes verhutzelttes Weiblein und verkaufte die ersten Kirschen. Furtwängler erstand eine Tüte voll und erklärte: „Jetzt wollen wir mal sehen, wer am weitesten spucken kann.“ Da standen wir also und spuckten unsere Kirschensteine voller Vergnügen in den Neckar. Dieser Moment war es eigentlich, der unsere jahrelange Freundschaft besiegelte. Erst später erfuhr ich, daß „um die Wette spucken“ bei der ganzen Familie Furtwängler ein sehr beliebtes Spiel war, bei dem der Vater den Söhnen um nichts nachstand. Furtwängler selber betrachtete sich als Champion auf diesem Gebiet, und im Interesse unserer zukünftigen Freundschaft war es vielleicht ganz gut, daß er der Sieger war — an jenem heitern Tag, als wir Kirschen aus der gleichen Tüte aßen und uns über das Gemäuer der alten Neckarbrücke lehnten, während auf dem Fluß glückliche Studenten in ihren Boten sangen.

Furtwängler war in den Universitätskreisen zu Hause, und während der Sommermonate kam er von Mannheim oft nach Heidelberg herüber. Wir wanderten dann den Neckar entlang zur Stiftsmühle oder auf den Königstuhl. Manchmal verbrachten wir auch den Abend mit einem der Professoren, dem „Geist von Heidelberg“, wie sie genannt

(1914—1918)

wurden. Da war Ludwig Curtius, der bedeutende Archäologe und große Gelehrte, welcher Assistent von Furtwängler Senior und der Erzieher des Sohnes gewesen, da waren die Philosophen Rickert und Jaspers, der bekannte Soziologe Max Weber, und Friedrich Gundolf, der junge romantische Freund des Dichters Stefan George.

Bald verbanden uns gemeinsame Interessen. Wenn Furtwängler abends zu meinen Eltern zum Essen kam, richtete er es meistens ein, eine Stunde früher da zu sein, und kam herauf zu mir in mein Sanktum. Dann unterhielten wir uns über meine Studien, über Bücher und Musik. Allmählich begann er mit mir über seine eigene Arbeit und seine Pläne zu sprechen, und bald war ich auf bestem Wege, eine Art vertraulicher Sekretärin zu werden.

Furtwängler verband einen klaren Geist mit fast übertriebener Weltfremdheit. Seine Sensitivität vertrieb ihn in jeder Gesellschaft in irgend einen Winkel, aber auf Frauen übte er eine große Anziehungskraft aus. Wenn sie nicht von seinem musikalischen Genie gefangen wurden, so sicherlich von seiner Persönlichkeit. Viele sagten, es sei etwas von einem Parsifal in ihm, mit seinem reinen und klaren Blick und der weichen Stimme, die manchmal so schmeichelnd war, daß der einfachste Satz wie eine leidenschaftliche Liebeserklärung klingen konnte.

Trotzdem gab es niemanden auf der Welt, auch nicht die geliebteste Frau, die imstande war, ihn jemals von seiner Arbeit abzuziehen. Immer kam seine Musik zuerst. Vor seiner Heirat gab er in einem Brief an mich, die er so vertraut mit seinen Lebensgewohnheiten wußte, seiner Sorge Ausdruck, ob seine zukünftige Frau ihn in dieser Hinsicht ganz verstehen würde.

In seiner Arbeit war Furtwängler ein merkwürdiges Gemisch von künstlerischer Intuition und abwägendem Verstand. Diese beiden Eigenschaften sind seine ganze Entwicklung hindurch aufzuweisen. Sie schienen manchmal im Kampfe zu liegen, bis sie sich in seinen reiferen Jahren ausbalancierten. Von seiner Musik war er besessen und

(1914—1918)

so auf sie konzentriert, daß alles andere notgedrungen in den Hintergrund trat. Sogar als er schon Dirigent der Berliner Philharmoniker war, pflegte er bei Beginn der Probe auf das Podium zu stürzen und sofort den Taktstock zu erheben, als ob er es nicht erwarten könne, zu beginnen. Ich entsinne mich, wie das Orchester sich darüber bei mir beklagte, daß er nicht einmal „Guten Morgen“ sagte. Als ich vorsichtig versuchte, ihm das beizubringen, war er wie aus allen Wolken gefallen — aber von da an fing nie eine Probe ohne ein freundliches Wort seinerseits an.

Dieser kleine, an sich nebensächliche Vorfall ist ein Beitrag zu dem so vielseitigen Problem des Verhältnisses zwischen einem Orchester und seinem Dirigenten. Von Anfang an stand Furtwängler in großem Ansehen bei den Orchestern, die er leitete. Niemals kam der leiseste Zweifel über sein ernstes und berufenes Musikertum auf; aber bis der Idealzustand erreicht war, bis er seine Aufgabe nicht nur von der musikalischen, sondern auch von der psychologischen Seite zu meistern imstande war, gab es verschiedene Stadien in seinem Verhältnis zum Orchester, welche typisch für das eines jeden Dirigenten zu seinen Musikern sind, sogar wenn die Autorität des Kapellmeisters nicht von einem weltberühmten Namen unterstützt wird. In seinen Entwicklungsjahren hatte Furtwängler oft zu kämpfen mit dem Konflikt zwischen Technik und künstlerischer Vision. Er war ein Mann von schonungsloser Selbstkritik, der seine Schwächen kannte und sie zu überwinden trachtete. In solchen Momenten der Unsicherheit dirigierte er manchmal unruhig und nervös, und dann war es nicht leicht für das Orchester, ihm zu folgen. Unzweideutig waren von Anfang an die ausdrucksvollen Bewegungen seiner wunderbaren Hände, welche die Musik auf eine unsichtbare Leinwand zu malen oder aus einer unsichtbaren Masse zu modellieren schienen. Aber sonst gestikuliert er nach allen Richtungen, schüttelte dauernd den Kopf, ging auf dem Podium herum, schnitt Grimassen, wenn „etwas vorkam“, stampfte, sang, schrie und spuckte sogar, so daß es ein bekannter Witz

(1914—1918)

unter den Musikern war, daß die ersten Pulte bei Furtwängler mit einem Regenschirm bewaffnet werden müßten. Durch gelegentliche Unklarheit seiner Bewegungen entstanden hin und wieder Schwierigkeiten mit den Musikern, die sich darüber beklagten, daß sie seine Zeichengebung nicht verstünden — und dies grämte ihn sehr.

Aber nach und nach meisterte er die Situation. Er sah ein, daß er sein Augenmerk auf zwei gleich wichtige Dinge richten müsse: seine Technik einerseits und sein Verhältnis zum Orchester als dem Medium und verstehenden Freund andererseits. Er war sich wohl bewußt, daß es nichts Empfindlicheres und Feinfühligere, aber auch nichts Klarersehendes und Schonungsloseres gibt als ein Orchester. Nur mit großer Einfühlungsgabe, mit feinstem Takt, mit unbeirrbarer Geschicklichkeit Stimmungen zu handhaben, mit Güte, aber auch mit unbestrittener Autorität war es zu meistern. Im Laufe der Zeit ergab sich das alles. Seine Orchester vergötterten ihn, obwohl er oft das Unmögliche verlangte und selten ein Wort des Lobes oder des Dankes hatte. Aber seine Musiker wußten allmählich, daß ein ermunterndes Nicken von ihm während der Aufführung, halb in Trance, eine größere Anerkennung bedeutete als ein gesprochenes Wort des Lobes.

Furtwängler war ein ausgezeichnete Klavierspieler. Sein samtweicher Anschlag wurde von manchem Pianisten beneidet, und es war ein großes Erlebnis, ihn eine der Beethoven-Sonaten, die Mondschein- oder die Hammerklaviersonate, spielen zu hören. Sogar am Klavier hatte er die seltsame Gabe, die Musik in einer monumentalen und plastischen Art zum Leben zu erwecken. Er kannte die gesamte Klavier- und Kammermusik, und durch ihn gingen mir die letzten Beethoven-Quartette in ihrer ganzen Größe auf. Er spielte sie wunderbar auf dem Klavier, gleichzeitig eruptiv und durchsichtig klar. Nie werde ich vergessen, wie er mir einmal die Neunte von Anfang bis zu Ende am Klavier vordemonstrierte und mir etwas von dem wahren Sinn und der inneren Bedeutung dieses Meisterwerkes aufschloß.

(1914—1918)

Bald wurde das Mannheimer Theater der Mittelpunkt meiner Interessen. In der gleichen Loge, die meine Familie seit der Zeit meiner Urgroßeltern inne hatte, hörte ich zum erstenmal die großen Werke der Opernliteratur. So oft wie irgend möglich wohnte ich Furtwänglers Proben bei, und mein Leben, an sich schon reich und voller Abwechslung, wurde verschönt durch seine Freundschaft.

Doch es waren ernste Zeiten, und trotz unseres erfüllten Daseins lastete der Krieg schwer auf uns allen. Auch mein persönliches Leben war voller Sorge. Mein Vater zeigte Anzeichen einer schweren Krankheit, von der er nicht mehr genesen sollte. Er starb im Juli 1918, ehe sich das Schicksal gegen Deutschland entschieden hatte. Eine sehr glückliche Ehe hatte meine Eltern verbunden; mein Verhältnis zu meinem Vater war ein sehr inniges gewesen. Mutter und ich hatten das Gefühl, daß unser Leben nun vorbei sei, und wir zogen uns in die Abgeschiedenheit des Schwarzwaldes zurück.

Als mein Vater starb, war Furtwängler auf Urlaub. Ich war zwar seiner Freundschaft gewiß, aber ich war stets der Meinung, daß sein Interesse an unserm Haus sich auf die Person meines Vaters konzentrierte, und so wußte ich nicht, ob mit meines Vaters Tod nicht auch unsere Beziehung sich ändern würde. Aber eines Tages schrieb er mir, er sei in Mannheim zurück und wolle allerhand mit mir besprechen. Ob ich nicht kommen könnte? Ich ging. Wir trafen uns in unserm Haus, das so tot und leer und seines lebendigen Geistes beraubt schien. An jenem Abend stellte mich Furtwängler auf meine eigenen Füße. „Ich weiß,“ sagte er, „daß Sie ein tapferer Mensch und dem Leben in jeder Form gewachsen sind.“ Sein Zuspruch flößte mir Mut ein und gab mir das Selbstvertrauen wieder, das ich gänzlich verloren hatte.

Immer häufiger besprach er mit mir die Dinge, die ihn gerade bewegten, und zog mich so mehr und mehr in sein Leben hinein. Ich fühlte, daß ich benötigt wurde, und das war es, wonach ich mich stets mehr als nach irgend etwas anderem gesehnt hatte.

(1918)

Bald sollte eine weitere Aufgabe an mich herantreten. Mein Vater war die Seele seines Konzertvereins gewesen. Wer sollte ihn ersetzen? Es wurde der Vorschlag gemacht, mir seinen Platz im Vorstand einzuräumen. Ich zögerte natürlich, es war damals noch nicht Sitte, daß Frauen in Komitees dieser Art saßen. Wieder war es Furtwängler, der mich ermutigte. Er erklärte, daß ich der einzig richtige Nachfolger für meinen Vater sei, ohne zu ahnen, daß die Kenntnisse und Erfahrungen, die ich mir dadurch erwarb, ihm eines Tages zugute kommen sollten.

Inzwischen war der schicksalschwere Monat November 1918 herangekommen und damit der Waffenstillstand. Die Entspannung war so groß, daß nur wenige sich klar machten, was die Waffenstillstandsbedingungen für Deutschland bedeuteten.

Als Furtwängler nach Mannheim kam, stand seine hervorragende Begabung außer Zweifel, aber noch fehlte ihm die Erfahrung, und er war sich dessen vollkommen bewußt. Dennoch war schon damals jede einzelne seiner Aufführungen ungewöhnlich, und so war es kein Wunder, daß er immer mehr zu Gastspielen eingeladen wurde. Indessen — ganz im Gegensatz zu andern jungen Dirigenten, die ich kannte — widerstand er allen diesen Verlockungen. Er hatte genug Selbstdisziplin, um abzuwarten, und war fest entschlossen, so lange wie möglich an seiner musikalischen Ausbildung zu arbeiten. Während der zwei letzten Jahre seiner Mannheimer Tätigkeit wurde es allerdings schwer für ihn, an diesem Entschluß festzuhalten.

Im ersten Jahr nach dem Krieg war alles Reisen in Mitteleuropa sehr erschwert, und es wollte scheinen, daß Willem Mengelberg, der damals neben seinen traditionellen Concertgebouw-Aufführungen auch die Frankfurter Museumskonzerte leitete, seine Frankfurter Tätigkeit nicht weiter ausüben könnte. Nichts war naheliegender als das Angebot an Furtwängler, die Leitung der Museums-

(1919)

konzerte mit seinen Mannheimer Verpflichtungen zu verbinden. Aber obwohl er gelegentlich als Gastdirigent nach Frankfurt fuhr, lehnte er den Antrag ab, weil er der Ansicht war, daß er neben der umfangreichen Mannheimer Arbeit keine weitere feste Verpflichtung übernehmen könne.

Weit schwerer als diese Ablehnung war für ihn, Wien gegenüber die richtige Entscheidung zu treffen. Er war im Dezember 1918 als völlig unbekannter Dirigent nach Wien gekommen, um ein Konzert des dortigen Symphonieorchesters zu leiten. Am Tag nach dem Konzert, in dem er die 3. Symphonie von Brahms aufführte, wurde er vom Wiener Publikum und der Presse einstimmig als die bedeutendste und interessanteste Kapellmeisterscheinung der jüngeren Generation erklärt. Von diesem Augenblick an suchten die Wiener ihn für sich zu gewinnen, wann es nur möglich war, und seine erste Wiener Verpflichtung war eine Reihe von Konzerten mit dem Symphonieorchester, der sogenannte „Tonkünstlerzyklus“, dessen Leitung er 1919 übernahm. Er selbst war von Wien berauscht. Unter seinen Freunden dort waren Menschen, die Bruckner, Brahms und Mahler gekannt hatten, und er fühlte sich zu Hause in dieser Atmosphäre von Tradition und wirklichem Verständnis. Und doch hielt er an der Mannheimer Arbeit fest, die ihm allein die unumgänglich nötige Grundlage und Erfahrung für die Zukunft geben konnte. Zwar fuhr er von Zeit zu Zeit nach Wien, aber die wenigen Reisen, die er sich erlaubte, wurden immer schwieriger. Als er einmal inmitten einer solchen Fahrt wegen mangelnder Zugverbindung stecken blieb, schrieb er mir resigniert, er fürchte, seine Wiener Konzerte ganz an den Nagel hängen zu müssen.

Mittlerweile nahm seine Karriere einen meteorgleichen Aufstieg. Er hatte bereits einigemal in Berlin dirigiert, und ebenso wie die Wiener hatte er die Berliner im Sturm erobert. Als im Jahre 1920 Richard Strauß die Berliner Staatskapellenkonzerte aufgab und nach Wien übersiedelte, wurde Furtwängler zum Probeführen eingeladen. Schon in der Pause, bei der ersten Probe, wurde er vom Orchester

(1920)

einstimmig gewählt und für die Spielzeit 1920/21 verpflichtet. Dem stand nichts mehr im Wege, da sein Mannheimer Vertrag im Juli 1920 ablief.

Zu gleicher Zeit, als Furtwängler in Berlin seinen entscheidenden Erfolg hatte, lieferte ich meine Doktorarbeit ab: „Kunst und Wissenschaft als Mittel der Welterfassung.“ Rickert, Nachfolger von Windelband und Dekan der philosophischen Fakultät Heidelberg, mit dem ich ausgezeichnet stand, wußte zwar, woran ich arbeitete, aber, wie es bei philosophischem Studium üblich ist, hatte ich außer dem Thema nichts über die Ausführung meiner Doktorarbeit besprochen und selbständig gearbeitet. Er lehnte die Dissertation als zu unabhängig ab und schlug mir vor, ein weiteres Jahr daran zu wenden und sie unter seiner Leitung umzuarbeiten. Ich war völlig vor den Kopf geschlagen. Nach allen Hindernissen, die sich immer wieder meinem Studium in den Weg gelegt hatten, dem Krieg, dem Tod meines Vaters, befürchtete ich, daß ich niemals meinen Doktor machen würde, und nach meiner Unterredung mit Rickert, der nahe der alten Brücke wohnte, ging ich hinunter an den Neckar und ließ zunächst mal meinen Tränen freien Lauf. Bald fand ich aber meinen Mut wieder und auch einen Ausweg aus meinen Schwierigkeiten. Im damaligen Deutschland gab es ja verschiedene Schulen der Philosophie, und es bestand daher die Möglichkeit, daß ein Philosoph etwas ablehnen konnte, was einem andern gut und annehmbar erschien. Ich reichte daher meine Arbeit in Frankfurt ein. Sie wurde sofort angenommen, und ich machte mein Examen.

Meine Übersiedlung nach Frankfurt hatte noch andere Vorteile. Furtwängler hatte neben den Berliner Staatsoperkonzerten inzwischen die Leitung der Frankfurter Museumskonzerte übernommen und reiste regelmäßig hin und her zwischen Berlin, Frankfurt und Wien, wo er ebenfalls einige Verpflichtungen eingegangen war. Wenn er nach Frankfurt kam, hatte er immer viel mit mir zu besprechen. Im Januar 1921 schlug er mir vor, nach Berlin zu kommen. Dort wäre

(1921)

der Mittelpunkt des deutschen Musiklebens, dort fände sich für jeden ein Feld. Ich folgte seinem Ruf.

Die politische und wirtschaftliche Lage des Landes war ernst, aber Berlin war voll pulsierenden geistigen Lebens. Alte Freunde tauchten auf, und schnell fanden sich neue. Ich hörte viel Musik und ging natürlich in alle Konzerte der Staatsoper, die am Donnerstag im Opernhaus stattfanden. Diese Konzerte waren — wie z. B. auch die der Wiener Philharmoniker — eine eigene Angelegenheit des Orchesters, das gleichzeitig das Opernorchester war. Berühmte Dirigenten hatten an seiner Spitze gestanden. Karl Muck, Felix Weingartner und von 1908 bis 1920 Richard Strauß. Trotzdem kaum je ein Billett im freien Handel zu haben war — alles war durch Abonnement belegt — war ich bald glückliche Besitzerin eines Platzes in einer der Logen über dem Orchester, wo Max Liebermann regelmäßig zu sitzen pflegte und unzählige Skizzen machte.

Ja, Berlin war eine aufregende Stadt. Eine Unmenge von Konzerten fanden statt, zu denen alles strömte. Unter den Dirigenten war ein starker Wettbewerb, und jedes Konzert war ein neuer Kampf um die Aufrechterhaltung des erworbenen Namens durch gesteigerte Leistung.

Trotz der politischen Depression und des materiellen Elends war das Deutschland von damals durchpulst von freiem kulturellem Leben. Wie viel wurde allein auf dem Gebiet der Musik unternommen! Im Frühjahr 1921 fand in Wiesbaden das erste Brahmsfest nach dem Kriege statt. Diese Feste wurden von der Deutschen Brahmsgesellschaft seit 1909 veranstaltet. Eine erlesene Gemeinde von Musikliebhabern aus allen Teilen Europas versammelte sich bei dieser Gelegenheit. Die Künstler betrachteten es als große Auszeichnung, zu diesen Veranstaltungen zugezogen zu werden. Ich erinnere mich noch gut an die anwesenden alten Freunde aus dem Schumann-Brahms-Kreis, die zu den Brahmsfesten in Wiesbaden 1921 und in Hamburg 1922 gekommen waren: Professor Julius Röntgen (geb. 1855) und Fräulein Engelmann aus Utrecht, auch Eugenie Schumann (geb.

(1921)

1851), die Tochter von Robert und Clara, und der neunzigjährige Alwin von Beckerath, der zu den intimen Freunden von Brahms zählte.

Die Brahmsfeiern waren aber keineswegs die einzigen Musikfeste, die nach dem Krieg stattfanden. Da waren noch die berühmten Schlesischen Musikfeste, die Händel-Feste, die verschiedenen Veranstaltungen von Gruppen der Internationalen Gesellschaft für neue Musik und gelegentliche Opernfestwochen. Dies alles wurde möglich gemacht teils durch Hilfe von Enthusiasten, teils durch Unterstützung von seiten der Städte, in denen die Konzerte stattfanden, und die Stimmung der Teilnehmer war immer so gehoben, daß jeder für eine kurze Spanne Zeit vergessen konnte, daß draußen eine „rauhe Wirklichkeit“ bestand.

Im Sommer 1921 fuhren meine Mutter und ich zum erstenmal nach dem Krieg wieder in das Engadin. Meine Eltern und Großeltern hatten dort stets ihren Sommer verbracht. Der gleiche Kreis von Freunden fand sich in jenem herrlichen Tal alljährlich zusammen. Einer von ihnen war Simrock, der bekannte Brahms-Verleger, und Hanslick, Brahms' treuer Anhänger und Gegner Wagners, auf den die Figur des Beckmesser in den Meistersingern besonders gemünzt ist.

Furtwängler begleitete uns auf dieser Reise. Dieses eine Mal gönnte er sich einen dreiwöchigen Ferienaufenthalt ohne Arbeit. Wir unternahmen viele Touren, und er verfiel sofort dem Zauber der großartigen Hochgebirgslandschaft. Er war ein vorzüglicher Bergsteiger. Sein Vater hatte ihn von frühester Jugend dazu erzogen. Mit sicherem Schritt seiner langen Beine kletterte er auf die Berge, ohne die Wege zu benutzen. Oft nahmen wir unser Essen mit und verbrachten den Tag auf irgendeinem Gipfel. Manchmal aber machten wir auch richtige Gletscherbesteigungen durch Schnee und Eis. Auf diesen Touren ging es sehr methodisch zu. Schweigend und langsam machten wir den Aufstieg, erst oben

(1921)

wurde ausgeruht. Furtwängler lagerte sich auf seinen Rock und atmete tief die klare Luft, und hier, im Frieden dieser hehren Einsamkeit, mit der Kette der Schneeberge und ihrer Gletscher um uns, sprachen wir über unsere Ziele und Hoffnungen. Nach diesem ersten gemeinsamen Engadiner Aufenthalt verbrachten wir jeden Sommer im Engadin.

Einige Jahre später, 1924, erwarb Furtwängler sein eigenes Haus dort, auf einem schönen, einsamen Abhang zwischen Pontresina und St. Moritz. Haus „Acla Silva“ war sehr behaglich. Es hatte zuvor einem Maler gehört, und das große Atelier ergab einen wunderbaren Musikraum. Frau Furtwängler mit ihrer skandinavischen Gastlichkeit zählte nie, wie viele sich an ihrem Tisch niederließen, oder wie viele irgendwie in einem Winkel des Hauses verstaut schliefen. Furtwängler, der viel arbeitete, blieb meist unsichtbar, aber bei den Mahlzeiten saß er immer am Kopf seines Tisches und widmete sich den Gästen, und der Faden angeregter Unterhaltung riß nie ab.

Kapitel 3

Im Herbst 1921 zog ich nach Berlin. Ich arbeitete für Furtwängler und war gleichzeitig im „Verband der konzertierenden Künstler Deutschlands“ tätig. Der Verband, eine Art von Stelle zur Wahrung der persönlichen Interessen der Musiker, war von diesen selber gegründet worden. Rechtsberatung wurde den Mitgliedern gewährt, und eine Konzertabteilung war angegliedert, die weniger Vermittlungsgebühren verlangte als professionelle Agenten. Der Vorstand, in den ich bald gewählt wurde, war statutengemäß verpflichtet, ehrenamtlich zu arbeiten. Hier erwarb ich mir wertvolle Erfahrung und Kenntnisse, die meiner späteren Arbeit zugute kamen.

Inzwischen stieg Furtwänglers Beliebtheit in Wien mehr und mehr, und nach einer Aufführung des „Requiems“ von Brahms wurde er im Dezember 1921 zum Dirigenten der

(1922)

ehrwürdigen, im Jahre 1812 gegründeten „Gesellschaft der Musikfreunde in Wien“ ernannt. Er reiste viel, aber in diesen Tagen begleitete ich ihn nicht immer. Ich saß in Berlin und wachte über seine Interessen.

In jenem Winter 1921/22 war dies auch nötig. Das Berliner Musikleben stand in höchster Blüte, und ein ganzes Heer von großen Dirigenten war aufgeboten: Fritz Busch, Furtwängler, Klemperer, Nikisch, Strauß, Bruno Walter, Weingartner und andere. Ich ging möglichst in jedes Konzert und schrieb lange Berichte darüber an Furtwängler, wenn er abwesend war.

Die Berliner Staatskapelle, die Furtwängler damals leitete, war ein vorzügliches Orchester mit einer ruhmreichen Tradition. Jedoch ist ein Opernhaus nicht immer für Konzertzwecke geeignet, und obwohl Furtwängler das Orchester sehr hoch schätzte, war er doch nach den Konzerten oft deprimiert, weil ihn die akustischen Verhältnisse verhinderten, seine künstlerischen Absichten zu verwirklichen. Er sagte, daß ihn das Bewußtsein dieser Schwierigkeit schon im voraus lähme. Das Orchester saß auf der vorgeschobenen Bühne, und es war bei der gedämpften Akustik unmöglich, eine große heroische Symphonie zur vollen Wirkung zu bringen. Furtwängler hatte diesem Umstande bei seiner Programmgestaltung Rechnung getragen, aber einmal konnte er der Verlockung, eine der großen Bruckner-Symphonien anzusetzen, nicht widerstehen. Ich entsinne mich noch, wie ich nachher mit ihm die Linden hinunter ging und mit hilfloser Anteilnahme seinen Verzweiflungsausbruch darüber anhörte, daß es ihm unter diesen Umständen unmöglich sei, zu erreichen, was ihm eigentlich vorschwebte.

Während Furtwängler sich mehr und mehr Sorge über seine Staatskapellen-Konzerte machte, griff das Schicksal in unerwarteter Weise ein. Am 9. Januar 1922 dirigierte Arthur Nikisch zum letzten Male ein Berliner Philharmonisches Konzert. Seit 1895 war er der ständige Leiter dieser Konzerte gewesen, und seit 1897 begleitete er die Berliner Philharmoniker auf ihren regelmäßigen Reisen nach Ham-

(1922)

burg. Auch die Leipziger Gewandhaus-Konzerte, deren Ruhm Felix Mendelssohn begründet hatte, waren ihm seit 1895 anvertraut. Am 23. Januar dirigierte Max Fiedler an Stelle des an Influenza erkrankten Nikisch. Für die Generalprobe am 5. Februar war Nikisch noch auf dem Programm angezeigt, aber am 6. Februar schon übernahm Furtwängler das Konzert: In memoriam Arthur Nikisch. — Ein großer Künstler war von uns gegangen.

Die Leipziger Gewandhaus-Konzerte wurden Furtwängler sofort angetragen; es hieß, daß dies Nikischs letzter Wunsch gewesen sei. In Berlin fiel die Entscheidung nicht so schnell. Jedoch Furtwängler war sich ganz klar, daß seine ganze Zukunft in diesem Moment auf dem Spiel stand und daß er seine künstlerischen Ideale nur dann verwirklichen könnte, wenn ihm neben dem Gewandhaus auch die Berliner Philharmonischen Konzerte mit ihrem akustisch so ausgezeichneten Konzertsaal übertragen würden.

Obwohl verschiedene Dirigenten von Rang zum Probe-dirigieren eingeladen wurden, erklärte sich kurz darauf das Berliner Orchester einstimmig für Furtwängler, und so wurde er Nikischs Nachfolger auch in Berlin. Sein Genie, der Instinkt der Philharmoniker und ein freundliches Schicksal hatten dazu beigetragen, daß sein Traum sich so unerwartet schnell verwirklichte.

Furtwängler war damals sechsunddreißig Jahre alt. In kurzer Zeit waren ihm einige der bedeutendsten Posten im europäischen Musikleben zugefallen. Er war ein fanatischer Arbeiter. Im Leben, im Verhältnis zur Umwelt mag sein Wesen schwankend, gespalten erscheinen, aber in seiner Kunst ist er klar und bestimmt und weiß genau, was er will. Sogar in späterer Zeit, wenn sein Name auf einer Anzeige allein genügte, um das Haus sofort auszuverkaufen, war er unablässig bemüht, seine Technik zu verbessern, und mit großem Interesse studierte er diejenige anderer Dirigenten. Er hat nie aufgehört, an seiner Zeichengebung zu arbeiten. Alle Orchester der Welt wissen, daß Furtwänglers „Schlag“ ein Angsttraum für alle Musiker ist, bis

(1922)

sie sich endlich daran gewöhnt haben. Ein Mitglied des London Philharmonic Orchestra erklärte einmal, daß Furtwänglers Taktstock erst nach der dreizehnten Zitterbewegung herunterkäme. Es war für den Uneingeweihten immer ein Rätsel, wie Furtwängler mit diesem Schlag eine solche Präzision und einen solchen Orchesterklang erzielen konnte. Ich entsinne mich, wie er einmal in irgendeiner europäischen Hauptstadt zwischen dem Applaus vom Podium herunterkam und mir zuflüsterte, daß er soeben den Schlag für eine bestimmte Stelle herausgefunden habe.

Während er sich auf ein Konzert vorbereitet, setzt er sich stets aufs neue mit dem aufzuführenden Werk auseinander, auch wenn er es schon ungezählte Male aufgeführt hat. Er versucht, sich völlig in den Geist der Komposition zu versenken und sie im Sinne des Komponisten nachzuschaffen. Nichts vermag ihn abzulenken während er „arbeitet“, das heißt, während er mit taktschlagenden Bewegungen und schweigend singenden Lippen im Zimmer auf und abgeht. Die Behauptung, daß Genie Fleiß sei, mag insofern begrenzt sein, als aller Fleiß noch kein Genie hervorbringen kann, aber eiserner Fleiß steht hinter jeder von Furtwänglers Aufführungen. Auch in späteren Zeiten hat er sich nie auf die Zugkraft seines Namens verlassen; niemals würde er die gewissenhafte Vorbereitung für ein Konzert unterlassen, und darin liegt vielleicht eines der Geheimnisse seines künstlerischen Erfolges. Nichts auf der Welt konnte ihn dazu bewegen, jemals das Tempo seiner Vorbereitung zu beschleunigen, um etwa eine Stunde früher für etwas anderes frei zu sein. Er braucht seine Zeit, jedesmal und immer wieder, um ein Werk in aller Ruhe und Vertiefung in sich zu erleben. Nur auf diese Weise fühlt er sich vorbereitet und sicher. Wenn er dann zur Probe kommt, liegt die Hauptarbeit hinter ihm, und er hat nur noch seinem Orchester seine künstlerischen Absichten zu übermitteln. Im Konzert selbst scheint er alles Irdische hinter sich zu lassen, weder der Partitur noch des Publikums ist er sich bewußt. Mit geschlossenen Augen beschwört er das Orche-

(1922)

ster und überträgt den Geist des Schöpfers auf die Ausführenden, die an seinen Händen hängen und nicht wissen, warum sie so spielen und nicht anders.

Nur wenn Furtwängler in der Aufführung seine Vision verwirklicht hat, entspannt er sich langsam nach der Ekstase des Konzertes. Wenn er nicht zufrieden ist, dann kann ihn ein auch noch so begeistertes Publikum nicht darüber hinwegtäuschen, kein Applaus vermag ihn vor Depression zu bewahren.

Das Berliner Philharmonische Orchester*) war seit seiner Gründung zur Zeit der Monarchie eine kleine Republik für sich. Es ist das Kind einer geistigen Revolution — der Revolution in der Interpretation musikalischer Meisterwerke. Sie ist verbunden mit dem Manne, mit dem die Geschichte des modernen Konzertlebens erst richtig beginnt: H a n s v o n B ü l o w.

Im Januar 1882 hatte Bülow Berlin mit seiner Meininger Hofkapelle besucht. In der Singakademie dirigierte er Beethoven, Mendelssohn und Brahms. Zuerst spielte Brahms sein erstes Klavierkonzert unter Bülows Leitung, dann spielte Bülow Brahms' zweites Klavierkonzert und Brahms dirigierte. Die Berliner waren überwältigt, sie erkannten „ihren“ Beethoven und Mendelssohn nicht wieder und spürten zum ersten Male die Größe Brahmsscher Musik.

Es war zwölf Jahre nach der Gründung des Reiches, und noch besaß die junge Reichshauptstadt weder ein gutes Symphonieorchester noch einen entsprechenden Konzertsaal. Es bestand allerdings seit 1868 die sogenannte „Bil-sesche Kapelle“, eine Gruppe von ausgezeichneten Musikern, besonders Streichern und Bläsern, welche Konzerte

* Ich danke der Broschüre von Dr. Alfred Einstein „Fünfzig Jahre Berliner Philharmonisches Orchester“ die meisten Daten aus der Geschichte der Berliner Philharmoniker. Obwohl er mich als Quelle anführt, hätte ich dies nicht schreiben können ohne sein Büchlein, das er bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Jubiläums des Orchesters veröffentlichte.

(1922)

und kleine Reisen unter Leitung des biederen Benjamin Bille, eines früheren Stadtmusikers von Liegnitz, unternahm.

Anfang 1882 entstand eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Musikern und dem patriarchalischen und despotischen Bille, und über Nacht waren die vierundfünfzig Orchestermitglieder sich selbst überlassen. Unter Führung des zweiten Hornisten und eines zweiten Geigers gründeten sie ihre eigene Republik und gaben sich ihre eigene Verfassung. Sie bildeten eine „Gesellschaft mit beschränkter Haftung“, deren Anteile sie selbst besaßen. Der Dirigent und neue Mitglieder wurden stets durch Abstimmung der Gesamtheit gewählt. In ihren Statuten verpflichteten sich die Mitglieder, unverbrüchlich zusammenzuhalten. An dieser ersten Verfassung ist grundsätzlich nichts geändert worden, trotz einiger Erweiterungen im Jahre 1895.

Bereits vom Mai 1882 an spielte das neue Orchester als unabhängige Körperschaft in Konzerten in Berlin und in der Provinz. Überall hatte es großen Erfolg, aber der materielle Ertrag war gering. Damals schon gab sich dieses erste selbständige Konzertorchester Deutschlands seinen Namen: Berliner Philharmonisches Orchester. Noch im gleichen Jahre wurde ein passender Saal gefunden: Der alte Skating-Rink, der eine Rollschuhbahn gewesen war, wurde in „Philharmonie“ umgetauft, und seither war dieser unschöne, aber akustisch unübertreffliche Saal das Heim der Philharmoniker, bis er 1944 der Vernichtung von Hitlers Hauptstadt mit anheimfiel.

Bald begann das Orchester wöchentlich drei bis vier populäre Konzerte in seinem neuen Saal zu geben. Mehr und mehr bedienten sich auch die Chorvereinigungen der Philharmoniker, und Solisten zogen sie zu Konzerten heran. Schließlich wurden die großen Philharmonischen Konzerte gegründet. Diese haben immer Wahrung der Tradition mit fortschrittlichem Geist verbunden und wurden durch die Mitwirkung namhafter Solisten bereichert.

Das erste Berliner Philharmonische Konzert fand am 23. Oktober 1882 statt. Verschiedene Dirigenten standen in

(1922)

diesem ersten Winter am Pult. Einer von ihnen war Joseph Joachim.

Dieser große Geiger war von Anfang an Schutzpatron und Freund des Orchesters. Er sandte ihm seine besten Schüler, und im Jahre 1883 verschaffte er ihm Sommerengagements, deren erstes er selber dirigierte. Er sorgte für seine Zuziehung bei offiziellen Gelegenheiten und leitete selbst sechs von zwölf Abonnementskonzerten. Als eine finanzielle Krise das junge Orchester bedrohte, veranlaßte er die Familien Siemens und Mendelssohn, schnell zu helfen. Joachim war es auch, der die Gesellschaft der Freunde des Orchesters zu seiner Unterstützung ins Leben rief. Weder die Stadt Berlin noch das Reich hatten etwas übrig gehabt für das Orchester, welches den Namen der Reichshauptstadt trug. Es sollte genau fünfzig Jahre dauern, ehe die Berliner Philharmoniker mit einer regelmäßigen Subvention von Stadt und Staat rechnen konnten.

Der Erfolg der ersten fünf Jahre hatte die Notwendigkeit des Orchesters bewiesen, aber was ihm bisher vor allem gefehlt hatte, war die führende Persönlichkeit. Sie wurde in Hans von Bülow gefunden. Bülow hatte seinen Meininger Posten 1882 aufgegeben und schon am 4. März 1884 eines der großen Philharmonischen Konzerte dirigiert. Er hatte seitdem Konzertserien in Hamburg und Bremen geleitet; aber dies befriedigte ihn nicht. So kam er zu den Philharmonikern, und er, der erste große Orchestererzieher, den die Geschichte des Dirigierens kennt, muß als der eigentliche Gründer des Berliner Philharmonischen Orchesters betrachtet werden, denn erst durch ihn erhielt es die künstlerische Grundlage für seine Tradition.

Das erste der unter Bülow geplanten zehn Philharmonischen Konzerte fand am 21. Oktober 1887 statt. Bereits im November wurde der Entschluß gefaßt, das Publikum zu den Generalproben zuzulassen. Das war eine wichtige Neuerung, und es ist bis zum Zusammenbruch Berlins dabei geblieben. In der Spielzeit 1890/91 dirigierte Bülow das erste Konzert zugunsten des neugegründeten Pensionsfonds des

(1922)

Orchesters. Auch dieses Pensionsfonds-Konzert, welches stets ein klassisches Programm brachte, wurde zu einer dauernden Einrichtung. Bülow hat im ganzen einundfünfzig Philharmonische Konzerte geleitet. Beim fünfzigsten, am 28. März 1892, hielt er seine berühmte Rede nach einer Aufführung der „Eroica“, in welcher er dieses Werk Fürst Bismarck, dem eben von Wilhelm II. brüsk entlassenen ersten Kanzler des deutschen Reiches, widmete.

Im Winter 1892/93 war Bülow schon so leidend, daß er nur das letzte der Philharmonischen Konzerte dirigieren konnte. Bei dieser Gelegenheit hielt er eine Rede, in der er das Orchesterspiel der Philharmoniker pries. Die vorherigen andern Konzerte dieser Saison waren von Hans Richter, Raphael Maszowski, Felix Mottl und Hermann Levi geleitet worden.

Der Winter 1894/95 sah eine denkwürdige Zusammenstellung am Dirigentenpult der Philharmoniker: Richard Strauß und Gustav Mahler. Strauß dirigierte die zehn Berliner, Mahler die acht Hamburger Konzerte des Orchesters. Doch konnte dieser Winter nur ein Interregnum bedeuten. Strauß als schöpferischer Musiker vermochte niemals ganz im Dirigieren aufzugehen. Der rechte Mann sollte gefunden werden in **Arthur Nikisch**.

Die Geschichte eines Orchesters ist weitgehend die Geschichte seiner Dirigenten. Nur die große Musikerpersönlichkeit kann im Verein mit der Leistung des Orchesters jene schöpferischen Aufführungen hervorbringen, die durch die Inspiration eines genialen Dirigenten bedingt sind. Arthur Nikisch war eine solche befeuernde Künstlerpersönlichkeit, und die Höhepunkte der Tätigkeit, die das Orchester nun entfaltetete, waren die jährlichen zehn Berliner Philharmonischen Konzerte unter seiner Leitung. Unter ihm gewann es neben der Disziplin, zu der Bülow es erzogen hatte, große Elastizität und feinnervige Anpassungsfähigkeit hinzu. Die Zahl der Philharmoniker wurde damals auf neunzig Mitglieder erhöht.

Bis zum 9. Januar 1922, volle siebenundzwanzig Jahre, hatte Nikisch ununterbrochen die Berliner Philharmonischen Kon-

(1922)

zerte geleitet. Er hat ungefähr dreihundertfünfzig Konzerte in Berlin dirigiert. Die Beschreibung seiner Programme, seiner Erstaufführungen und des dauernden Zustroms großer Solisten während seiner Amtszeit würde zu weit führen. Am 9. Januar 1922 dirigierte Nikisch die Berliner zum letzten Male, und eine neue Epoche brach für sie an mit ihrem neuen Dirigenten.

In Furtwänglers erstem Philharmonischen Konzert, im Oktober 1922, saß ich in einer Loge mit Marie von Bülow, der Witwe Hans von Bülows. Sie war seine zweite Frau gewesen — seine erste Gattin war bekanntlich Cosima Liszt —, der wir die Herausgabe der neun Bände seiner gesammelten Schriften verdanken. Sie folgte dem Programm in tiefer Bewegung und sagte zu mir: „Zum erstenmal seit Bülow habe ich in einem Konzert wieder eine Gänsehaut auf dem Rücken gespürt.“

Furtwänglers Berufung als Nachfolger von Arthur Nikisch bedeutete auch in meiner Arbeit einen Wendepunkt. Er hatte die Staatskapellen- und die Frankfurter Museumskonzerte aufgegeben, war aber dauernd zwischen Berlin, Leipzig und Wien unterwegs. Jede der Musikvereinigungen in diesen Städten hatte natürlich ihre eigene Organisation, aber der Mittelpunkt von Furtwänglers Tätigkeit war Berlin. Ich mußte ihm bei der Aufstellung seines Jahresplans, bei der zweckmäßigen Verbindung seiner gesamten Verpflichtungen und bei der Festlegung der Programme behilflich sein. Dies war die faszinierendste Aufgabe, die man sich denken konnte. Der Umfang der Arbeit, die Furtwängler zu bewältigen hatte, war beträchtlich. Trotz des für Deutschland verlorenen Krieges nahmen die Berliner Philharmonischen und die Gewandhauskonzerte nach wie vor eine führende Stellung im europäischen Musikleben ein. Die Besuche und Verhandlungen mit Solisten, Komponisten und Verlegern rissen nie ab, und das Leben war übervoll. Die internationale Musikwelt interessierte sich natürlich für den jungen Nikisch-Nachfolger, und es entwickelten sich schnell Verbindungen mit ausländischen Konzertinstituten.

(1922)

Furtwänglers erste ausländische Verpflichtung in seiner neuen Stellung, abgesehen von einigen Besuchen in Stockholm, waren Gastkonzerte mit dem Concertgebouw-Orchester in Amsterdam. Im Zusammenhang mit diesem Engagement steht eine kleine Begebenheit, die in ihrer Art für die ganze spätere Entwicklung meiner Arbeit entscheidend war. Der Begründer der Berliner Philharmonischen Konzerte war Hermann Wolff, der Chef der bekannten Konzertdirektion Wolff und Sachs. Wolff war nicht nur der Impresario, sondern auch der Kamerad seiner Künstler gewesen. Jahrelange Freundschaft hatte ihn mit Männern wie Hans von Bülow, Anton Rubinstein und anderen verbunden. Nach seinem Tod führte seine Witwe, die in der internationalen Musikwelt berühmte Louise Wolff, das Geschäft weiter; auch die Töchter arbeiteten in der Firma. Louise Wolff war eine ungewöhnlich fähige Frau, eine ausgesprochene Persönlichkeit. In der Berliner Gesellschaft war sie eine wohlbekannte Figur, und man begegnete ihr in jedem Salon. Sie stand auf genau so gutem Fuße mit dem Reichspräsidenten Ebert wie mit den Hohenzollern, und jede ausländische Botschaft stand ihr offen. Unzählige Geschichten wurden erzählt, wie sie hinter den Kulissen die Drähte zog und mit wem sie frühmorgens ihre endlos langen Telephongespräche führte, ehe sie ins Büro fuhr.

Trotz aller Intelligenz fehlte ihr indessen das Gefühl dafür, daß nicht alles stets in alter Weise weitergehen könne, und sie war nicht imstande, die Dinge anders als vom Standpunkt ihrer Firma, Wolff und Sachs, und deren Hauspolitik zu betrachten. Da ein Orchester wie die Berliner Philharmoniker ohne Unterstützung aus öffentlichen Mitteln nicht auskommen konnte, war es auf die Dauer unhaltbar, daß 75 Prozent des Gewinns der großen Philharmonischen Konzerte in die Tasche eines privaten Unternehmens flossen.

Jedoch nicht nur das Orchester, auch sein neuer Dirigent hatte sich mit dieser Monopoltendenz auseinandersetzen. Natürlich war die Stimme von Wolff und Sachs maßgebend

(1922)

bei der Ernennung Furtwänglers zum Nachfolger von Nischisch gewesen, aber die einstimmige Wahl des Orchesters hatte doch wohl den Ausschlag gegeben. Überdies war es nur natürlich, daß man sich unter den Kandidaten für einen noch jungen und vielversprechenden Musiker entschied. Trotzdem betrachteten Wolff und Sachs Furtwängler im Anfang als eine Art von Privatbesitz und erwarteten von ihm, daß er alle seine geschäftlichen Angelegenheiten durch ihre Firma erledigte. Nun aber hatte ich, als Vorstandsmitglied des Verbandes der konzertierenden Künstler Deutschlands, ihm sein erstes wichtiges Auslandsengagement, die erwähnten Concertgebouw-Konzerte, vermittelt. Furtwängler selbst war sich nicht klar, ob er überhaupt frei sei, das Engagement durch den Verband abzuschließen. Zwar hatte er mit Wolff und Sachs keinen Alleinvertretungsvertrag, doch er fühlte, daß dies als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt wurde. Ich protestierte leidenschaftlich. Ich hatte das Engagement zustande gebracht, und ich wollte es auch abschließen. Energisch erklärte ich, wenn die Dinge so gehandhabt würden, hätte ich überhaupt keine Lust, in Berlin zu bleiben. Furtwängler, wahrscheinlich im Stillen amüsiert und gern die Gelegenheit benutzend, meinem Eifer einen Dämpfer aufzusetzen, sagte, er würde sich die Sache überlegen. Am nächsten Morgen rief er mich an und gab zögernd zu, daß ich gewissermaßen im Recht sei, doch klang seine Stimme wenig überzeugt. Ich hatte mir den Fall inzwischen auch überlegt und sagte ihm: „Bitte überlassen Sie die Sache mir und warten Sie ab.“

Frau Wolff war mit mir immer sehr freundlich gewesen. Bei ihren „At Homes“ und berühmten Sonntagmittagsessen, wo man immer interessante Leute traf, war ich ein häufiger Gast. Ich meldete mich bei ihr an und erinnere mich noch gut, daß sie mir zunächst einen wunderbaren russischen Gherry Brandy aus einer goldenen Flasche — eine große Rarität im Nachkriegsdeutschland — anbot, den ihr amerikanische Freunde geschickt hatten. Nachdem ich mir mit

(1923)

dem blutroten Likör Mut eingeflößt hatte, ging ich sofort in medias res. „Ich möchte gern Ihren Rat hören, Frau Wolff“, sagte ich, und dann legte ich den Fall genau dar, jedoch ohne Namen zu nennen. „Aber darüber kann doch gar kein Zweifel sein!“ rief sie impulsiv aus, „derjenige, der das Angebot gebracht hat, muß auch den Vertrag abschließen.“ „Das ist auch meine Meinung“, entgegnete ich und sagte ihr nun, daß die in den „theoretischen Fall“ verwickelten Personen sie selbst, Furtwängler und ich seien. Zuerst schien sie sprachlos. Aber sie war eine überlegene Frau und mochte in dem Augenblick wohl gefühlt haben, daß sie auf die Dauer ihre Privatpolitik nicht werde aufrechterhalten können und daß ihr in mir die junge Generation und eine kommende Zeit gegenüberstand. Sie nahm mich spontan in ihre Arme und sagte: „Sie sind eine großartige Person! Und ich werde Furtwängler das Resultat unserer Unterhaltung selber mitteilen.“ Dies tat sie auch. Furtwängler erwähnte die Sache mit keinem Wort, aber ganz nebenbei, beim Arbeiten, beauftragte er mich, den Concertgebouw-Vertrag abzuschließen. Obwohl mir das Herz hüpfte, verzog ich keine Miene und benahm mich, als ob dies die natürlichste Sache der Welt sei. Von diesem Moment an, bis Hitler uns trennte, hat sich Furtwängler niemals einer anderen Mittelsperson bedient, wenn es nur irgend zu vermeiden war, und ich erhielt den Spitznamen „Louise die Zweite“. Es war ein bedeutsamer Schritt, diese Monopolpolitik im Berliner Musikleben zu durchbrechen, und später war ich es auch, die dazu beitrug, das Vorrecht bezüglich der Philharmonie selbst zu sprengen. Der Saal war bis dahin vertraglich in den Händen seines Besitzers, Landecker, und Wolff und Sachs' gewesen, und das Orchester, das seinen Namen trug, war von jeder direkten Möglichkeit, den Saal zu mieten, ausgeschlossen. Mit Hitlers Machtergreifung sollte indessen ein neues Monopol entstehen — das des Dritten Reiches.

Auf seiner ersten Auslandsreise begleitete ich Furtwängler, ebenso wie auf einer kurz darauf folgenden Schweizer

(1923)

Reise mit dem Gewandhausorchester, wofür ich die Vorbereitungen traf. Ende Mai 1923 wollte er heiraten, und ich half, sein Heim in Ordnung zu bringen. Seine zukünftige Frau war Skandinavierin und wurde erst am Tage vor der Hochzeit erwartet, und so nahm er mich mit, um die Eheringe zu kaufen. Der Verkäufer, der natürlich annahm, daß ich die Auserwählte sei, wollte mir den Ring anprobieren, zu Furtwänglers Entsetzen.

Ich fuhr dann nach Mannheim, und Furtwängler heiratete. Kurz nach der Hochzeit mußte er an der Tagung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Kassel teilnehmen. Einige Tage später, etwa um drei Uhr nachts, rasselte mein Telephon. Es war Furtwängler, der von Kassel nach Mannheim gefahren war und mir vom Bahnhof aus mitteilen wollte, daß er auf dem Wege zu uns sei. Am nächsten Tag sollte er nach Italien weiterfahren, wo er zum erstenmal als Dirigent erwartet wurde. Ich hatte ihn bisher stets auf wichtigen Reisen begleitet, aber diesmal gar nicht daran gedacht, denn diese Fahrt war schließlich eine Art Hochzeitsreise. Er hatte aber vorausgesetzt, daß auch bei dieser Gelegenheit alles beim alten bleiben würde, und so mußte ich schleunigst packen. Wir fuhren nach Stuttgart, wo Frau Furtwängler uns erwartete.

Der Aufenthalt in Mailand gab mir eine Fülle von neuen Eindrücken; hier traf ich auch zum erstenmal Arturo Toscanini. Er war damals Direktor der Scala und lebte in Italien, getragen von der Verehrung und Liebe des italienischen Volkes. Seine Opernaufführungen waren weltberühmt, und von überallher strömten die Menschen, um sie zu hören. Es war auch in der Scala, wo mich Toscanini empfing. Der Besuch war von Anita Colombo, seiner rechten Hand und langjährigen Sekretärin, arrangiert worden. Sie selber war später eine Zeitlang Direktor dieses berühmten Opernhauses. Während ich in ihrem Büro auf den Maestro wartete, gingen allerhand Menschen ein und aus, und ich — damals noch ein grüner Anfänger in meiner Arbeit — beobachtete mit einem Anflug von Neid den Respekt, den

(1923)

ihr alle entgegenbrachten. Ob ich es wohl auch einmal so weit bringen würde?

Plötzlich hörten wir rasche Schritte, die Tür wurde aufgerissen, und nachdem Colombo mich vorgestellt hatte, nahm mich der große Meister in das anschließende Zimmer. Niemand, der je mit Toscanini gesprochen hat, kann je die Intensität des Ausdrucks in seinem schönen Gesicht vergessen. Seine Augen sprühen Feuer und haben dabei oft den träumerischen Ausdruck wehmütiger Melancholie. Intensiv ist auch seine Art zu sprechen, und er begleitet seine Worte mit schnellen und entschiedenen Bewegungen. Unser Gespräch war nur kurz und drehte sich natürlicherweise um musikalische Dinge. Er schien daran interessiert, etwas Näheres über die Tätigkeit der verschiedenen Dirigenten in Deutschland zu hören — nach Furtwängler fragte er nicht.

Toscaninis Gedächtnis ist berühmt. Da er halb blind ist, probt und dirigiert er ohne Partitur und verläßt sich gänzlich auf seine Kenntnis des Werkes. Jedoch scheint sein Gedächtnis für andere Dinge genau so akkurat zu sein wie für Musik, denn als ich ihn acht Jahre später in Bayreuth wieder traf, in jenem denkwürdigen Sommer 1931, als er und Furtwängler dort gemeinsam wirkten, war sein erstes, mich an meinen Besuch bei ihm in der Scala zu erinnern, der doch für ihn eine äußerst nebensächliche Angelegenheit gewesen sein mußte.

Wenn Toscanini sich nicht seiner Muttersprache bediente, sprach er manchmal französisch, meistens englisch, kaum je deutsch. In jenem Bayreuther Sommer, während der Orchesterproben, pflegte er seine Wünsche eher durch Gesten als durch Worte zu übermitteln, und wenn eine Stelle nicht ganz so klang, wie sie ihm vorschwebte, pflegte er die hypnotischen Bewegungen seiner Hände mit wiederholten, kurz hervorgestoßenen Ausrufen von: „No! ... No! ... No! ...“ zu begleiten, was ihm bei den Musikern den Spitznamen „Toscanono“ einbrachte.

Seitdem bin ich ihm und seiner lebenswürdigen Familie

(1923—1924)

bei vielen Gelegenheiten begegnet. Als ich im Jahre 1936 als Flüchtling nach Amerika kam, war das erste Konzert, das ich hörte, eines des New York Philharmonic Symphony Orchestra unter Toscanini. Nie habe ich die Güte von Signora Toscanini vergessen, als sie mich damals nach meinen Erlebnissen frug. Das nächstemal, als ich sie alle traf, dirigierte Toscanini in London bei der BBC., und ich war in Covent Garden gelandet.

Während Furtwänglers Konzerten in Italien (1923) trafen die beiden Dirigenten zum erstenmal zusammen. Auf einer der unzähligen Proben, die Furtwängler nach italienischer Sitte zur Verfügung gestellt wurden, eilte Toscanini, der zuvor unbemerkt im Hintergrund gesessen hatte, plötzlich zum Podium und schüttelte ihm voll Wärme die Hand. Die Familie Toscanini verhielt sich während des ganzen Gastspiels sehr freundschaftlich zu dem deutschen Dirigenten. Im Jahr darauf ging Furtwängler nach Mailand zurück, um sich einige der Operaufführungen Toscaninis anzuhören.

Kapitel 4

Das Berliner Musikleben im Winter 1923/24 war äußerst lebendig, und man konnte viele große Dirigenten hören. In diesem Winter fuhr Furtwängler zum erstenmal nach England. Er eroberte das englische Publikum im Sturm, und ab 1924, als er ein Konzert der Royal Philharmonic Society leitete, war er ein regelmäßiger Gast in Großbritannien, bis der wachsende Abstand zwischen Hitler-Deutschland und der übrigen Welt ihn daran hinderte, diese Besuche fortzusetzen. Der erste Erfolg Furtwänglers in England war freilich nicht ganz einhellig; denn Ernest Newman, der bekannte Doyen der englischen Musikgelehrten und Kritiker, schrieb eine ungünstige Besprechung über ihn. An dem Morgen, als wir London verließen, brachte uns der erste

(1924)

Sekretär der deutschen Botschaft, Herr Dufour-Feronce, der Schwager des Leipziger Verlegers Max Brockhaus, zur Bahn und gab uns ein Bündel Zeitungen als Reiselektüre. Während sich Furtwängler mit dem Diplomaten unterhielt, warf ich einen Blick auf die Kritiken und setzte mich dann entschlossen und fest auf die „Sunday Times“ mit Newmans Kritik. Furtwängler war immer empfindlich gegenüber Pressebesprechungen, und ich wollte auf diese Weise eine Störung seiner geruhsamen Rückreise vermeiden.

Es waren schwere Zeiten für die Berliner Philharmoniker. Wir wußten nicht, wie wir das Orchester über die Sommermonate 1924 hinwegbringen sollten. „Warum versuchen wir es nicht einmal mit einer Tournee?“ sagte Furtwängler eines Tages, und schnell entschlossen fragten wir einige Städte telegraphisch an. Alle sagten zu, und dies war der Anfang der Gastspielreisen der Berliner Philharmoniker mit Furtwängler. Im ersten Jahr kamen wir nur durch Deutschland und in die Schweiz, und wo immer das Orchester konzertierte, wurde es sofort eingeladen, wiederzukommen.

Ende Juni fuhr Furtwängler mit mir nach Mannheim. Es war allmählich eine ständige Einrichtung geworden, daß er seine Saison mit einem Aufenthalt in Mannheim, in unserem Hause, beschloß. Er dirigierte bei dieser Gelegenheit nicht nur einige Konzerte, sondern auch Opern, zur großen Begeisterung der ihm treu ergebenen Mannheimer. Wir benutzten diese Zeit, um seine restliche Korrespondenz aufzuarbeiten. Auch die Partituren, die ihm während des Jahres zugesandt worden waren, sah er vor Saisonschluß sorgfältig durch. Von Mannheim aus pflegte er dann in die Schweiz auf Ferien zu gehen. Dieses Jahr sollte ich ihn begleiten. Als wir aus dem Haus traten, um auf die Bahn zu fahren, kam gerade der Postbote und gab mir einen Brief. Er war von Otto Müller, dem Vorsitzenden der Berliner Philharmoniker, der dem Orchester seit dessen Gründung angehörte. Müller teilte mir in seiner altmodisch kritzigen Handschrift mit, daß das Orchester beschlossen habe, die Leitung seiner Reisen meinen „bewährten Händen“ anzuvertrauen, und er

(1924)

hoffe, daß ich einverstanden sei, diese Aufgabe zu übernehmen.

Unmöglich kann ich meinen Stolz über diesen Beweis des Vertrauens beschreiben. Meine Tätigkeit konnte nun einheitlich organisiert werden, wenn ich sowohl für das Orchester als für dessen Dirigenten arbeiten sollte. Was für ein herrlicher Ferienanfang! In diesem Sommer im Engadin, auf unsern vielen Wanderungen in den Bergen, machten Furtwängler und ich viele Pläne für die Zukunft. Sie wurden nach und nach alle ausgeführt.

Nachdem so eine Grundlage für ersprießliche Arbeit geschaffen war, folgten Jahre ununterbrochener Tätigkeit. Wir waren eine begeisterte Arbeitsgemeinschaft, in der jeder der gemeinsamen Sache mit größter Hingabe diente. Die Zeiten waren schwer, aber wir waren frei, zu arbeiten, wie es uns richtig schien und mit wem wir wollten. Von den Fesseln, mit denen Hitler das geistige Leben der Nation knebeln sollte, war noch nichts zu spüren. In jenen Jahren waren große europäische Orchesterreisen noch nicht an der Tagesordnung. Es wurden zwar gelegentlich benachbarte Städte besucht, aber regelmäßige längere Reisen großen Stils in der Heimat oder im Ausland waren nicht üblich. Niemals zuvor hatte ich daran gedacht, etwas Derartiges zu organisieren; aber mit der Aufgabe kam die Unternehmungslust, und so setzte ich mich an meinen Schreibtisch und dachte mir alles aus. Allmählich entwickelte ich meine eigene Technik in der Organisation einer Orchesterreise. Es war wie die Erfindung einer neuen Strategie für eine Schlacht, und im Lauf der Zeit ergaben sich immer mehr Verbesserungen, die zum glatten Ablauf der Pläne beitrugen.

Meist begann ich ein ganzes Jahr vorher an einer Tournee zu arbeiten. Erst wurden die Städte festgelegt und dann ihre Reihenfolge auf dem „Fahrplan“ bestimmt. Wenn das feststand, mußte Furtwängler seinen ersten Programm-entwurf für die etwa dreißig bis fünfunddreißig Konzerte machen. Er konnte nicht immer nur ansetzen, was ihm paßte, denn die Städte äußerten ihre Wünsche, und lokale

(1924)

Verhältnisse mußten berücksichtigt werden. Das Zusammenstellen der Programme war immer eine sehr komplizierte Aufgabe, weil, obwohl ein Orchester auf Reisen wenig Zeit zum Proben hat, Furtwängler die gleichen Werke ungern zu oft wiederholte. Von 1924 an begann ich ein Programmbuch zu führen, das die Programmaufstellung für künftige Tourneen oder Einzelkonzerte sehr erleichterte, da auf diese Weise schnell zu ersehen war, welche Werke in einer Stadt schon zur Aufführung gelangt waren. Dieses Programmbuch, mein persönlicher Besitz, war später Anlaß eines besonderen Streites mit den Nazis; diese nahmen es mir ab und gaben es mir trotz meiner energischen Anforderungen erst wieder zurück, als ich meine Arbeit bei Sir Thomas Beecham begonnen hatte.

Viele andere Einzelheiten waren neben der rein geschäftlichen oder musikalischen Seite einer Tournee zu bedenken. Der Fahrplan mußte sorgfältig zusammengestellt werden. Ich war kein Talent in bezug auf Studium des Kursbuches, aber Lorenz Höber, Bratschist im Orchester, war ein wahres Genie auf diesem Gebiet. Wohl war das Ausdenken der ganzen Organisation meine Sache, aber ohne Höber hätte ich meine Ideen nie ausführen können. Ein Problem für sich war die Beförderung der Instrumente, für die ein eigener Gepäckwagen nötig war. Praktische Instrumentenbehälter und enorme Schrankkoffer, in denen die nummerierten Fräcke hingen, waren extra angefertigt worden. Alles war so eingerichtet, daß jeder Musiker vor dem Konzert schnell seinen Frack und sein Instrument finden konnte. Im ganzen reisten wir (abgesehen vom Handgepäck der einzelnen Musiker) mit 77 großen Gepäckstücken, deren detailliertes Inhaltsverzeichnis im voraus mit Angabe, wann die Grenze passiert würde, an die betreffenden Zollbehörden gesandt wurde. Wenn es nicht möglich war, den Instrumentenwagen an den Schnellzug anzuhängen, mit dem das Orchester am folgenden Tag reiste, mußten die Instrumente oft nachts, sofort nach dem Konzert, verladen und weitergeleitet werden. Zwei Orchestermitglieder und der Orchesterdiener, Franz Jastrau, teilten

(1924)

sich in die Verantwortung. Jastrau, ein Berliner Original, hatte ein sehr anstrengendes Amt und gewann sich schnell überall Freunde, auch wenn er gelegentlich die betreffende Sprache nicht verstand und sich nur in seinem Berliner Jargon verständlich machen konnte.

Überall auf dem Kontinent waren recht gute Konzertsäle, aber natürlich waren sie von ungleicher Größe, und die verschiedene Akustik erforderte gelegentlich Anpassung in der Sitzordnung des Orchesters. Immer wurde etwa zwei Stunden vor Beginn des Konzertes eine Sitzprobe abgehalten. Einer der Musiker, der dafür ein besonderes Talent hatte, machte von jedem Saal, in dem konzertiert wurde, einen Podiumsplan mit Aufzeichnungen, was in diesem Saal besonders zu beachten sei. Wenn das Orchester dann ein anderes Mal zurückkam, war die Sitzfrage schnell geregelt.

Die Unterbringung der Musiker in den verschiedenen Orten schien zuerst auch ein kompliziertes Problem; aber hier, wie oftmals, lernten wir aus der Erfahrung. So mußten zum Beispiel Schnarcher von Nichtschnarchern getrennt werden. Außerdem war es wichtig, daß die Musiker nach ihrer Ankunft so schnell wie möglich ihre Zimmer fanden, und ich entsinne mich des großen Erstaunens, das wir bei unserem ersten Besuch in London erregten, als die Orchestermitglieder fünf Minuten nach Ankunft schon alle in ihren Hotelzimmern verschwunden waren — jeder hatte schon auf dem Schiff seine Zimmernummer erhalten.

Ich war keinesfalls die einzige, die um die Vervollkommnung der Reisetchnik bemüht war. Die Orchestermitglieder selber erwiesen sich bald als höchst erfindungsreich. Oft reisten sie wochenlang in ihren Eisenbahnwagen, und so bestimmten sie bald ihr eigenes „Placement“, dem jeder sich unterwerfen mußte. Da waren die Raucher und die Nichtraucher, da waren die Skatspieler und der Romméclub, da waren die stillen Leser und da waren die Redseligen. Alle wurden je nach ihren Interessen plaziert. Gelegentlich wurde ich von einem speziellen Abteil auf der Reise eingeladen. Solche Aufforderungen habe ich immer als besondere Ehre

(1924)

betrachtet, zum mindesten so groß wie die Ehre, das Abteil des Dirigenten auf diesen langen und oft sehr anstrengenden Fahrten zu teilen.

Der Ausbau dieser Reisen war für mich eine wunderbare Verbindung von Freundschaft und Beruf. Ich wußte genau, was Furtwängler vorschwebte und was das Orchester anstrebte. Die enge Verbundenheit der Philharmoniker mit ihrem Dirigenten, auf den sie restlos vertrauten, war die Grundlage meines eigenen Verhältnisses zu ihnen. Dieses ideale Verhältnis hielt ungetrübt an, bis ich sie alle verlassen mußte und ihnen jede Verbindung mit mir untersagt wurde — als ich bald nach Hitlers Machtergreifung „untragbar“ wurde.

Im Anfang unserer gemeinsamen Arbeit hatten die Berliner Philharmoniker kein Büro. Die drei Geschäftsführer teilten sich in die Pflichten und erledigten das Nötige zu Hause. Otto Müller, der Vorsitzende, trug immer alle Papiere in seiner Briefftasche mit sich herum, in der er suchend kramte, wenn etwas zu klären war. Ich selbst hatte natürlich auch keinen Büroraum; ich verfügte lediglich über ein Zimmer mit einem Schlafsofa und einer Schreibmaschine. Bald wurde mir eine Stenotypistin dreimal in der Woche zur Verfügung gestellt, und das war der Anfang des Berliner Philharmonischen Orchesterbüros.

Die Organisation des Orchesters wurde ständig ausgebaut und verbessert. Einer der Wendepunkte in der Existenz der Berliner Philharmoniker war ein besonderes Abkommen mit Furtwängler. Beide Teile verpflichteten sich, keine anderweitigen Engagements einzugehen, ohne sich zuvor ihre freie Zeit gegenseitig zur Verfügung zu stellen. Diese „Ehe“ der Philharmoniker mit Furtwängler bildete für viele Jahre den Mittelpunkt ihrer Tätigkeit, um den sich ihre Verpflichtungen mit anderen Dirigenten, ihre Solisten- und Choraufführungen und ihre traditionellen populären Konzerte gruppierten.

(1924)

Inzwischen waren verschiedene Einladungen für amerikanische Gastspiele an Furtwängler ergangen. Seine Verpflichtungen in Berlin, Leipzig und Wien ließen ihm wenig freie Zeit, doch nahm er schließlich einen vierwöchigen Vertrag als Gastdirigent des New York Philharmonic Orchestra für Ende Dezember 1924 an.

Deutschland war sehr arm in dieser Zeit, während in Amerika alles florierte. Die Gastlichkeit der Amerikaner ist jedem bekannt, ich brauche sie hier nicht zu beschreiben. Vom Augenblick unserer Landung, bei der uns ein gänzlich Unbekannter in ein wunderbares Auto packte und in unser Hotel fuhr, bis zu unserer Abreise, als unsere Kabinen mit Geschenken so angefüllt waren, daß wir selber kaum Platz darin hatten, war diese erste amerikanische Konzertreise ein einzigartiges Erlebnis. Wie interessant war es, die großartigen Orchester zu hören, die New Yorker Philharmoniker vor allem, aber auch das Symphonieorchester Boston und das von Philadelphia, oder im „Golden Horseshoe“ der Metropolitan, dieses berühmtesten Opernhauses der neuen Welt, zu sitzen.

Furtwängler war nur bei den New Yorkern tätig. Unmittelbar nach seinem ersten Auftreten war kein einziges Billett mehr für die restlichen Konzerte erhältlich. Orchester und Publikum waren gleichermaßen begeistert. Man bot ihm den Direktorposten für die ganze nächste Saison an; aber seine europäischen Verpflichtungen ließen es nicht zu, mehr als zwei Monate für Amerika frei zu machen. Schon damals lebten viele der international führenden Musiker in Amerika. Im Haus von Frederick Steinway, dem verehrungswürdigen Chef der berühmten Klavierfirma, war gewöhnlich eine solche Anzahl von weltberühmten Namen versammelt, wie ich sie niemals irgendwo vereint gefunden habe. Ich entsinne mich eines Dinners, bei dem Casals, Furtwängler, Gabilowitch, Kreisler, Landowska, Rachmaninoff, Stokowsky und andere Koryphäen am selben Tisch saßen. Es war immer besonders gemütlich bei Steinways, und seine Weine waren nicht zu verachten! Unser New Yorker

(1927)

Aufenthalt war aufregend und anstrengend und ließ uns kaum zur Besinnung kommen. Erst während der Heimreise auf einem ruhigen englischen Dampfer, wo wir wie gewöhnliche Sterbliche behandelt wurden, schliefen wir uns gründlich aus.

Die zwei folgenden Jahre waren für Furtwängler mit intensiver Arbeit angefüllt. Wir fuhren alljährlich nach Amerika, und außerdem machten die Berliner Philharmoniker erfolgreiche Reisen, an denen ich teilnahm.

Im Winter 1927 besuchte das Berliner Philharmonische Orchester zum erstenmal Großbritannien. Diese Reise kam auf eine komische Art zustande. Ich unterhielt mich oft mit den Orchestermusikern über Pläne und Wünsche. Einer von ihnen hatte zum Beispiel eine Reise um die Welt fix und fertig ausgearbeitet und pflegte diesen Plan bei jeder Gelegenheit aufzutischen. Als wir wieder einmal zusammensaßen, sagte ich: „Warum gehen wir eigentlich nicht nach England?“ Ich wurde gründlich ausgelacht, und der alte Otto Müller erklärte, ich könnte geradeso gut eine Reise auf den Mond vorschlagen. Diese Skepsis beflügelte natürlich meinen Ehrgeiz, und sehr bald hatte ich eine kurze Englandreise arrangiert. Wir gaben zwei Konzerte in London und eins in Manchester. Die Begeisterung war groß, und in aufrichtiger Bewunderung bejubelten die Engländer das Orchester ihrer früheren Feinde. Lange Artikel wurden über die wunderbaren Berliner Philharmoniker geschrieben; man interessierte sich auch für die Organisation einer solchen Orchesterreise. Das zweite Londoner Konzert, das in der riesigen Albert Hall stattfand, war bis auf den letzten Platz ausverkauft. Das war meiner Meinung nach, abgesehen von Paris im folgenden Jahr, der größte Erfolg, den das Orchester jemals errungen hatte. Von nun an fuhr man jedes Jahr über den Kanal, und diese Reisen wurden infolge des großen Interesses, auch der Provinzstädte, immer mehr ausgedehnt, bis Hitler eine unüberbrückbare

(1927)

Kluft zwischen den Berliner Philharmonikern und ihrem englischen Publikum aufriß.

Noch heute, wenn ich auf die Jahre nach dem ersten Weltkrieg zurückblicke, staune ich, wie reich das Musikleben in Städten wie Berlin und Wien war, und wie das geistige Leben in Deutschland und Österreich blühte. Während in Frankreich und teils auch in England die kulturellen und gesellschaftlichen Ereignisse sich meist auf die Hauptstadt konzentrierten, hatten in Deutschland Städte wie Dresden, Leipzig, München, Hamburg, Köln und Breslau alle ihr eigenes künstlerisches Leben. Auf musikalischem Gebiet gab es überall Männer von Bedeutung, und sie alle fanden reichliche Betätigungsmöglichkeiten.

Furtwängler blieb neben seiner Haupttätigkeit in Berlin und Leipzig auch seinen Wiener Verehrern treu. Das Wiener Philharmonische Orchester fand immer Mittel und Wege, ein „Außerordentliches Philharmonisches Konzert“ oder ein extra „Furtwängler-Konzert“ einzuschieben, wenn er für seine Abende mit der Gesellschaft der Musikfreunde nach Wien kam. Im Jahre 1922 hatte Furtwängler die dortigen Philharmoniker zum erstenmal dirigiert. Es war ein Brahms-Konzert anläßlich des 25. Todestages des Komponisten. Nach Berlin und Leipzig verlangten auch die Wiener, Furtwängler auf ihrem ersten Dirigentenposten zu sehen.

Furtwängler brachte es nicht über sich, einen Posten abzulehnen, der der Traum eines jeden Dirigenten in Europa war, und so stand er in der Saison 1927/28 an der Spitze von nicht weniger als drei der berühmtesten Orchester: der Berliner Philharmoniker, des Leipziger Gewandhauses und der Wiener Philharmoniker.

Nur wer einen Begriff hat, was im musikalischen Wien in jener Zeit vorging, kann ermessen, was Furtwänglers großer Erfolg dort bedeutete. Als er im Jahre 1919 hinkam, hatte das Musikleben in der Donaustadt einen neuen Höhe-

(1927—1928)

punkt erreicht. Die Wiener Oper wurde als eines der vornehmsten Operninstitute Europas betrachtet und stand nach dem jahrelangen Regime Gustav Mahlers nun unter der gemeinsamen Leitung von Richard Strauß und Franz Schalk. Es war für jeden Musiker ein einziges Erlebnis, die Wiener Philharmoniker spielen zu hören, die gleichzeitig das Opernorchester waren. Puccini wurde zu Tränen gerührt, als er die Erstaufführung seiner „Tosca“ in Wien hörte. Sie fand im Jahre 1907 statt, und zur selben Zeit gab man in Festaufführungen die neuen großen Strauß-Opern von „Rosenkavalier“ bis „Ariadne“.

Die Wiener Philharmoniker, die nach Gustav Mahler unter Nikisch, Mottl, Muck und Schuch gespielt hatten, standen die letzten neunzehn Jahre unter Leitung von Felix Weingartner. Er, ein Liszt-Schüler, der Brahms' zweite Symphonie in Gegenwart des Komponisten dirigiert hatte und in Begeisterung von ihm geküßt worden war, gab den Philharmonikern das gewisse „Etwas“, das ein klassischer Dirigent seines Formates zu geben hatte. Während er der ständige Kapellmeister ihrer Konzerte war, spielten sie nebenbei unter Furtwängler, Kleiber, Krauß, Mengelberg, Nikisch, Schalk, Strauß und Bruno Walter.

Kein Wunder, daß dieses Orchester mit seinem großen Können und seiner einzigartigen Tradition einen jungen Dirigenten wie Furtwängler berauschte. Im Herbst 1927 begann er sein erstes Wiener Philharmonisches Konzert mit der „Freischütz“-Ouvertüre und fühlte sich feierlich angeregt durch die historische Atmosphäre des großen Musikvereinsaal, wo Brahms und Bruckner so oft in der Vorstandsloge den Konzerten beigewohnt hatten.

Furtwänglers Wiener Tätigkeit brachte auch eine neue Phase meiner Arbeit für ihn mit sich. Natürlich hatten die Wiener Philharmoniker ihre eigene Kanzlei und Geschäftsführung, aber wenn Furtwängler in Berlin war, hatte ich für ihn immer eine umfangreiche Korrespondenz mit Wien zu erledigen, und eine neue und ganz besondere Welt erschloß sich mir dabei.

(1927—1928)

Einige der prominentesten Mitglieder, das Rosé-Quartett, dessen Primgeiger, der ehrwürdige Arnold Rosé, zugleich während langer Jahre Konzertmeister der Philharmoniker war, kannte ich schon von Mannheim her, und bald stellten diese vier die Verbindung mit den andern Orchestermitgliedern her. Am meisten bezaubert war ich von dem Orchestervorstand, dem Oboisten Alexander Wunderer, einem der wienerischsten und liebenswertesten Musikerpersönlichkeiten, denen ich je begegnet bin.

Furtwängler nahm mich oft mit nach Wien, und immer begleitete ich ihn mit Begeisterung. Meistens mußten wir früh morgens nach einem Konzert von Berlin abreisen. Der Zug ging um acht Uhr vom Anhalter Bahnhof und führte einen alten österreichischen Wagen mit einem sogenannten „Halbcoupé“, einem einseitigen Abteil mit nur drei Sitzen. Es lag Furtwängler viel daran, dieses Abteil zu bekommen, denn er benutzte die langen Reisen zur Arbeit und fürchtete jede Störung. Leider konnte das Halbcoupé nicht im voraus belegt werden, und so pflegte ich schon früh, wenn der Zug bereitgestellt wurde, auf dem Bahnsteig zu sein, um die gewünschten Plätze zu sichern.

Später benutzte Furtwängler das Flugzeug, wo es nur möglich war, aber Jahre hindurch fuhren wir mit diesem Zug. So ein langer Reisetag — damals kam man erst um elf Uhr abends in Wien an — wurde immer sorgfältig eingeteilt. Erst frühstückten wir, dann herrschte Schweigen. Furtwängler las entweder ein neues Buch oder studierte sein Programm, wobei er es sehr genoß, daß ihn während solcher Fahrt nichts in seiner Konzentration stören konnte. Ich entsinne mich, wie er auf einer solchen Reise Spenglers „Untergang des Abendlandes“ studierte und daß er einmal zwischen Berlin und Wien Strawinskys „Sacre du Printemps“ auswendig lernte. Stundenlang saß ich, obwohl ein gern gesehener Begleiter, still daneben, bis er das Zeichen der Entspannung gab. Eine sehr willkommene Unterbrechung war das Mittagessen, womit wir aber bis zur Überschreitung der tschechischen Grenze warteten, weil das

(1927—1928)

Essen im tschechischen Speisewagen so ausgezeichnet war. Nachher herrschte wieder Arbeitsstille, bis gegen Abend Furtwängler sich zu einem Gespräch bereit erklärte.

Der Wiener Zug hatte meist Verspätung. Dies war aber kein Hinderungsgrund für irgendeinen enthusiastischen Verehrer, Furtwängler am Bahnhof zu erwarten. Es dauerte geraume Zeit, bis alle Neuigkeiten ausgetauscht waren, und wir kamen meist erst lange nach Mitternacht zur Ruhe. Abreisen von Wien waren oft von Überraschungen begleitet. Einmal fuhren wir von dort nach Paris. Nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, fühlte ich mich wie erlöst, in dem sicheren Gefühl, endlich Furtwängler für mich allein zu haben, um einen ganzen Koffer voll unbeantworteter Briefe zu erledigen. Jedoch in St. Pölten, der letzten Station, an der der Zug vor langer Fahrt hielt, öffnete sich die Tür unseres Abteils, und mit strahlender Miene erschien einer der Wiener Furtwängler-Enthusiasten mit der beglückenden Mitteilung, er würde uns auf dieser Reise begleiten. Für eine Sekretärin sind derartige Verehrer meist sehr unbequem, und ich war oft ungehalten über ähnliche Begeisterungsbeweise. Die Erlebnisse dieser Art wurden bereichert durch eines der Direktionsmitglieder der Gesellschaft der Musikfreunde, der während des Wiener Aufenthaltes mit unfehlbarer Pünktlichkeit jeden Morgen erschien, wenn der Morgenkaffee hereingebracht wurde. Furtwängler frühstückte stets oben in seinem Zimmer im Hotel Imperial und benutzte diesen Augenblick, um mir Instruktionen für den Tag, für Berliner Angelegenheiten und ähnliches zu erteilen. Die Telephonistin war angewiesen, noch keine Anrufe anzunehmen; dem Portier wurde gesagt, daß Furtwängler noch schlief. Und doch war zu unserm größten Erstaunen Herr X. unfehlbar jeden Morgen triumphierend mit dem Frühstück zur Stelle. Was war da zu machen? Nach sorgfältiger Detektivarbeit fand ich heraus, daß Herr X. auf geheimnisvolle Weise mit dem Zimmerkellner in Verbindung stand. Es gehörte nicht sehr viel dazu, den betreffenden Kellner bald auf meine Seite zu bringen.

(1928)

Jeder, der sich an diese Zeit erinnert, wird zugeben, daß Wien damals einen unbeschreiblichen Zauber hatte. Wer es nicht miterlebt hat, wird sich nie einen Begriff machen können von der fanatischen Anteilnahme der Wiener an allem, was mit ihrem Musik- und Theaterleben zusammenhing. Das kleinste Detail jeder Vorstellung wurde ausführlichst besprochen, und ihr leidenschaftliches Interesse für ihre Oper, ihre Lieblingekünstler und ihre Orchester kannte keine Grenzen.

Lange Jahre hindurch hatte Furtwängler in Wien nur Konzerte dirigiert, aber er stand auch sehr gut mit der Staatsoper und ging gern an freien Abenden für einen Akt in das große Haus am Ring.

Franz Schalk, der seit dem Rücktritt von Strauß alleiniger Leiter der Wiener Staatsoper war, hatte persönlich Furtwängler als Gastdirigenten vorgeschlagen. Dieser begann mit einer Neuinszenierung des „Rheingoldes“. Die Ausführung war hervorragend in jeder Beziehung und bildete für Tage den Gesprächsstoff des musikalischen Wien. Während einer der Proben stattete ich Schalk einen Besuch ab. Ich fand ihn in seinem fürstlichen Zimmer am Schreibtisch sitzend, ein feiner Kopf mit mephistophelischem Ausdruck. Obwohl er, der Wahrer der klassischen Tradition Hans Richters und Gustav Mahlers, selbst Furtwängler an sein Institut eingeladen hatte, sah er doch seinen jungen Ruhm nur mit Unbehagen steigen und hatte sich auf keiner der Proben sehen lassen. „Wie geht's unten?“ fragte er mich. „Mich dürfen Sie nicht fragen, Herr Professor“, antwortete ich, „ich verstehe überhaupt nichts davon.“ (Einmal in meinem Leben versuchte ich, diplomatisch zu sein.) „Ich gewiß nicht“, sagte Schalk und sah mich mit seinen geistvollen, scharfen Augen groß an, ohne mit der Wimper zu zucken.

Die Saison 1928/29 sollte die letzte unter der Direktion Schalk sein, und die Wiener Staatsoper streckte ihre Fühler nach einem würdigen Nachfolger aus. Unmöglich, die Intrigen, die bei solcher Gelegenheit gesponnen werden, zu

(1928)

beschreiben. Wer irgendwie offiziell oder inoffiziell an der Wahl beteiligt war, breitete eine Atmosphäre von geheimnisvoller Wichtigkeit um sich, an der ganz Wien teilnahm. Nach langem Hin und Her wurde Furtwängler die Direktion angeboten. Er war gerade in Berlin. Aufgeregte Briefe, die ihm zur sofortigen Annahme des Postens rieten, trafen von seinen Anhängern ein. Bis ins kleinste wurde ihm die Gesamtlage, die Haltung der Presse, des Publikums, des Orchesters, des Ministeriums, des Opernpersonals und der Sänger und — seiner Gegner beschrieben. Endlich beschloß er, die Verhandlungen in Wien persönlich zu führen. Ich blieb in Berlin zurück, hatte ihm aber versprochen, sofort nachzufahren, falls er mich brauchen sollte. Kaum war er in Wien angekommen, ersuchte er mich telegraphisch, auf der Stelle abzureisen. Der Vorstand der Berliner Philharmoniker, in größter Besorgnis, Furtwängler könnte das Wiener Angebot annehmen, brachte mich an die Bahn. Bei meiner Ankunft im Hotel Imperial fand ich Furtwängler in einer Art von Belagerungszustand. Das Telephon stand nicht still; massenweise wurden „vertrauliche“ Briefe abgegeben, während die Besucher, die „wichtige“ Mitteilungen für „ihn allein“ hatten, kaum abzuhalten waren. Zu seiner großen Erleichterung machte ich mich zum Herrn der Lage, aber ich bezweifle, ob meine ihn schützende Energie zu meiner Beliebtheit in Wien beigetragen hat.

Ein Außenstehender wird vielleicht erstaunt sein, daß man aus einer solchen Entscheidung so viel Wesens machen konnte; aber für Furtwängler war der Entschluß sehr schwer. Während vieler Jahre war Berlin der Mittelpunkt seiner Tätigkeit gewesen, er schaltete frei über die prachtvollen Philharmoniker, die so viel mit ihm reisen konnten, wie er nur wollte; auch die Berliner Opernhäuser standen ihm offen. Andererseits übte Wien auf ihn jene besondere Anziehungskraft aus, der sich kein Musiker entziehen kann. Schließlich war er ja bereits Dirigent der Wiener Philharmonischen Konzerte und Direktionsmitglied der Gesellschaft der Musikfreunde, und die Operaufführungen unter

(1928)

seiner Leitung hatten bei den Wienern wilde Begeisterung entfesselt. Wien erklärte daher, daß es ihn mit gleichem Recht für sich beanspruchen könne wie die deutsche Hauptstadt und suchte sein Ziel mit allen möglichen Mitteln zu erreichen.

Die offizielle Behandlung der Frage lag in den Händen des Generaldirektors der österreichischen Bundestheater, Franz Schneiderhan, der ein gewiegter und schlauer Diplomat der alten Schule war. Furtwängler fühlte sich nach zwei Seiten hin und her gerissen. Natürlich reizte es ihn, das Angebot anzunehmen. Jedem Künstler tut ein gelegentlicher Wechsel gut, und was war dies für eine Gelegenheit! Andererseits hegte er starke Zweifel, ob der Wiener Posten nicht seine ganze Arbeitskraft aufzehren würde. Vorsichtig, wie er war, bestimmte er zunächst, daß ich ihn zu der ersten Verhandlung begleiten sollte.

Schneiderhan ließ sofort alle seine Verführungskünste spielen. Er versuchte es sogar mit Verlockungen für mich. „Sie werden Furtwängler an unsere Oper als seine Generalsekretärin begleiten und das frühere Zimmer von Richard Strauß beziehen“, sagte er mir. (Alle Direktionsräume waren fürstlich ausgestattet, und ich liebte die „Luft“, die in diesem Opernhaus wehte.)

Zwar war nie davon die Rede gewesen, daß Furtwängler die Berliner Philharmoniker ganz aufgeben sollte, aber es bestand kein Zweifel, daß ihm, einmal Operndirektor in Wien, für Berlin wenig Zeit bleiben würde. Aber nichtsdestoweniger betonte Schneiderhan, daß auch ich in jedem Monat mindestens eine Woche in Berlin verbringen könnte. Es wurden noch allerhand Fragen besprochen und schließlich schieden wir, nachdem vereinbart worden war, daß Furtwängler seine Entscheidung der Bundestheaterleitung am folgenden Morgen früh um neun Uhr mitteilen sollte.

Furtwängler und ich verbrachten den Abend allein, und er erwog sorgfältig alle Für und Wider. Keines von uns beiden schloß ein Auge in jener Nacht, und alle zwei Stun-

(1928)

den kam er zu einem andern Resultat, das er logisch begründen konnte. Obwohl ich schnell von Entschluß bin, verstand ich, daß Furtwängler eine solche Entscheidung, die sein ganzes Leben beeinflussen mußte, immer wieder von allen Seiten beleuchtete.

Als wir uns am nächsten Morgen zur Unterredung aufmachten, hatte ich keine Ahnung, was Furtwängler im gegebenen Moment schließlich sagen würde. Schneiderhan eröffnete das Gespräch mit diplomatischer Gewandtheit. Furtwängler antwortete ihm, aber in einer Art von lethargischer Apathie, als ob er erwartete, daß ihm die Entscheidung irgendwie von einem Deus ex machina abgenommen würde. Plötzlich nahm Schneiderhan Furtwänglers Hand, die schlaff herunterhing und sagte: „Ich sehe, wir sind uns einig, also beenden wir diese Unterhaltung, hier ist der Vertrag zur Unterschrift.“ Ich fühlte plötzlich, daß irgend etwas nicht stimmte. Furtwängler war so erschöpft, daß er im Moment überhaupt keine Entscheidungskraft mehr hatte, und ich empfand mit Unbehagen, daß ein unfairer Druck auf ihn ausgeübt wurde. Keinesfalls schien er in der Lage, einen so schwerwiegenden Entschluß zu fassen, und wie ein Blitz traf mich die Erkenntnis, daß ich ihn schützen müsse. Die Dringlichkeit des Augenblicks gab mir Mut. Ich schlug mit aller Kraft auf Schneiderhans Hand, die Furtwänglers gefangen hielt. Beide Männer ließen ihre Arme fallen. Furtwängler faßte sich schnell, und wir verließen die Bundestheaterverwaltung, nachdem vereinbart worden war, daß Furtwängler seine Entscheidung in aller Ruhe nach seiner Rückkehr in Berlin treffen könnte.

Nicht ungestraft kann man die Wiener eines von ihnen begehrten Künstlers berauben, den sie schon zu besitzen glaubten. Am gleichen Abend erklärte mir Dr. Dlabac, der Generalsekretär der Gesellschaft der Musikfreunde, in einem Konzert, daß er mir, als mein Freund, nur dringend raten könne, mich eine Zeitlang in Wien nicht sehen zu lassen.

Am folgenden Morgen fuhren wir nach Berlin zurück. Der Stationsvorsteher in höchst eigener Person geleitete

(1928)

Furtwängler zu seinem reservierten Abteil. War er nicht der künftige Operndirektor? Der Beamte titulierte ihn vertraulich: „Herr Direktor.“ Wie verlockend war diese Art volkstümlicher Popularität! Furtwängler schien bereits Wien zu gehören.

Im Augenblick seiner Abreise war er allerdings sehr geneigt, sich zugunsten Wiens zu entscheiden. Aber je weiter wir nach Norden fahren, desto mehr schwankte das Zünglein an der Waage, und als wir spät abends in Berlin ankamen, war er sich klar, daß nur eine sorgfältig abgewogene Verbindung der Wiener mit der Berliner Tätigkeit in Frage käme, und daß nur ganz besondere Umstände ihn je dazu bewegen könnten, seinen Wirkungskreis in Berlin aufzugeben.

Inzwischen waren die Berliner aber auch nicht untätig geblieben. Allerlei Artikel erschienen, und besonders einer in der „Vossischen Zeitung“: „Geht Furtwängler nach Wien?“ wirkte wie eine Bombe. Der Berliner Oberbürgermeister wurde angegriffen, Preußen und das Reich wurden mit Vorwürfen überhäuft, und es war nur eine Stimme darüber, daß, was Österreich sich leisten könne, Berlin unbedingt auch zustande bringen müsse. Ich entsinne mich, welchen leidenschaftlichen Anteil ich an allen Manövern hinter den Kulissen nahm, wie ich früh um sieben Uhr mit dem Berliner Oberbürgermeister Böß telephonierte, der entsetzt war über die Idee, daß Berlin Furtwängler während seiner Amtszeit verlieren könne. Mittlerweile war Schneiderhan, genau so entsetzt bei dem Gedanken, daß er in seinen Bemühungen scheitern könnte, mit dem Nachtzug von Wien gekommen, um seine Interessen an Ort und Stelle wahrzunehmen.

Schließlich kam es zur Entscheidung. Furtwängler erklärte, wenn die Philharmoniker die notwendige, von Preußen, der Stadt Berlin und dem Reich versprochene Subvention zugesichert bekämen, und wenn er in die Lage versetzt würde, die Kontrakte der Musiker so auszustellen, wie es für die Aufrechterhaltung des Orchesterstandards unerläßlich sei,

(1928)

wäre er bereit, in Berlin zu bleiben. Wenn nicht, würde er das Wiener Angebot annehmen.

Dieses Ultimatum wurde angenommen. Furtwängler blieb in Berlin und wirkte in Wien nur als Gastdirigent. Das Reich, Preußen und die Stadt Berlin übernahmen die Garantie für das Orchesterbudget, und der Reichsrundfunk verpflichtete sich zu einer bestimmten jährlichen Anzahl von Rundfunkübertragungen durch die Philharmoniker, was eine weitere Erleichterung ihrer Finanzlage bedeutete. Die notwendige Garantie war sowieso eine relativ geringe, da allein die Einnahmen aus den Berliner Philharmonischen Konzerten beträchtlich waren, jedoch gab das Gefühl der Sicherheit nach einem nahezu fünfzigjährigen Kampf dem Orchester neuen Ansporn.

Von diesem Zeitpunkt an war die Arbeit innerhalb eines jeden Jahres ziemlich die gleiche. Furtwängler fuhr zwischen Wien und Berlin hin und her, er ging auf Reisen mit den Berliner Philharmonikern und auf Operngastspiele, deren Höhepunkt die regelmäßigen deutschen Opernaufführungen in der Pariser Oper im Frühjahr bildeten. Am Ende der Spielzeit 1927/28 hatte er das Leipziger Gewandhaus verlassen; denn er fühlte mit Recht, daß an die Spitze dieses berühmten Institutes ein Mann gehörte, der sich dieser besonderen Aufgabe mehr widmen konnte, als er es bei den wachsenden Anforderungen an seine Zeit imstande war.

Der nächste Markstein in der Geschichte der Berliner Philharmoniker war ihr erster Besuch in Paris im Frühjahr 1928. Neben ihrer ersten Englandreise war dieses Pariser Konzert einer der Glanzpunkte ihrer Laufbahn.

Ich hatte Monsieur Robert Brussel, den Direktor der Association Française de l'Expansion et de l'Echange Artistique, der offiziellen französischen Kulturpropagandastelle, 1927 getroffen, als er als Vertreter der französischen Regierung die große Ausstellung „Ein Sommer Musik“ in Frankfurt am Main besuchte. Mit ihm hatte ich einen Besuch der

(1928)

Philharmoniker für 1928 in Paris besprochen, und bald darauf schlug er vor, daß das Pariser Konzert der Philharmoniker unter dem Protektorat der Association Française, die sowohl dem französischen Außenministerium wie auch dem Kultusministerium angegliedert war, stattfinden sollte.

Niemand konnte liebenswürdiger sein als die Franzosen während meiner ersten Vorbesprechung in Paris. Die ganze Vorbereitung wurde im Ministère de l'Instruction Publique et des Beaux Arts im Palais Royal bearbeitet, und ich hatte Gelegenheit, die ausgezeichnete Organisation der Kulturabteilung mit ihrem sehr sorgfältig ausgewählten Personal kennenzulernen. Ich war nie zuvor in Paris gewesen. Damals traf ich auch den deutschen Botschafter von Hoesch zum erstenmal. Er lud Furtwängler und mich ein, bei ihm zu wohnen, wenn wir zu unserm Konzert nach Paris kämen. Hoeschs Fürsorge war ein ideales Beispiel dafür, was im Vor-Hitler-Deutschland für künstlerische Unternehmungen getan wurde. Er unterstützte uns in erster Linie, weil er persönlich interessiert war. Nichts war „angeordnet“ — es gab noch keine offizielle Auslandspropaganda, wie sie später von den Nazis so plump aufgezo-gen wurde. Es gab auch noch nicht die vielen verschiedenen politischen Gruppen, die sich, besonders im Ausland, eifersüchtig auf die Finger sahen.

Natürlich wollten wir dieses erste Konzert in der Pariser Oper veranstalten, aber M. Rouché, der Direktor und zugleich Mäzen der Grand'Opéra war, zeigte sich als sehr vorsichtiger Mann und wollte erst einmal sehen, wie der Besuch der Philharmoniker verlief, ehe er sich mit ihnen festlegte. So mußte dieses erste Konzert in der Salle Pleyel gegeben werden. Die Vorsicht wäre nicht nötig gewesen. Der Enthusiasmus der Pariser kannte keine Grenzen, und Herriot, der damalige Ministre de l'Instruction Publique, der selbst ein Buch über Beethoven geschrieben hat, war so begeistert, daß er auf das Podium eilte, um Furtwängler die Hand zu

(1928)

drücken. Von diesem Augenblick an gab es keinerlei Schwierigkeit mehr, wenn wir zu einer bestimmten Zeit in der Oper konzertieren wollten.

Bei Gelegenheit unseres Pariser Konzertes hatte ich den schlimmsten Augenblick im Verlauf meiner Arbeit mit Furtwängler und den Berliner Philharmonikern vor Hitlers Machtergreifung. Galakonzerte in Paris begannen erst um neun Uhr abends und endeten dementsprechend spät. Danach fand noch ein großer Empfang auf der Botschaft statt. Es blieb uns nur wenig Zeit zu ruhen, denn wir mußten schon früh um acht Uhr am folgenden Morgen mit dem Straßburger Zug weiterfahren, um am gleichen Tag zum Freiburger Konzert einzutreffen. Furtwängler richtete sich behaglich in seinem Abteil ein, um den versäumten Schlaf nachzuholen, und ich dämmerte vor mich hin in dem wohligen Gefühl, von einem großen Erfolg ausruhen zu dürfen. Als wir etwa eine halbe Stunde unterwegs waren, kam Lorenz Höber in den Gang außerhalb unseres Abteils und bedeutete mir mit Gestikulationen, daß irgend etwas Furchtbares geschehen sei und ich hinauskommen müßte. „Was sollen wir tun?“ rief er aus, „der Instrumentenwagen ist nicht an den Zug angehängt worden!“ Nun muß ich es der Phantasie des Lesers überlassen, sich die Situation auszumalen, die entsteht, wenn ein Instrumentenwagen mit 77 Gepäckstücken, der am gleichen Tag in einem anderen Land benötigt wird, verloren scheint und von denen getrennt ist, die ihn über die Grenze manövrieren müssen. Niemals war uns etwas Ähnliches passiert. Das Orchester, beglückt und berauscht von seinem Erfolg, hatte natürlich nach dem Konzert das Pariser Nachtleben studiert, und unser guter Orchesterwart Jastrau war auch nicht zu Hause geblieben. Er hatte die Instrumente pflichtgemäß verladen und sich dann auf seine Weise amüsiert — wer sollte ihm das verargen? Unmöglich, zu beschreiben, was wir in der folgenden halben Stunde durchmachten, bis zum nächsten Aufenthalt, wo wir hofften, ein Telegramm nach Paris aufgeben zu können. Schließlich hielt der Zug. Höber und ich stiegen

(1930)

aus, indessen Furtwängler, nichts ahnend von der drohenden Katastrophe, immer noch den Schlaf des Gerechten schlief. Während wir versuchten, dem Stationsvorsteher unser Dilemma klarzumachen, fuhr auf der nächsten Plattform ein Zug ein — daran angekoppelt erblickten wir unsern Instrumentenwagen. Er war an den falschen Zug angehängt worden. Es gibt im Menschenleben Augenblicke, die man nicht vergißt — dies war ein solcher!

In der ersten Hälfte des Jahres 1930 fand eine ganz ungewöhnliche Anzahl von Orchestertourneen in Europa statt. Im Mittelpunkt des Interesses stand der Besuch des New York Philharmonic Orchestra, unter der Leitung seines Direktors Toscanini. Alle großen Städte bewarben sich um ein Konzert der Amerikaner. Da die traditionelle Tour der Berliner Philharmoniker gleichzeitig mit der amerikanischen stattfand, traf ich mich mit Anita Colombo, der früheren Sekretärin Toscaninis, die die Reise der New Yorker organisierte, im Hotel Bristol in Wien. Dort verglichen wir unsere Reisepläne, damit die Konzerte nicht kollidierten. Am Schluß ihrer Tourneen trafen die beiden Orchester in Berlin zusammen. Die italienische Botschaft gab einen Empfang für Toscanini; eine Privataufnahme zeigt ihn, umgeben von seinen deutschen Kollegen Furtwängler, Kleiber, Klemperer und Walter.

In demselben Frühjahr unternahmen die Wiener Philharmoniker eine Englandreise mit Furtwängler, wobei sie auf dem Wege in einigen deutschen Städten konzertierten. Ich war ihnen für Arrangement und Begleitung von den Berlinern gnädigst ausgeliehen. Die Fahrt der Wiener war seit Jahren geplant gewesen, denn Österreich und österreichische Kunst hatten in England viele Freunde.

Diese Tournee mit ihren gelungenen Konzerten zeigte so recht, was das herrliche Orchester zusammen mit Furtwängler vollbringen konnte. Und doch wurde er sich gerade auf dieser Reise klar, daß es auf die Dauer sowohl den Berliner

(1930)

Philharmonikern als auch den Wienern gegenüber unfair sei, wenn er die Leitung beider Orchester nebeneinander beibehielte, und nach sorgfältiger, teils schmerzlicher Überlegung gab er seine Wiener Stellung kurz nach dieser englischen Konzertreise auf. Als ständiger Gast blieb er freilich den Wienern auch weiterhin treu.

Nach seinem Verzicht auf den prominenten Wiener Posten wurde von der Reichshauptstadt alles getan, um den nun in den Vierzigern stehenden Künstler zu ehren und zu befriedigen. Auch die Berliner Opernhäuser öffneten ihm ihre Türen.

Die Arbeit entwickelte sich in den folgenden Jahren stetig. Besonders erfolgreich war die Winterreise der Philharmoniker im Jahre 1931. Sie umfaßte deutsche Städte, Belgien, Holland, England. Ein bekannter Photograph hatte angeboten, uns zu begleiten. Er machte auf der ganzen Reise sehr gelungene Aufnahmen, wenn er auch gelegentlich unbemerkt die unmöglichsten Momente mit seiner Kamera festhielt. Als wir nach der Beendigung der englischen Konzerte den Hoek-Zug bestiegen, schien mir der Bahnsteig ungewöhnlich belebt zu sein. Das Orchester hatte sich diesmal scheinbar eine ungewöhnlich große Anzahl von Verehrern zugelegt! Solche Verehrer waren übrigens manchmal höchst unbequem, ganz besonders in Paris, wo so ungefähr jedes Orchestermittglied in der letzten Minute irgend eine mysteriöse weibliche Anverwandte unbedingt ins Konzert hineinbringen mußte — in einen Saal, der längst ausverkauft war. Ich habe mich dort immer an dem leicht maliziösen Humor Rouchés gefreut, der mir, besonders nach der technischen Renovierung des riesigen Bühnenhauses, erlaubte, die Freundinnen der Musiker hinter dem Vorhang auf der weiten Bühne unterzubringen. In London war es aber nie annähernd so zugewandert wie in Paris, daher mein Erstaunen über den bevölkerten Bahnsteig. Bald sollte ich über die Gründe aufgeklärt werden: Charlie Chaplin befand sich im gleichen Zuge wie wir, und was waren wir im Vergleich zu ihm! Unser Photograph

(1930)

geriet sofort in die größte Aufregung und erklärte, daß Furtwängler und Chaplin zusammen aufgenommen werden müßten. Ich wurde entsandt, um mit Chaplins Manager die Sache zu arrangieren. Als ich in dessen Abteil kam, blieb er kühl. Warum sollte Chaplin mit Furtwängler photographiert werden? Wer war Furtwängler überhaupt im Vergleich zu Charlie? Bekam er etwa viertausend Liebesbriefe pro Tag? Mußte er vielleicht drei Sekretärinnen beschäftigen, nur um die Begeisterungsdokumente zu sortieren? Angesichts dieser vernichtenden Überlegenheit des Filmstars fühlte ich mich natürlich klein und unbedeutend, und so kehrte ich, geschlagen, vom Schlachtfeld zurück. Wir gingen bei Dunkelheit an Bord, und nichts war von dem großen Manne zu sehen; es hieß lediglich, daß er sich sofort in seine Kabine zurückgezogen habe. Am nächsten Morgen hingegen, zu der unmenschlich frühen Stunde der Landung des Hoek-Dampfers, kam eine Botschaft, daß Chaplin gern Furtwängler begrüßen würde. So trafen sich die beiden bei Morgengrauen, und ich konnte kaum glauben, daß der sympathisch und gütig aussehende Mann der gleiche Charlie Chaplin sein sollte, den wir aus dem „Goldrausch“ kannten. Die Aufnahme wurde gemacht, und Chaplin fuhr nach Berlin weiter, während unser nächstes Ziel Den Haag war.

Kapitel 5

Es war eine Zeit der Krisen für die Welt und nicht zuletzt für Deutschland, und doch boten sich immer neue Aufgaben im Musikleben. Siegfried Wagner war am 4. August 1930 während der Bayreuther Festspiele gestorben. Es war Toscaninis erste Bayreuther Saison. Er dirigierte den „Tristan“ und die Neueinstudierung des Pariser „Tannhäuser“ mit Siegfried Wagner als Regisseur. Es verlautete, daß er Siegfried noch kurz vor dessen Tod gebeten hatte, ihm für die folgende Saison den „Parsifal“ zu übertragen.

Nach dem Krieg hatte Bayreuth schwere Jahre durch-

(1930)

gemacht. Siegfried, unterstützt von Winifred, seiner jungen Frau, hatte sein Äußerstes getan, um seines Vaters Vermächtnis würdig zu verwalten. Nun war die junge Witwe allein zurückgeblieben, und die Erziehung ihrer vier unmündigen Kinder sowie die Verantwortung für die Zukunft der Festspiele lag in ihren Händen.

Bei allem ehrlichen Streben und künstlerischen Idealismus war Bayreuth aus vielen Gründen immer ein Mittelpunkt von Intrigen und Eifersüchteleien gewesen, aber es hatte stets eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Künstler und Publikum behalten.

Nach dem Tode von Siegfried Wagner löste Karl Muck, der letzte der Getreuen aus Richard Wagners Zeit, seine Verbindung mit Bayreuth. Zwar hatte Toscanini seine Mitwirkung für den Sommer 1931 zugesagt, aber außerdem war eine Persönlichkeit von Format dringend nötig, die Autorität und genügend Sachkenntnis besaß und der man an Stelle von Siegfried Wagner alle künstlerischen Belange anvertrauen konnte.

Im Dezember 1930 erhielt Furtwängler zu seiner größten Überraschung einen Brief von Frau Wagner, worin sie ihn anfragte, ob Bayreuth auf seine Dienste rechnen dürfe. Das war wieder eine schwierige Entscheidung. Seit seiner Mannheimer Zeit war Furtwängler als Wagner-Dirigent großen Stils bekannt. In vielen Opernhäusern hatte er Wagners Werke aufgeführt, aber bis jetzt war er noch nicht zum Dirigieren in Bayreuth — dem Traum eines jeden Opernkapellmeisters — eingeladen worden. Andererseits benötigte er seinen Sommer dringend zum Ausspannen, und er hatte bisher entschieden alle Aufforderungen zu Sommergastspielen ausgeschlagen.

Er nahm sich Zeit, die Sache zu überdenken, und die Angelegenheit wurde streng geheim gehalten. Schließlich beschloß man, daß Frau Wagner nach Berlin kommen sollte, um sich mit ihm zu besprechen. Um jede Möglichkeit vorzeitigen Geredes zu vermeiden, fand die erste Unterredung in meiner Wohnung statt.

(1930)

Zuerst wurde der Gegenstand der Zusammenkunft nicht berührt; von allem möglichen wurde gesprochen, nur nicht von dem, was uns alle bewegte. Aber schließlich gab es kein Ausweichen mehr, und Furtwängler erklärte sich bereit, dem Ruf nach Bayreuth zu folgen. Frau Wagner ist sonst ein starker und beherrschter Mensch, aber in diesem Augenblick brach sie in Tränen der Erleichterung aus — das Schicksal Bayreuths mochte ihr wohl schwer auf der Seele gelegen haben.

Es wurde vereinbart, daß Furtwängler für den Sommer 1931 an Stelle von Muck den „Tristan“ übernehmen solle, verbunden mit dem Amt des musikalischen Leiters der Festspiele. Dies war keine geringe Zugabe zu seiner sonstigen Tätigkeit, und für mich ergab sich wieder eine neue und faszinierende Arbeit! Eine der Hauptaufgaben war die Zusammenstellung des Festspielorchesters, welches stets aus Mitgliedern verschiedener deutscher Orchester bestand. Im Festspielorchester herrschte eine besondere Tradition, und die eingesessenen Bayreuther kannten einen jeden der Musiker, die jahraus, jahrein im Sommer in die gleichen Quartiere zurückzukommen pflegten. Die meisten unter ihnen betrachteten es als eine besondere Auszeichnung, ihren Sommerurlaub auf diese Weise in Bayreuth zu verbringen. So konnte man zum Beispiel Professor Edgar Wollgandt, den Schwiegersohn von Arthur Nikisch und Konzertmeister des Gewandhausorchesters, Jahr für Jahr am ersten Pult im Festspielhaus sitzen sehen.

Die Nachricht von Furtwänglers Berufung nach Bayreuth brachte eine Flut von Bewerbungsschreiben von Musikern mit sich, die in das Festspielorchester aufgenommen werden wollten. Für jedes Instrument gab es eine große Liste von überzähligen Anwärtern. Zum erstenmal bewarben sich auch Mitglieder der Berliner Philharmoniker, die gern auch einmal unter ihrem eigenen Dirigenten Opern spielen wollten. Junge Kapellmeister und Musiker baten um die Erlaubnis, den Proben beiwohnen zu dürfen. Ein großer Teil dieser Korrespondenz und die Berichterstattung darüber an

(1931)

Frau Wagner fiel mir zu. Bayreuth hatte seine unantastbare Tradition auch in diesen Dingen, und es war eine ganz neue Erfahrung für mich, an dieser Arbeit teilzunehmen.

Ostern 1931 mußte Furtwängler für Vorbesprechungen mit Winifred Wagner und einigen der Mitarbeiter nach Bayreuth fahren. Er nahm mich mit, und wir wohnten einige Tage als Gäste auf dem Wagnerschen Familiensitz „Wahnfried“. In dieser Zeit brachte Frau Wagner ihre Gäste meist in dem sogenannten „Siegfried-Haus“ unter, einem niedrigen Gebäude im Garten von „Wahnfried“, das Siegfrieds Heim gewesen war, solange Cosima noch regierte. Frau Winifred hatte es neu herrichten lassen, und es war urgemütlich in den geschmackvollen Zimmern mit dem Blick in den altmodischen Garten. Nichts fehlte zum Behagen der Gäste; sogar englische Schmöker gab es in der Bibliothek.

In der imposanten Atmosphäre von „Wahnfried“ war Frau Wagner eine geschickte und gemütliche Wirtin. An einem der Abende kamen Cosimas Töchter, um Furtwängler kennenzulernen. Gräfin Blandine Gravina, die zweite Tochter aus der Ehe mit Hans von Bülow, lebte damals meist in Florenz; Frau Isolde Beidler, die dritte Tochter, die sich nach St. Gallen verheiratet hatte, war gestorben, und so waren es nur die älteste Tochter, Frau Daniela Thode, geborene von Bülow, und Frau Eva Chamberlain, die den neuen musikalischen Leiter in Augenschein nehmen konnten. Man kann sich vorstellen, was dieses Zusammenreffen mit dem neuen Mann für die beiden Frauen bedeutete, die mit fast religiöser Inbrunst am Vermächtnis Richard und Cosima Wagners hingen.

Ich kannte Frau Thode von meinem ersten Heidelberger Semester her, wo sie als Gattin des Kunsthistorikers Henry Thode die Etikette „Wahnfrieds“ in einer Weise aufrechterhielt, wie sie an einem Hof nicht formvollendeter hätte sein können. Äußerlich erinnerte sie wenig an ihre Mutter. Sie war schlank und dunkel, ihre Züge waren die ihres Vaters, Hans von Bülow. Ihre verschiedenfarbigen Augen

(1931)

hatten einen fanatischen Ausdruck, und fanatisch war sie in mancher Hinsicht. Von Cosimas Töchtern war sie die vielseitigste und unternehmendste. Durch viele Jahre enger Verbundenheit mit ihrer Mutter hatte sie eine genaue Kenntnis von den Intentionen Wagners erworben, und nach dem Tode ihres Bruders Siegfried wurde sie von vielen als die letzte lebende Quelle der wahren Wagnertradition betrachtet. Nie sprach sie von Wagner anders als vom „Meister“. Die leidenschaftliche Hingabe an ein Werk und ein Vermächtnis ist eine typisch deutsche Eigenschaft; sie kann, wenn sie einer würdigen Sache dient und wenn es sich um eine so ungewöhnliche Persönlichkeit wie Frau Thode handelt, eine Quelle großer Kraft sein. Zu welchem Resultat andererseits die Veranlagung zur Heldenverehrung führen kann, wenn sie sich in der Wahl des Objektes irrt, haben wir ja leider in den letzten Jahren zur Genüge erfahren.

Frau Thode war eine imposante Persönlichkeit; nie vergaß man in ihrer Gegenwart, daß man sich in Gesellschaft einer „großen Dame“ befand. Sie hatte die königliche Haltung ihrer Mutter Cosima, aber gelegentlich schien es, als ob ihre Wahrung der äußerlichen Lebensformen zu weit ginge. Dies führte manchmal zur Überschätzung nebensächlicher Dinge, was folgendes Beispiel zeigt. Frau Thode war eine große Verehrerin von Furtwänglers Wagner-Interpretation, aber seine Art zu dirigieren erfüllte sie mit Unbehagen. Bekanntlich ist das Orchester in Bayreuth verdeckt, und das Publikum kann den Dirigenten nicht sehen. Furtwängler machte sich aber in anderer Weise bemerkbar. Deutlich konnte man das Stampfen vernehmen, mit dem er — natürlich unbewußt — sein Dirigieren begleitete. Kurz nach Beginn seiner ersten Bayreuther Saison kam Frau Thode zu mir und schlug mir vor, eine Matte unter die Füße des wilden Mannes zu legen, um das Geräusch zu dämpfen. Sein Benehmen am Pult schien ihr unvereinbar mit der vornehmen Tradition des Festspielhauses.

Doch dies sind Nebensächlichkeiten. Sie war eine bedeu-

(1931)

tende Frau, deren tiefe und ausgedehnte Kenntnisse sie in die Lage versetzten, viele interessante Briefe und Dokumente der Familie Wagner herauszugeben. Als im Jahre 1931 Toscanini „Parsifal“ und „Tannhäuser“ dirigierte, waren die neuen Kostüme für „Tannhäuser“ ihr anvertraut. Sie entwarf sie nach den Miniaturen der Manesseschen Liederhandschrift, die im 14. Jahrhundert vermutlich in Zürich entstanden ist. Die Malereien dieses berühmten Buches stellen Minnesänger dar, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide und andere, und diese nahm sie als Vorbilder für die Kostüme der „Tannhäuser“-Neuinszenierung. Gleichzeitig assistierte sie bei der Einstudierung und saß mit ihrem Regiebuch auf der Bühne, im Dienste Richard Wagners und des von ihr vergötterten Toscanini.

Nach Hitlers Machtergreifung und dem Rücktritt Toscaninis zog sie sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben in Bayreuth zurück, doch behielt sie bis zu ihrem Tode ihr kleines Heim dort bei. Im Jahre 1938 hörte ich zum letztenmal von ihr. Eine seither ebenfalls verstorbene intime Jugendfreundin von ihr zeigte mir einen Brief, den sie von Frau Thode erhalten hatte. Er ist ein Dokument für das Seelenbild einer aussterbenden Generation in Deutschland. Er zeigt die Schreiberin am Ende ihres Lebens, voller Würde und bewußter Resignation, ruhend in ihren Erinnerungen, die ihr niemand rauben konnte, ohne jede Bitterkeit — ein Vorbild für uns alle, die in dieser Zeit eines ungeheuren Umbruchs mit dem Leben fertig werden müssen.

Ihre Schwester, Frau Eva Chamberlain, war 1867 geboren, als Tochter Richards und Cosimas. Sie war die Witwe von Houston Stewart Chamberlain, dessen Buch „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ einen so verhängnisvollen Einfluß auf Hitler ausgeübt hat. Frau Chamberlain war groß und stattlich, eine eindrucksvolle Erscheinung; ihr vornehmes Gesicht zeigte sowohl Züge von Cosima wie von Wagner. Sie galt für eine kluge Frau, aber sie war selten aufgeschlossen, und auch an diesem Abend blieb sie in sich zurückgezogen und leicht herablassend. Nach dem Tode ihres

(1931)

Gatten lebte sie weiter im alten Chamberlainschen Hause neben „Wahnfried“, und doch — wie weit entfernt von ihrem früheren Heim! Die Mauer, über die sie in ihr Elternhaus und seinen Garten blicken konnte, war eine Art Symbol für die Wand, die sich zwischen ihr und der jungen Generation aufgerichtet hatte.

Die Töchter Cosimas haben sich im Grunde niemals dem Naziregime gebeugt, mit dem auch für sie eine völlig neue Zeit in Bayreuth anbrach — nicht nur in politischer Hinsicht. Solange ihr Bruder Siegfried lebte, hatten sie noch mehr oder weniger zu der herrschenden Generation gehört. Jetzt aber mußten sie der jüngeren weichen, die ihre eigenen Wege ging und sich nicht mehr blind an den Buchstaben der Überlieferung hielt.

Die tiefe Kluft zwischen den beiden Generationen der Familie Wagner empfand ich besonders stark an jenem denkwürdigen Abend, den wir in der einzigartigen Atmosphäre von „Wahnfried“ verbrachten, mit den zwei alten Damen als Symbol vergangener Herrlichkeit und Größe, mit Frau Winifred, der jungen und energischen Erbin des großen Vermächtnisses, und Furtwängler, dem leidenschaftlichen Wagnerianer, der so erfüllt war vom heiligen Willen, sein Bestes zu geben, um seiner neuen Aufgabe gerecht zu werden.

Schließlich waren alle Vorbereitungen für den Sommer getroffen. Frau Wagner hatte Furtwängler ein romantisches und abgelegenes Haus in der Nähe einer Mühle zur Verfügung gestellt. Die Besitzer, Familie Feustel — seit Jahren aufs engste mit „Wahnfried“ verbunden — hatten sich bereit erklärt, das Haus mit seinem altmodischen Garten für den Sommer Furtwängler zu überlassen. Auch ein Pferd war für ihn da, und dieses Pferd blieb für ihn eine der größten Attraktionen seines Bayreuther Aufenthaltes. Ich begleitete ihn nach Bayreuth als seine Sekretärin und wurde in einer schönen Villa auf dem Festspielhügel untergebracht, die dem früheren Direktor des Festspielhauses, Herrn Schuler, gehörte. Frau Schuler, einst mit Cosima eng

(1931)

verbunden, war von Anfang an meine gute Freundin und eine große Stütze in dem aufregenden Bayreuther Leben.

Im Frühjahr 1931 mußten die übliche Philharmoniker-Tournee sowie alle anderen Gastspiele Furtwänglers eingeschränkt werden, da die Proben in Bayreuth schon Anfang Juni begannen. Die Einführung eines neuen Dirigenten war dort an sich immer eine große Sache, aber Furtwänglers Amtsantritt war von besonders aufregenden und dramatischen Umständen begleitet. In jenen Tagen begann er am Fliegen Gefallen zu finden, und ein junger Pilot mit einem eigenen Flugzeug bot sich an, ihn von Berlin nach Bayreuth zu bringen. Während des Fluges entstand ein Maschinendefekt, und so mußte das Flugzeug auf halber Strecke notlanden. Die Maschine überschlug sich, und Furtwängler — immer ein vorzüglicher Sportsmann — suchte sich mit Geistesgegenwart vor dem Anprall zu schützen, indem er den Salto mortale des Flugzeugs mitmachte. Nur diesem Umstand dankte er sein Leben. Zerschunden und noch halb benommen von dem Schock kam er in einem Auto kurz nach neun Uhr früh am Festspielhaus an, unmittelbar nachdem seine erste Probe hätte beginnen sollen. Der Probenbeginn in Bayreuth war immer eine feierliche Staatsaktion. Das Orchester harrte voll Erwartung an seinen Pulten, die „Musikalische Assistenz“, alle die jungen Korrepetitoren und Volontäre saßen mit ihren Partituren bereit, durchdrungen von der Bedeutung des Moments. Die Angehörigen der Familie Wagner erschienen mit all der getragenen Würde, die sie der Sache des Meisters stets zuteil werden ließen. Und nun passierte das in den Annalen von Bayreuth noch nie Dagewesene: Die Hauptfigur, der neue musikalische Leiter, war nicht zur Stelle. Dies war ein Verbrechen, demgegenüber die Tatsache, daß er auf seinem Flug nach Bayreuth fast sein Leben eingebüßt hätte, nicht zählte.

Die Presse berichtete natürlich mit dicken Schlagzeilen und in langen Spalten über diese Begebenheit, und bald darauf wurde mir vorgeworfen, daß ich eine besonders

(1931)

gerissene Pressereklame für Furtwängler mache. Von diesem Moment an hatte ich stets Schwierigkeiten bei meiner Bayreuther Arbeit, die während des ganzen Sommers nicht nachließen.

Die erste Spielzeit ohne Siegfried Wagner war schwer für alle, die seinen freundlichen Gruß auf dem Festspielhügel vermißten, und die neue Festspielleitung, an ihrer Spitze die junge Witwe, hatte es zunächst nicht leicht, ihren Weg zwischen den nötigen Neuerungen und der eifersüchtig gehüteten Tradition zu finden.

Den ersten Zusammenstoß dieser Saison gab es mit Lauritz Melchior, dem Tristan in Furtwänglers erster Bayreuther Aufführung. Er erklärte, sofort abreisen und niemals mehr zurückkehren zu wollen. Differenzen mit der Direktion waren anscheinend die Ursache. Schließlich willigte er ein, seine eingegangenen Verpflichtungen für diesen Sommer zu erfüllen, aber seitdem hat er, einer der besten Wagner-Tenöre der Gegenwart, Bayreuth nie mehr betreten.

Da war auch der Toscanini-Zwischenfall, welcher über die ganze Welt berichtet wurde, leider entstellt und vergrößert. Die Festspielleitung hatte am Jahrestag von Siegfried Wagners Tod, am 4. August 1931, ein Gedächtniskonzert angesetzt. Dies war ein Novum in Bayreuth, denn nie zuvor hatten Konzerte im Fespielhaus stattgefunden. Die Dirigenten des Jahres, Elmendorff, Furtwängler und Toscanini, sollten sich in die Leitung des Konzertes teilen. Am Morgen, in der Generalprobe, zerbrach Toscanini seinen Taktstock und verließ das Podium. (Es stellte sich später heraus, daß der Maestro, der bei der beschränkten Probezeit erwartet hatte, wenigstens dieses eine Mal ungestört zu probieren, ungehalten war, ein Haus voller Zuhörer vorzufinden. Die Direktion hatte nämlich den Angehörigen der Sänger, des Chores und Orchesters und den Hausangestellten den Zutritt zur Probe gestattet.) Was immer der Grund war — Toscanini brach die Probe in großer Erregung ab und erklärte dem ihm nacheilenden Furtwängler, daß er abreisen und beim Gedächtniskonzert am Abend nicht mit-

(1931)

wirken würde. Er begab sich sofort zu seinem Auto und verließ den Festspielhügel.

Furtwängler, als musikalischer Leiter, dirigierte die Probe zu Ende und sandte mich inzwischen zu Frau Wagner, um sie über Toscaninis Absichten zu informieren. Sie erklärte: „Ich glaube nicht, daß Toscanini es mir antun kann, mich bei dieser Gelegenheit zu verlassen.“ Trotzdem sandte sie mich mit ihrem Neffen, Gil Gravina, der infolge seiner Kenntnis des Italienischen dem Maestro oft als Dolmetscher diente, nach „Wahnfried“, wo Toscanini als ihr Gast im Siegfried-Haus wohnte. Die Dienstboten teilten uns mit, daß Toscanini soeben mit seinem Chauffeur und seinem vergötterten kleinen Hündchen nach Marienbad abgefahren sei. Für Toscanini gibt es bekanntlich nie einen Kompromiß, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hat. So kam es, daß, obwohl seine persönliche Beziehung zur Familie Wagner durch diesen Vorfall nicht gestört wurde, diese Spielzeit seine letzte in Bayreuth wurde.

Furtwängler seinerseits fühlte sich während dieser seiner ersten Bayreuther Spielzeit nicht ganz wohl in seiner Haut. Er hatte seine ganz bestimmten Ideen, wie das Vermächtnis Richard Wagners verwaltet werden sollte. Schließlich spitzten sich die Dinge so zu, daß er noch vor seiner ersten Aufführung zurücktreten wollte. Er schrieb einen langen Brief an Frau Wagner — ein Dokument, das zeigt, wie ernst er alles nimmt, was seiner Verantwortung untersteht, und wie gründlich er sich mit allem auseinandersetzt. Er legte klar und ehrlich dar, daß seine Auffassung vom Vermächtnis Richard Wagners sich schwer mit der Art, wie Bayreuth jetzt geleitet würde, vereinen ließe. Die Meinungsverschiedenheiten wurden zwar damals ausgeglichen, aber sie waren der Keim zu seinem späteren Konflikt mit Bayreuth. Schon vor der nächsten Festspielperiode erklärte er seinen Rücktritt. In einem Artikel „Um die Zukunft von Bayreuth“, der im Juni 1932 in der „Vossischen Zeitung“ erschien, verteidigte er seine Stellungnahme vor der Öffentlichkeit. Trotz alledem wurde er in der Welt mehr und

(1931)

mehr als der bedeutendste Wagner-Dirigent anerkannt, und abgesehen von Deutschland und Österreich dirigierte er auch regelmäßig Wagner-Festspiele in Paris und im Royal Opera House Covent Garden, bis auch dies wie so vieles andere durch Hitler unmöglich gemacht wurde.

Kapitel 6

Nach Furtwänglers Rücktritt von Bayreuth wurde Berlin immer mehr Mittelpunkt seiner Arbeit und seines Lebens, obwohl er regelmäßig als Gastdirigent nach Wien fuhr. So wurde naturgemäß Berlin auch für mich zur zweiten Heimat. Furtwängler ließ den Philharmonikern seine intensivste Sorgfalt angedeihen und tat alles, um das Orchester in jeder Hinsicht zu verbessern. Die Auslandsreisen, die jetzt neben kleineren Reisen innerhalb Deutschlands regelmäßig zweimal pro Jahr unternommen wurden, waren nun nicht nur ein künstlerischer, sondern auch ein finanzieller Erfolg. Trotz der politisch und wirtschaftlich schwierigen Situation des Reiches blieb das Kunstleben stark und unabhängig, und in Wien wie in Berlin standen die Philharmonischen Konzerte und die Opernhäuser im Mittelpunkt gesellschaftlichen Lebens. Die Konzerte waren meist ausverkauft, und neben den großen Berliner Philharmonischen Konzerten hatten sich andere Konzertzyklen der Philharmoniker mit prominenten Dirigenten, zum Beispiel mit Bruno Walter, zu einer regelmäßigen Einrichtung entwickelt. Auch ausländische Dirigenten wurden eingeladen, und eine besondere Konzertserie wurde für sie eingerichtet.

Der Tag war immer viel zu kurz für alles, was ich gern erledigt hätte. Das gesellige Leben blühte, und freundschaftliche Beziehungen verbanden das Orchester und seinen Dirigenten mit den vielen internationalen Diplomaten, die regelmäßig den Konzerten beiwohnten. Einer der treuesten

(1932)

Besucher war der britische Botschafter, Sir Horace Rumbold, mit Gattin und Töchtern. Erst kürzlich fiel mir ein Zeitungsausschnitt in die Hände über einen Empfang, den die britische Botschaft für Sir Thomas Beecham anlässlich eines seiner Berliner Konzerte gab und bei dem ich als Vertreterin des Berliner Philharmonischen Orchesters erwähnt bin. Nach diesem Konzert wurde Sir Horace mit Furtwängler und Sir Thomas im Künstlerzimmer der Philharmonie photographiert. Ich schaute zu, nicht ahnend welche Entwicklung die Dinge nehmen würden.

Die Arbeit für das Orchester war ziemlich umfangreich, aber meine Zeit wurde hauptsächlich von Furtwängler in Anspruch genommen. Er pflegte zu den unmöglichsten Stunden zu arbeiten. Alles, was nicht unmittelbar zur künstlerischen Vorbereitung seiner Aufführungen gehörte, jede verwaltungsmäßige oder Korrespondenzarbeit, kam für ihn erst in zweiter Linie, und so erledigte er diese Dinge, wann es ihm paßte. Oft pflegte er mich spät abends anzurufen, ob ich noch „für einen Augenblick“ zu ihm kommen könne, und es war eher die Regel als die Ausnahme, daß ich, nachdem ich mich schon hingelegt hatte, noch einmal aufstand, um mit ihm zu arbeiten. Er saß oft bis gegen Mitternacht über seiner Musik, und es kam ihm nicht in den Sinn, daß normale Sterbliche meist vor dieser Zeit zu Bett gehen. Fast immer reiste ich mit dem Orchester, und wenn er allein gastierte, begleitete ich ihn oder traf ihn irgendwo unterwegs. Unsere Beziehungen beruhten auf meinem Glauben an ihn als Künstler und auf seinem Vertrauen in mich als Freund und Mitarbeiter.

Das Jahr 1932 fing für mich mit einer großen Hetze an; kaum je hatten sich die Ereignisse bei uns so gejagt. Anfang des Jahres fuhr ich nach Rom wegen der Vorbereitungen für die Frühjahrsreise des Orchesters, die erste größere Italienreise der Philharmoniker. Als ich ankam, sagte man mir, Mussolini habe den Wunsch ausgesprochen,

(1932)

die Frau mit dem Beruf einer „Tourneeleiterin“ kennenzulernen. Er war abwesend, solange ich in Rom war, aber seine frühere Sekretärin und Biographin, Margherita Sarfatti, lud mich zum Tee ein.

Nachdem für Italien alles im Lot war, kehrte ich nach Berlin zurück. Kaum war ich angekommen, mußte ich wegen der bevorstehenden Englandreise nach London fahren, wo durch den plötzlichen Tod unseres englischen Agenten, Lionel Powell, Schwierigkeiten entstanden waren. Nach einem zweitägigen Aufenthalt in London eilte ich nach Berlin zurück, und zwei Wochen später begaben wir uns auf unsere Reise durch Holland, Belgien und England.

Die finanziellen Schwierigkeiten des Orchesters waren damals so gut wie überwunden. Es war eine GmbH. (Gesellschaft mit beschränkter Haftung). In dem Aufsichtsrat von siebzehn Mitgliedern waren das Orchester, die Stadt Berlin, das Reich und der Reichsrundfunk vertreten. Der Vorsitzende war Dr. Lange, Berlins erster Bürgermeister. Mit Energie und Humor widmete er sich den Angelegenheiten der Philharmoniker und kämpfte wie ein Löwe für ihre Interessen in den Stadtratssitzungen mit ihren unvermeidlichen Intrigen. Während der Konzerte saß er gern auf dem Podium, so nahe wie möglich beim Orchester. Er bewunderte Furtwängler, den er väterlich schützend, mit sanfter Hand, durch die Wirrnisse der Bürokratie hindurchsteuerte.

Für mich war er der verständnisvollste und gütigste Chef, immer bereit, in Schwierigkeiten zu helfen. Er wird in meiner Erinnerung stets verbunden sein mit der Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches von damals: ein richtiges Orchesterbüro zu haben. Ich hatte passende Räume gefunden, nahe von Furtwänglers Heim und unweit der Philharmonie, in denen neben dem Büro auch für meine Privatwohnung Platz war. Natürlich mußte die Genehmigung des Aufsichtsrates für diesen Plan eingeholt werden. Tage-

(1932)

lang vor der zu diesem Zweck einberufenen Sitzung war ich fast krank vor Aufregung. Zwar fühlte ich mich meiner Gönner sicher, aber wer nur die geringste Ahnung von den Möglichkeiten bei einer solchen Komiteesitzung hat, wird mir zugeben, daß man niemals mit Bestimmtheit voraussagen kann, was passieren wird. Schließlich — spät nachts — rief mich Dr. Lange an: „Das Büro ist genehmigt, schießen Sie los!“ Wie glücklich war ich.

Das Büro war in jeder Hinsicht ideal. Außer dem einen Raum, der Kanzlei, sah es darin überhaupt nicht wie in Geschäftsräumen aus. Ich richtete es zum Teil mit meinen alten Möbeln und Bildern ein. Wir hatten ein Musikzimmer für „Probevorspiele“, welches wir auch für unsere Kammermusikabende benutzten. Ein schöner Bechstein-Flügel wurde uns zur Verfügung gestellt. Mein eigenes Büro war ein harmonischer, großer Raum mit meinen Büchern, Noten und bequemen Sesseln. Bald fanden sich Besucher aus aller Welt ein. Eine junge Ostpreußin folgte mir aus meiner früheren Wohnung und sorgte gleichzeitig für Haushalt und Büro. Sie war eine vorzügliche Köchin, und bald richtete sie sich darauf ein, daß man im Büro für wenig Geld essen konnte, wenn man sich bei ihr anmeldete. „Trudchen“ stand beim Orchester in großer Gunst, und wenn ich aus war, nahm sie die Telefonanrufe mit größtem Geschick entgegen, wobei sie sich mit den Trägern berühmter Namen auf besonders diplomatische Weise zu unterhalten pflegte.

Es war ein erfülltes und tätiges Leben, das wir in jener Zeit führten. Als wir an die Vorbereitungen zum Jubiläum der fünfzig Jahre des Berliner Philharmonischen Orchesters gingen, taten wir es im Gefühl der Dankbarkeit für das Erreichte. Die Arbeit und Hingabe aller Beteiligten während so langer Jahre war nicht umsonst gewesen: die große Tradition, die das Orchester von Bülow und Nikisch übernommen hatte, war unter Furtwängler würdig weitergeführt worden.

Die Jubiläumsfeier bestand aus zwei Festkonzerten. Beim ersten wurde ein neues Werk von Paul Hindemith, „Phil-

(1932)

harmonisches Konzert“, gespielt, welches Hindemith dem Orchester und seinem Dirigenten aus diesem Anlaß gewidmet hatte. Ein Festakt eröffnete die Feierlichkeiten. Diplomaten aller Länder saßen mit dem Oberbürgermeister der Stadt Berlin in der ersten Reihe. Die Festrede hielt der Staatssekretär im Reichsinnenministerium; er überreichte bei dieser Gelegenheit Furtwängler die „Goethe-Medaille“, eine Auszeichnung, die vom Reichspräsidenten für Männer der Wissenschaft und Kunst geschaffen worden war.

Das schicksalschwere Jahr 1932 nahm seinen Lauf. Wir reisten durch Europa. Furtwängler dirigierte wie stets seine Operngastspiele in Wien und Paris. Seinen nächsten Geburtstag feierten wir durch einen Empfang in unseren Büroräumen, die sich vorzüglich für eine solche Festlichkeit eigneten. Orchestermitglieder und berühmte Solisten führten die Kindersymphonie von Haydn auf. Alle waren als Kinder angezogen. Hindemith, der in jenen Tagen Fagottblasen lernte, hatte eine Fagottstimme dazu komponiert, die er zur Verzweiflung seiner Frau wochenlang vorher ununterbrochen übte.

Der unerschöpfliche Hindemith hatte außerdem eine Parodie zur „Holländer“-Ouvertüre komponiert. Sie wurde gespielt von vier Philharmonikern in altmodischen Gehröcken, aus deren Taschen rote Schnupftücher hingen. Sie sollten Dorfmusikanten darstellen, welche das Stück zum erstenmal spielten, und, da sie aus dem Takt kamen, sich schnell durch Einschaltung eines ihnen besser bekannten Wiener Walzers aus der Affäre zogen, dann aber mit ungeahnter Virtuosität wieder den Weg zurück zur „Holländer“-Musik fanden bis zum glorreichen Ende, der Vereinigung des Holländers mit Senta. Diese Parodie war ein so feinsinniges Meisterwerk an Kunst und musikalischem Witz, daß wohl kaum jemand, der nicht Musiker ist, alle Finessen gebührend würdigen könnte.

Es war ein ungemein heiterer und harmonischer Abend, der große Künstler und führende Persönlichkeiten Deutsch-

(1933)

lands vereinte. Das Berliner Philharmonische Orchester sollte direkt nachher nach England abreisen. Niemand ahnte, wie nahe der Sturm war. Es war der 25. Januar 1933.

Kapitel 7

Am 30. Januar 1933 wurde das Dritte Reich proklamiert, und Adolf Hitler wurde Reichskanzler. Während sich in Deutschland ein Umbruch vollzog, über dessen Tragweite sich damals die wenigsten Menschen klar waren, befand sich das Berliner Philharmonische Orchester auf seiner jährlichen Reise nach England, Holland und Belgien. Am 22. Februar hatten wir im Haag unser letztes Auslandskonzert gegeben und saßen nun im Zug nach Bielefeld, wo das erste Konzert auf deutschem Boden seit Hitlers Macht ergreifung stattfinden sollte.

Während einer der Mahlzeiten war der Speisewagen ganz für das Orchester belegt, aber es waren außerdem noch ein paar Fremde anwesend, die wir nicht weiter beachteten. Kurz nach dem Grenzübertritt hatte sich uns ein Freund angeschlossen, einer der vielen deutschen Musik-Enthusiasten, die sich mit ihren Geschäftsreisen gern nach dem Orchesterfahrplan zu richten pflegten.

Damals stand Holland im Zeichen einer Mengelberg-Krise; denn Mengelberg hatte seinen Wohnsitz gerade nach der Schweiz verlegt, angeblich um der immer höher werdenden Besteuerung in Holland zu entgehen. Unsere Orchestermitglieder waren nach der erfolgreichen Tournee in bester Stimmung und unterhielten sich angeregt über den Fall. Ich mischte mich in das Gespräch und erörterte die Steuerfrage mit Furtwängler, der seit 1924 ein Haus im Engadin besaß. Ironisch schlug ich ihm vor, Mengelbergs Beispiel nachzuahmen.

(1933)

Kaum waren wir in Bielefeld angekommen, erschien unser Freund mit bedenklicher Miene und berichtete: Offenbar hatte sich unter den Fremden im Speisewagen ein hoher SS.-Führer befunden, der unser Gespräch belauscht hatte. Er betrachtete uns als „antinationale“ Verbrecher, drohte mit dem Boykott des Bielefelder Konzertes und mit einem Bericht nach Berlin über diesen Vorfall. Da ich die einzige Frau war, die das Orchester begleitete, hatte er mich für Frau Furtwängler gehalten und war entsetzt, aus dem Munde der Gattin dieses prominenten Mannes solche Ansichten zu hören. (In Wirklichkeit war die damalige Frau Furtwängler Skandinavierin und der Prototyp von Hitlers Ideal einer „Arierin“.) Unser Freund wollte den Verdacht nicht auf dieser unschuldigen Dame sitzen lassen, er wollte aber auch keinesfalls die Aufmerksamkeit der Nazis auf Furtwänglers Sekretärin lenken, denn, wie ich bald erfahren sollte, war ich den Nazis schon seit langem ein Dorn im Auge. Unser Beschützer erklärte daher, daß die betreffende Dame lediglich eine Freundin des Orchesters sei.

Den ganzen Nachmittag gingen erregte Verhandlungen über diesen Vorfall hin und her. Schließlich fand das Konzert doch statt. Die lokale Nazibehörde wollte es anscheinend nicht auf sich nehmen, Deutschlands berühmtes Orchester am Auftreten zu hindern.

Dies war unsere Rückkehr nach Deutschland — jetzt Hitler-Deutschland. Es hatte nicht lange gedauert, bis wir die Geistesverfassung des neuen Reiches zu spüren bekamen. Die Nazis, im Gefühl ihrer neuen Macht, waren voll falscher Moral und pathetischer Wichtigkeit.

Als wir längst wieder in Berlin waren, hatte die Gelegenheit im Speisewagen noch ihre Nachwehen, indem sie zu einer der damals üblichen Denunziationen führte. Hitler bekam ein Memorandum überreicht, in welchem Furtwängler unter anderm bezichtigt wurde, die großen Honorare seiner internationalen Gastspiele mit Hilfe seiner „jüdischen“ Sekretärin im Ausland zu deponieren, wäh-

(1933)

rend das Orchester monatelang auf Bezahlung warten müsse. Gerade das Gegenteil war der Fall. Wie oft hatte Furtwängler in dieser Zeit der Unsicherheit durch die innerpolitische Lage auf den ihm zustehenden Gehaltsanteil verzichtet, damit wenigstens die Orchestergehälter regelmäßig ausbezahlt werden konnten. Diese Verleumdungsschrift an Hitler gab uns einen Vorgeschmack für das, was noch kommen sollte.

Ich war in jener Zeit von einem undefinierbaren Gefühl bedrückt. Meine Arbeit hatte mich durch die Welt geführt, aber wie so viele andere hatte ich den Fehler begangen, nicht auf die Entwicklung der politischen Lage in der Heimat zu achten. Nie hatte ich „Mein Kampf“ gelesen, nie den Fall Hitler ernst genommen. Unsere Tätigkeit hatte nichts mit Propaganda und Politik zu tun; ihr Inhalt war Pflege der Musik, nichts anderes. Was konnte mehr im Interesse des wahren Deutschland sein, als unsere Arbeit im Dienste der Kunst? Wie konnte man ahnen, daß sogar Kunst und Kulturangelegenheiten in Zukunft in willkürlicher und heuchlerischer Weise gehandhabt werden sollten? Unter dem Deckmantel der neuen Schlagworte von „nationaler Gesinnung“, von „tragbar“ und „untragbar“, wurde dem Geltungsbedürfnis kleiner Geister freie Bahn gelassen. Kunst und geistige Werte waren unerwünscht, soweit sie von den Nazis nicht für ihre Propagandamaschinerie verwendet werden konnten.

Nur wenige erkannten damals, auf was die Nazis hielten. Zwar waren die neuen Gesetze noch nicht in Kraft, aber die kommenden Ereignisse warfen ihre Schatten voraus. Allerhand Gerüchte schwirrten herum über bevorstehende Bestimmungen bezüglich der Betätigung von „Nichtariern“, und bald verlautete, daß die jüdischen Mitglieder des Orchesters nicht länger „tragbar“ sein würden.

Furtwängler besprach die Lage mit den verschiedensten Leuten. Doch kam es ihm nicht in den Sinn, daß sich irgend jemand ernsthaft in seine Arbeit einmischen könnte. Er war so von seiner Sache überzeugt, daß er glaubte, nur

(1933)

alles richtig erklären zu müssen, um die Dinge wieder ins Lot zu bringen.

Viele Posten im neuen Deutschland waren in den Händen von unqualifizierten und unerfahrenen Leuten, von Parteimitgliedern, die für ihre Hitler-Treue schnell mit hohen Ämtern belohnt werden mußten. Man war sich über ihre Unzulänglichkeit klar und erwartete daher, daß sie bald wieder verschwinden würden und der gesunde Menschenverstand von selbst wieder die Oberhand erhalte.

Offenbar waren es zuerst hauptsächlich untergeordnete Personen, die mit ihrem Drängen nach Macht und Einfluß solchen Wirrwarr hervorriefen. Und doch war man ihnen glatt ausgeliefert; denn an die sogenannten „Führer“ war immer weniger heranzukommen.

Furtwängler war entschlossen, keinerlei willkürliche Eingriffe in die feinnervige Organisation seines Orchesters zu dulden. Er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube, und so war sein Standpunkt bald für die Nazibehörden kein Geheimnis mehr. Vermutlich fühlten sie sich in dieser besondern Angelegenheit, in der auch die Meinung des Auslandes eine gewisse Rolle spielte, nicht ganz sicher. Jedenfalls verhinderten das Ansehen Furtwänglers und seine entschlossene Haltung, daß eine von irgendwelcher Naziseite willkürlich herbeigeführte Katastrophe über das Orchester hereinbrach.

In dieser Zeit tauchte plötzlich ein neuer Mann bei uns auf. Dieser, ein entgleister Kapellmeister, Hocharistokrat, Gutsbesitzer, Flieger unter Göring im ersten Weltkrieg, war ein leidenschaftlicher Musikfreund. Obwohl ein frühes Parteimitglied mit Zutritt zu allen Stellen, war er anscheinend einsichtsvoll und von anständiger Gesinnung. Bei den dauernden Eingriffen, die überall erfolgten, waren diese Art Zwischenfunktionäre die vorläufige Rettung vieler Institutionen, da sie schließlich als Parteimitglieder — und doch mit kulturellem Hintergrund und Tradition — ein Veto einlegen konnten, wo andere machtlos waren. Unser „Schutznazi“ wurde mit Furtwängler bekannt gemacht und

(1933)

kurz darauf im Einverständnis mit den Behörden dem Berliner Philharmonischen Orchester als „Kommissar“ beigegeben. Dadurch hatte es nun einen Vermittler, ohne den bei dem schnell wachsenden Mißtrauen gegen alles, was die Philharmoniker anging, eine Fortsetzung der Arbeit kaum möglich gewesen wäre.

Ich wurde mir zwar mehr und mehr der seltsamen Zeit, in der wir lebten, bewußt, doch war ich noch gänzlich ahnungslos bezüglich ihrer Auswirkung auf mich selbst. Ich war Protestantin jüdischer Abstammung. Die meisten der alten kultivierten jüdischen Familien, die seit Jahrhunderten in Deutschland lebten, hatten sich dem deutschen Leben assimiliert. Die „jüdische Frage“, wie sie durch Hitler heraufbeschworen wurde, hatte für uns kaum existiert.

Vom Beginn des Naziregimes an hatte Furtwängler mich für ihn und seine Tätigkeit als unentbehrlich erklärt. Meine Arbeit hatte das Orchester in vieler Beziehung selbständig gemacht. Seine häufigen Reisen waren meistens auf meine Initiative zurückzuführen; sie waren sowohl künstlerisch als finanziell äußerst erfolgreich und hatten sich zu einem ausschlaggebenden Faktor im Leben des Orchesters entwickelt.

Eines Nachmittags im März saßen Lorenz Höber, einer der langjährigen Geschäftsführer, der neue Kommissar und ich zusammen in meinem Büro. Nachdem wir allerhand andere Dinge besprochen hatten, zog Höber ein Stück Papier heraus: „Hier ist ein Brief von Professor Havemann (damaligem Vorsitzenden des „Kampfbundes für deutsche Kultur“), er betrifft das Orchester. Er schreibt, daß die jüdischen Mitglieder und natürlich Fräulein Dr. Geißmar im neuen Deutschland nicht mehr tragbar seien.“

Ich hielt dies zuerst für einen Scherz. Höber war ein großer Witzbold, und ich dachte, er zöge mich, wie üblich, auf. Erst als er mir das Schriftstück zeigte und ich seinen Inhalt mit eigenen Augen gelesen hatte, durchfuhr es mich wie ein Blitz. Wie eine eiserne Klammer legte es sich um mich, ein Gefühl, das ich viele Jahre nicht mehr los werden sollte. Langsam begann ich zu verstehen.

(1933)

„Untragbar“ — was für ein unheimliches Wort! Warum sollte ich untragbar sein? Ich hatte durch lange Jahre hindurch für das Orchester und seinen Leiter mit größtem Eifer und rastloser Hingabe gearbeitet. Meine Stellung war derart, daß sie noch nicht von den neuen Nazi-Gesetzen betroffen wurde. Aber wie sollte ich einen Begriff von der Raffiniertheit haben, mit der die Nazis in Fällen vorgingen, die außerhalb ihrer „gesetzlichen“ Handhabe lagen.

Professor Havemann, der Verfasser des verhängnisvollen Briefes, war ein äußerst zweifelhafter Charakter. Schon lange vor Hitlers Machtergreifung war er Mitglied der Partei geworden. Er war ein Säufer; keine Schülerin der Hochschule für Musik, wo er lehrte, war vor ihm sicher, und er steckte immer in Schulden. Seine eigenen Parteigenossen ließen ihn später fallen und verschickten an alle Behörden eine dicke Anklageschrift gegen ihn. Damals war es aber noch nicht so weit, und lange Zeit hindurch amtierte er, aufgeblasen in seiner SA.-Uniform, und griff brutal in bestehende Institutionen ein, ohne daß ihn jemand hindern konnte. Man war wehrlos gegenüber den Terrormethoden, die er unter dem Schutz seines Parteiambtes anwandte. Wenn ihm etwas in die Quere kam, hatte er die Angewohnheit, sein Opfer am Telephon zu überfallen und mit einem unbeherrschten Wortschwall zu überschütten. Ich kannte ihn nicht persönlich, aber eines Tages rief er mich an: „Fräulein Dr. Geißmar, ich habe gerade das Programm für das Wiener Brahmsfest gesehen. Bilden Sie sich ja nicht ein, daß das Brahmsfest in dieser Form stattfinden wird! Natürlich ist die Auswahl der Solisten auf Ihren jüdischen Einfluß zurückzuführen.“ (Diese waren Huberman, Casals und Schnabel.) „Wir werden bald mit Ihnen kurzen Prozeß machen, das können Sie mir glauben!“ brüllte er. Ehe ich nur meinen Mund aufmachen konnte, hatte er schon seinen Hörer wieder hingeworfen.

Noch war indessen Wien frei, zu tun wie es beliebte, und die Macht der Nazis hörte an der deutschen Grenze

(1933)

auf. Das Brahmsfest fand genau so statt, wie es geplant war. Havemanns Drohung war für einmal wirkungslos geblieben. Die Frage meiner in seinem Brief so kategorisch geforderten Entlassung wurde für den Augenblick fallen gelassen. Auch die Zusammensetzung des Orchesters wurde nicht angetastet.

Währenddessen fanden in Deutschland dauernd Veränderungen und willkürliche Eingriffe in alle Organisationen und Betriebe statt. Das Schlagwort von der „Stimme des Volkes“ mußte für alles herhalten; Neid, Machtgier und Postenjägerei waren an der Tagesordnung unter dem Banner des „Neuen Deutschland“. Und doch, wie wenig Menschen, vor allem solche, die noch nicht direkt betroffen waren, machten sich klar, was auf dem Spiel stand! Ich entsinne mich, daß ein Bekannter, der eng befreundet war mit der Familie von Mendelssohn und der Joseph Joachim nahe gestanden hatte, allen Ernstes zu mir sagte: „Wir gehen wunderbaren Zeiten entgegen!“

Am 21. März fand die offizielle Gründungsfeier des Dritten Reiches statt. Es war ein großer Tag für die Nazis — ein strahlend blauer Himmel leuchtete über der Stadt. Ich ging durch den Tiergarten, der im frischen Frühlingsgrün prangte. Er war voll von SA.-Männern und Pärchen der Hitlerjugend. Zum erstenmal wagten sie, öffentlich ihre braune Uniform zu tragen.

Eine Festaufführung der „Meistersinger“ unter Furtwänglers Leitung sollte den großen Tag der Nation beschließen. Generalintendant Tietjen, der Leiter der Preußischen Staatstheater, hatte einige Tage vorher angerufen, um festzustellen, ob Furtwängler an dem Tag frei sei — Hitler selbst habe den Wunsch ausgesprochen, daß er dirigieren solle. Hindenburg wurde zu der Vorstellung erwartet, die nur auf Grund persönlicher Einladung zugänglich war. Ich bekam den üblichen Platz in einer Loge zugesandt, der mir zustand, wenn Furtwängler dirigierte. Die Tatsache, daß ich ihn benutzte, zeigte, wie wenig ich ahnte, um was es wirklich ging.

(1933)

Die Staatsoper war voll neuer Gesichter und Uniformen. Furtwängler dirigierte, mit einer Grippe kämpfend. In der Pause nach dem ersten Akt wurde er zum Führer „befohlen“, der im ersten Rang in der Mittelloge saß. Ich war nur wenige Logen davon entfernt, und so sah ich aus nächster Nähe den ekstatischen neuen Reichskanzler die Hand des totenblassen Furtwängler drücken. Später, in der zweiten Pause, wurden alle Fenster nach dem Lustgarten aufgerissen. Man hörte marschieren und singen. Die begeisterte Jugend brachte „ihrem Führer“ einen Fackelzug dar.

Der restliche Teil des März 1933 war eine hektische Zeit voller Ungewißheit und Qual. Was sich am 1. April in Deutschland abspielte, erinnerte an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters. Keine Greuel, die in der Auslandspresse berichtet wurden, konnten an Schrecklichkeit das übertreffen, was wirklich vorging. Die Nazis benutzten die Entrüstung des Auslandes als Vorwand, um die Schraube im Inland immer fester anzuziehen. Bis heute weiß ich nicht, wer eigentlich die Idee des Judenboykotts aufbrachte. Wie ein Damoklesschwert hing er plötzlich über uns allen. Die Nazis waren von Anfang an Hazardspieler. Das Glück schien ihnen günstig, was sie auch begannen. Trotz aller „Proteste“ ausländischer Mächte wußten sie ganz genau, daß diese nichts auf sich hatten. Sie wußten, daß nach Kundgebung der Mißbilligung keine weitere Aktion zu erwarten war. Und so ließen sie es darauf ankommen, was den Millionen von Auslandsdeutschen zustoßen würde, wenn man die fünfhunderttausend Juden innerhalb Deutschlands ausrottete.

In den letzten Tagen des März spitzte sich die Krise zu. Eines Morgens verkündeten die Zeitungen auf der ersten Seite mit fetter Überschrift das Verbot der Beschäftigung von nichtarischen Angestellten. Dies war noch nicht das spätere „Beamtengesetz“; es war überhaupt kein Gesetz. Die Bekanntmachung verursachte aber große Panik, weil

(1933)

weder Arbeitgeber noch Arbeitnehmer wußten, was es bedeutete. Eine unbeschreibliche Unsicherheit beherrschte das Leben, und die Gerüchte über den drohenden Boykott lasteten auf den Menschen, die von Angst gefoltert wurden.

Man murmelte von amerikanischer Intervention, von dauernden Kabinettsitzungen; dann hörte man von einer „Verschlechterung der Lage“, hervorgerufen durch — natürlich erfundene — Vorkommnisse im Ausland. Es hieß auch, daß die Reichsregierung sich über die Boykottfrage nicht einig sei und daß bis zur letzten Minute Parteiführer bei Göring vorsprächen, der selbst angeblich gegen den Boykott sei. Einflußreiche Stimmen wurden laut und rieten zur Mäßigung. Niemand wußte, was wirklich geschehen würde; ich glaube, die Regierung wußte es bis zum letzten Augenblick selber nicht. Endlich, nach schier unerträglicher Spannung, wurde am 31. März angekündigt, daß Goebbels abends um neun Uhr über alle Sender zum Thema des Boykotts sprechen würde. Voller banger Vorgefühle schickte man sich an, diese Rede zu hören. Sie war eine schlaue Mischung von Seelensadismus, Verschlagenheit und leerer Rhetorik. Nach einer Einleitung, die auf das Schlimmste schließen ließ, verkündigte der Propagandaminister, daß der Boykott am 1. April in Kraft treten, aber um sechs Uhr abends am gleichen Tage wieder enden würde. Gleichzeitig stieß er die — zweifellos für das Ausland bestimmte — Drohung aus, daß der Boykott im Falle „schlechten Verhaltens“ — wohl der Auslandspresse — wieder aufgenommen werden sollte.

Man hatte mir geraten, am Boykotttage außer Gefechtsweite zu gehen, da anzunehmen war, daß auf Grund von Furtwänglers Haltung in der Frage der jüdischen Orchestermitglieder und meiner selbst das Orchesterbüro Zielscheibe der von Goebbels dirigierten „Volkswut“ sein würde. Infolgedessen begab ich mich früh am 1. April in den Grunewald, begleitet vom Konzertmeister Goldberg, einem der ersten Geiger, Back, und den zwei Solocellisten Graudan und Schuster, mit ihren Frauen. Wir hatten unser Essen

(1933)

mitgenommen, gingen spazieren und kamen erst spät abends nach der Stadt zurück.

Was war inzwischen in Berlin geschehen? Niemand, der es erlebt hat, wird es je vergessen.

Jeder nur erdenkliche Trick von Demagogie war aufgeboten worden, um die öffentliche Meinung aufzupeitschen. Junge SA.-Männer drangen in altbekannte jüdische Geschäfte ein. Die Namenschilder von Ärzten und Anwälten, deren Familien alteingesessen in Deutschland waren, wurden mit schmutzfarbenen Plakaten überklebt; die Worte „Jude“, „Jüdisches Geschäft“ oder der Davidstern, das Symbol des Judentums, wurde an Häuser, die man von Juden bewohnt wußte, angepinselt. Geschäfte mit jüdischen Inhabern wurden von SA.-Truppen bewacht, die sich am Eingang aufstellten und die Käufer am Eintreten hinderten.

Nichts war dem Philharmonischen Orchesterbüro geschehen. Die Nazis wußten genau, wann sie die „Stimme des Volkes“ einzuschalten hatten. Unser Tag war noch nicht gekommen.

Alle diese organisierten Übergriffe waren sehr aufregend, aber mindestens so aufregend wie die Verfolgung waren die Beweise von Anteilnahme und Sympathie. Viele schämten sich und sprachen dies auch offen aus. Hätten sie nur die Kraft gehabt, ihren Standpunkt öffentlich zu vertreten!

Einige andere Vorfälle jener Tage sind mir noch im Gedächtnis. Der damalige französische Botschafter in Berlin, Monsieur François-Poncet, war ein großer Musikfreund. Er war sehr gastfrei und arrangierte regelmäßig Hauskonzerte, bei deren Programmwahl ich manchmal zugezogen wurde. Auf der Botschaft war ich ein häufiger Gast, und mit einigen der Sekretäre stand ich auf freundschaftlichem Fuße. Der erste Botschaftsrat und seine Frau waren Elsässer; in ihrem Haus war stets eine anregende Atmosphäre. Eines Tage wurde ich zu einem kleinen Frühstück bei ihnen

(1933)

eingeladen, bei dem ich den amerikanischen Journalisten Knickerbocker traf. Er kam etwas zu spät und erklärte uns, daß er zu Göring zitiert worden sei, weil er über die grausame Behandlung von Juden — damals Hauptgesprächsthema Berlins — nach Amerika berichtet hatte. Sein Kabel war natürlich aufgefangen und der Inhalt Göring mitgeteilt worden, der darauf den Journalisten in einem anscheinend stürmischen Interview zur Rede stellte.

Ein andermal gab Monsieur François-Poncet in der französischen Botschaft ein Frühstück zu Ehren von Cortot, dem Solisten in einem der Philharmonischen Konzerte. Es war noch vor der Zeit, als die internationalen Künstler ihre Mitwirkung in Berlin einstellten. Die Philharmonische Frage wurde damals viel diskutiert, und es war ein allgemeines Gesprächsthema, ob Furtwängler seine jüdischen Musiker und mich, seine Sekretärin, behalten könnte. Bei diesem Frühstück fand ich mich zur Rechten des Botschafters placiert. Cortot auf meiner anderen Seite. Mir gegenüber saß der neugebackene Musikkritiker des „Völkischen Beobachters“, des offiziellen Naziblattes. Seit Hitlers Machtergreifung hatte sich dieser Herr als Parteimitglied entpuppt und war nie ohne seine SA.-Uniform zu sehen. Als guter Nazi behandelte er mich wie Luft, und ich wußte, daß er mich bei der Partei leidenschaftlich bekämpfte. Es amüsierte mich im stillen, daß er, wohl zum erstenmal Gast einer Botschaft, ausgerechnet einen solchen „Schandfleck deutscher Kultur“ sich gegenüber auf dem Ehrenplatz vorfinden mußte.

Der Botschafter, Cortot und ich unterhielten uns natürlich auf französisch. Die neuen Größen in Deutschland waren meist ungebildete kleine Leute, die begreiflicherweise mit einem starken Minderwertigkeitskomplex behaftet waren. So auch der Nazi mir gegenüber. Er fühlte wohl, daß, solange noch Menschen unserer Art zu solchen Gelegenheiten eingeladen würden, man noch mit uns zu rechnen hatte. So entfaltete er so viel Liebenswürdigkeit als möglich und bemühte sich, in unser Gespräch einbezogen zu

(1933)

werden. Als er sich verabschiedete, trennten wir uns als „beste Freunde“, und er fing sogar wieder an, mich zu grüßen — wenn es niemand sah.

Kapitel 8

Gemäß ihren Gepflogenheiten hatten die Berliner Philharmoniker für das Frühjahr 1933 eine größere Auslandsreise vor — die erste seit dem Naziregime. Der Beginn der Tournee, die durch einige deutsche Städte, dann durch Frankreich und die Schweiz führen sollte, war auf den 22. April festgesetzt.

Zu Beginn des Hitler-Regimes waren Auslandsreisen sehr erschwert, und jeder mußte seinen Paß mit einem besonderen Sichtvermerk versehen lassen. Nachdem es prinzipiell beschlossen schien, daß die sieben jüdischen Orchestermitglieder und ich auf unsern Posten bleiben sollten, nahm ich natürlich an, daß der Visierung meines Passes nichts im Wege stünde.

Angelegenheiten dieser Art unterstanden dem preußischen Innenministerium. Ich gab daher die Pässe von Furtwängler und mir einem „Mittelsmann“, einem jener unentbehrlichen Leute, die zwar von den Nazis voll anerkannt, anderseits doch bereit waren, den Nicht-Nazis zu helfen. Von diesem Mittelsmann wußte ich, daß er auf gutem Fuße mit dem „Adjutanten“ von Minister Dr. Frick stand. Der Adjutant, ein alter Beamter, die personifizierte Biederkeit, war spießig bis dort hinaus, was ihn aber nicht hinderte, dauernd Freikarten für die Oper und für die Philharmonischen Konzerte zu verlangen. Das Anfordern von Freikarten von seiten der Beamtschaft war angeblich von Hitler streng untersagt, aber tatsächlich herrschte unter seinem Regime diese Unsitte schlimmer als je.

An diesen Vertrauensmann also wendete sich unser Freund. Bald aber erschien er mit verlegener Miene. „Was ist los?“ fragte ich ihn, „neue Katastrophen?“ Zuerst wollte

(1933)

er nicht recht mit der Sprache heraus, schließlich aber sagte er zögernd: „Ich weiß nicht recht, wie ich es ausdrücken soll, aber die im Ministerium wollen wissen, ob Sie und Furtwängler ...“ Er schwieg verlegen, aber mich genierte die Frage gar nicht. Mit gutem Gewissen konnte ich die Nazis beruhigen. Daraufhin verschwand unser Freund und kam bald mit den visierten Pässen in der Hand zurück. Meine Ausreisegenehmigung verdankte ich seiner Bürgerschaft, daß ich nicht die Geliebte meines Chefs sei. Wie oft hat mich in jenen demütigenden Tagen das Bewußtsein aufrecht erhalten, daß Arbeit und Vertrauen allein das Band waren, das Furtwängler und mich aneinander knüpfte.

Der Geist der Unruhe und Unsicherheit, der die Hauptstadt in jener Zeit erfüllte, beherrschte die Provinz in noch größerem Maße. Jeder Tag brachte neue Klagen aus den verschiedensten Ecken des Reiches über Eingriffe und Übergriffe der neuen Parteibeamten. In allen Betrieben drängten sich zweitrangige Leute unter irgendwelchem Vorwand herein, während die bisherigen Leiter von der „Nazizelle“, die bisher nur im geheimen gewirkt hatte, kurzerhand abgesetzt wurden. Was sich auf dem Gebiet der Stadtverwaltungen, Banken, Universitäten und Krankenhäuser abspielte, ist genügend bekannt. Absolutes Chaos herrschte in der Konzert- und Theaterwelt. Hier, wo auch in normalen Zeiten der Konkurrenzneid und gesteigertes Ichbewußtsein eine große Rolle spielten, hatte sich nun ein undurchdringlicher Wirrwarr von Intrigen gebildet.

In Deutschland und Österreich hatte es immer musikalische Auseinandersetzungen gegeben, aber wie anders war der Gegenstand der Meinungsverschiedenheiten in den alten Tagen! Da hatte es die Wagner-Brahms-Kontroverse gegeben, an welcher der große Chirurg Theodor Billroth so aktiv teilnahm, daß er sogar Kritiken gegen Wagner schrieb. Wie tobte der Kampf: Wagner oder Verdi; wie leidenschaftlich umstritten waren einzelne Komponisten, wie

(1933)

Bruckner, Reger, Mahler und Strauß! Wie hingebend — um nur ein Beispiel zu nennen — arbeiteten die Bach- und Händel-Gesellschaften! Mit welchem Ernst wurde die Pflege der Kammermusik betrieben! Wie tief und aufrichtig war die Liebe zur Musik damals. Die Auseinandersetzungen ergaben sich aus der leidenschaftlichen Liebe der Beteiligten zur Sache, jetzt wurden sie politisch und persönlich. Die Nazis steckten ihre Finger unter dem Vorwand „nationaler“ Gesinnung oder „rassisch-völkischer Belange“ in alle künstlerischen Bestrebungen. Mittelmäßigkeit drängte sich überall da herein, wo bisher die Leistung allein entschieden hatte.

Die vielen Konzertgesellschaften, von denen einige, wie das Leipziger Gewandhaus, auf eine jahrhundertealte Tradition zurückblicken konnten, fanden sich plötzlich in ihrer Tätigkeit behindert. Ihre Vorstandsmitglieder waren meist Idealisten, die ihre Dienste der guten Sache zur Verfügung gestellt hatten. Jetzt wurde jeder eingehend lediglich auf seine Abstammung hin unter die Lupe genommen — das andere spielte keine Rolle.

Auch die Konzertdirektionen fanden sich bedroht, außer wenn sie der zwangsweisen „Gleichschaltung“ durch freiwillige Liquidation zuvorkamen.

Offenbar erschien es den Behörden ratsam, das Gerücht auszusprenken, daß keine Absicht bestünde, den freien Wettbewerb zu unterbinden, und daß auch die freie Arbeit der Konzertdirektionen bald geregelt und geschützt werden würde. Dies wurde aber nur gesagt, um Zeit zu gewinnen. Tatsächlich entwickelte sich eine sinnlose Überorganisation durch eingeschaltete Kontrollbehörden, denen nicht nur jedes Engagement, sondern auch jedes Konzertprogramm vorgelegt werden mußte.

Viel zu spät erkannten die Beteiligten, was gespielt wurde. Im Grunde handelte es sich bei allen diesen Reinigungsaktionen um nichts anderes als um eine Machfrage der Partei. Die Ambitionen derjenigen, die angeblich bisher „unterdrückt“ worden waren, wurden in geschickter Weise zu politischen Zwecken ausgenutzt.

(1933)

Die Künstler selbst befanden sich natürlicherweise auch in einer ganz ungeklärten Lage. Der Status derjenigen, die in staatlichen Betrieben arbeiteten, sollte bald durch das damals erst in Vorbereitung befindliche „Beamtenengesetz“ bestimmt werden. Was aber sollte mit den prominenten Solisten, Dirigenten, den Kammermusikvereinigungen und ausländischen Künstlern geschehen? Wer durfte auftreten? Wen durfte man engagieren? Die meisten in Deutschland lebenden Künstler waren so tief mit dem heimischen Kunstleben verwachsen, daß sie zuerst nicht an Auswanderung dachten und vorzogen, die Entwicklung der Dinge abzuwarten. Schnabel, der als Österreicher zunächst außerhalb der Reichweite des Gesetzes stand, blieb zunächst ruhig in Deutschland. Adolf Busch hingegen, der große deutsche Geiger, der eine begeisterte Anhängerschaft hatte, löste sofort alle seine deutschen Verpflichtungen und verließ mit seiner Familie und seinem Quartett das Land. Dies war sein Protest gegen die Knebelung der geistigen Freiheit in Deutschland. Der „Kampfbund für deutsche Kultur“ hatte im Stammbaum des zweiten Geigers herumgestöbert und Rudolf Serkin, den bekannten Pianisten und Buschs langjährigen Begleiter, für untragbar erklärt. Lotte Lehmann, die herrliche Sängerin, lehnte ab, weiter in Deutschland aufzutreten.

Bruno Walter hatte sein letztes Berliner Konzert abgesagt, und Richard Strauß war auf Wunsch der Philharmoniker und unter der Bedingung für ihn eingesprungen, daß sein Honorar dem Orchester zufalle. Es wurde erzählt, daß die SA. gedroht habe, das Konzert in der Philharmonie zu stören, falls Walter dirigiere. Der erbetene „Saalschutz“ war verweigert worden, und so zog Walter natürlich vor, zu verzichten. Die Entwicklung der Dinge bewies bald, wie recht er getan hatte. In Leipzig, wo er Leiter der Gewandhauskonzerte war, passierte zuerst nichts, aber als er eines Tages zur Probe erschien, fand er das Gewandhaus für sich geschlossen. Die Gewandhausdirektion, die sich zuerst mannhaft gegen Übergriffe gewehrt hatte, war schließlich ge-

(1933)

zwungen, den Kampf gegen die sächsischen Nazibehörden, die besonders radikal waren, aufzugeben.

Deutschland sah sich plötzlich nicht mehr im Stande, sein Musikleben, dieses kostbare, jahrhundertealte Kulturgut, zu schützen. Es wurde wie so vieles andere von der Partei geschluckt und diente von nun an politischen Zwecken, der Propaganda und der Postenversorgung für Parteimitglieder. Hitler selbst gab in einer Unterhaltung über diese Fragen zu, daß für ihn die Kunst als solche keinen Sinn habe, wenn sie nicht irgendeinem Zweck diene.

Furtwängler verfolgte mit großer Bestürzung die Entwicklung der Dinge; aber er war fest überzeugt, daß dies unmöglich von Dauer sein könne. Er stand auf gutem Fuß mit der Regierung, die wohl wußte, daß er einer ihrer wenigen Aktivposten im Ausland war. Obwohl die Partei ihn kritisierte, weil er sich geweigert hatte, sein Orchester „gleichzuschalten“, wurde er mit Rücksicht und Respekt behandelt, und das wiegte ihn in Sicherheit. Er scheute sich nicht, zu opponieren, nahm kein Blatt vor den Mund und war in seinem Vorgehen keineswegs ein Diplomat. Er glaubte damals bestimmt, daß es ihm ein leichtes sein würde, die neuen Machthaber von der Notwendigkeit zu überzeugen, einen andern Weg einzuschlagen. Seine Stellung schien äußerst stark; er hatte im ganzen Reich ungezählte Anhänger. Viele setzten damals ihre einzige Hoffnung auf ihn.

Als die willkürlichen Eingriffe der Partei übernahmen, liefen bei ihm massenweise Berichte und verzweifelte Bitten um Hilfe ein. Jeder schrieb ihm in seiner Not, und jeder bekam eine Antwort, in der Abhilfe versprochen wurde. Furtwängler fühlte sich als befugter Fürsprecher dieser Verfolgten. Entlassene Intendanten, Rundfunkleute, sowie andere ihrer Stellung Beraubte kamen angereist und baten um Gehör und Rat. Die Akten über diese Fälle — falls sie noch existieren — bilden ein erschütterndes Dokument von der Tyrannei der ersten Nazizeit.

Langsam begann Furtwängler, den Behörden einzelne

(1933)

Fälle zu unterbreiten, die ihm wichtig erschienen. Seine Gesuche wurden immer mit größter Höflichkeit entgegen-
genommen, jedoch von einer Stelle zur andern weiter-
geschoben. Sprach er mit einem hohen Regierungsbeamten,
so wurde ihm stets eine sofortige positive Erledigung der An-
gelegenheit versprochen. Der Einlösung des Versprechens
wurde aber entweder zynisch aus dem Wege gegangen, oder
sie wurde von irgendeiner untergeordneten Stelle sabotiert.
Man lernte bald, daß sogar der Minister machtlos war,
wenn die „unteren Organe“ nicht wollten. Trotzdem ließ
Furtwängler in seinen Bemühungen nicht nach. Die Tage
vergingen im vergeblichen Bestreben, einzelne Minister oder
ihre Mitarbeiter zu erreichen. Wie aufreibend war dies für
einen sensitiven Künstler! Einmal, als ein Reichsminister
seinen Anruf zu einer bestimmten Zeit erbeten hatte und
beim vierten Versuch immer noch unerreichbar blieb, schlug
Furtwängler in seiner Wut mit dem Arm durch eine Fen-
sterscheibe und verletzte sich die Hand. Ich kam mit einer
Splitterschramme im Gesicht davon.

Die Not aller durch diese Verhältnisse Betroffenen wuchs;
überall herrschte Chaos, und die Übergriffe mehrten sich
allenthalben. Furtwängler quälte sich sehr. Er sah, daß
etwas geschehen mußte, um den unheilvollen Kurs der Ent-
wicklung zu steuern, und er fühlte in seinem Bestreben
das ganze geistige Deutschland hinter sich. Tagelang schloß
er sich von allem ab und brachte seine Gedanken zu Pa-
pier. Er trat ein für die Freiheit der Leistung und für seine
jüdischen Kollegen und verlangte das Recht von Angebot
und Nachfrage, gleichviel, um wen es sich handelte. Schließ-
lich gab er seinen Gedanken die Form eines offenen Briefes
an Minister Goebbels.

Die Presse war damals schon völlig in der Hand des
Reichspropagandaministers, ohne dessen Zustimmung nichts
veröffentlicht werden konnte. Es war eines der schlauesten
Manöver des kleinen Joseph Goebbels, daß er dieses Schrei-
ben Furtwänglers als aktuell akzeptierte und seine Ver-
öffentlichung gestattete. Ich nehme an, daß er es absichtlich

(1933)

druckte, um eine Zeitlang den Anschein von Toleranz zu erwecken, der ihm für spätere Aktionen eine Atempause ließ. Er schrieb selbst eine Antwort und veröffentlichte diese mit Furtwänglers Brief auf der ersten Seite aller deutschen Zeitungen. Hier ist der Wortlaut des Briefwechsels:

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Berlin, 12. April 1933.

Generalmusikdirektor Wilhelm Furtwängler
an Reichsminister Dr. Goebbels

Sehr geehrter Herr Reichsminister!

Angesichts meines langjährigen Wirkens in der deutschen Öffentlichkeit und meiner inneren Verbundenheit mit der deutschen Musik erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit auf Vorkommnisse innerhalb des Musiklebens zu lenken, die meiner Meinung nach nicht unbedingt mit der Wiederherstellung unserer nationalen Würde, die wir alle so dankbar und freudig begrüßen, verbunden sein müssen.

Ich fühle mich hierbei durchaus als Künstler, Kunst und Künstler sind dazu da, zu verbinden, nicht zu trennen. Nur einen Trennungsstrich erkenne ich letzten Endes an: den zwischen guter und schlechter Kunst. Während nun aber der Trennungsstrich zwischen Juden und Nichtjuden, auch wo die staatspolitische Haltung der Betreffenden keinen Grund zu Klagen gibt, mit geradezu theoretisch unerbittlicher Schärfe gezogen wird, wird jener andere, für unser Musikleben auf die Dauer so wichtige, ja entscheidende Trennungsstrich, der zwischen gut und schlecht, allzu sehr vernachlässigt.

Das heutige Musikleben, durch die Weltkrise, das Radio, schon ohnehin geschwächt, verträgt keine Experimente mehr. Man kann Musik nicht kontingentieren wie andere lebensnotwendige Dinge, wie Kartoffeln und Brot. Wenn in Konzerten nichts geboten wird, gehen die Leute nicht hinein. Daher ist die Frage der Qualität für die Musik nicht nur eine ideale, sondern schlechthin eine Le-

(1933)

bensfrage. Wenn sich der Kampf gegen das Judentum in der Hauptsache gegen jene Künstler richtet, die — selber wurzellos und destruktiv — durch Kitsch, trockenes Virtuosen-tum und dergleichen zu wirken suchen, so ist das nur in Ordnung. Der Kampf gegen sie und den sie verkörpernden Geist, der übrigens auch germanische Vertreter besitzt, kann nicht nachdrücklich und konsequent genug geführt werden. Wenn dieser Kampf sich aber auch gegen wirkliche Künstler richtet, ist das nicht im Interesse des Kulturlebens. Schon weil Künstler, wo es auch sei, viel zu rar sind, als daß irgend ein Land sich leisten könnte, ohne kulturelle Einbuße auf ihr Wirken zu verzichten.

Es muß deshalb klar ausgesprochen werden, daß Männer wie Walter, Klemperer, Reinhardt usw. auch in Zukunft in Deutschland mit ihrer Kunst zu Worte kommen müssen.

Deshalb noch einmal: Unser Kampf gelte dem wurzellosen, zersetzenden, verflachend destruktiven Geiste, nicht aber dem wirklichen Künstler, der in seiner Art immer, wie man seine Kunst auch einschätzen möge, ein Gestaltender ist und als solcher aufbauend wirkt.

In diesem Sinne appelliere ich an Sie im Namen der deutschen Kunst, damit nicht Dinge geschehen, die vielleicht nicht mehr gut zu machen sind.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener
gez. Wilhelm Furtwängler.

Deutsche Allgemeine Zeitung

Berlin, 12. April 1933.

Reichsminister Dr. Goebbels an Generalmusikdirektor
Wilhelm Furtwängler.

Sehr geehrter Herr Generalmusikdirektor!

Ich begrüße es dankbar, daß ich auf Grund Ihres Briefes Gelegenheit habe, Ihnen Aufschluß über die Haltung der nationalbedingten Lebenskräfte zur Kunst im allgemeinen und zur Musik im besonderen geben zu können. Dabei freut es mich außerordentlich, daß

(1933)

Sie im Namen der deutschen Künstlerschaft gleich zu Beginn Ihres Schreibens betonen, daß Sie die Wiederherstellung unserer nationalen Würde dankbar und freudig begrüßen.

Ich habe niemals angenommen, daß das anders sein könnte, denn ich glaube, der Kampf, den wir um Deutschlands Wiedergestaltung führen, geht den deutschen Künstler nicht nur passiv, sondern auch aktiv an. Ich berufe mich hier auf ein Wort, das der Reichskanzler drei Jahre vor unserer Machtübernahme in der Öffentlichkeit gesprochen hat: „Wenn die deutschen Künstler wüßten, was wir einmal für sie tun werden, dann würden sie uns nicht bekämpfen, sondern mit uns fechten.“

Es ist Ihr gutes Recht, sich als Künstler zu fühlen und die Dinge auch lediglich vom künstlerischen Standpunkt zu sehen. Das aber bedingt nicht, daß Sie der ganzen Entwicklung, die in Deutschland Platz gegriffen hat, unpolitisch gegenüberstehen. Auch die Politik ist eine Kunst, vielleicht die höchste und umfassendste, die es gibt. Und wir, die wir die moderne deutsche Politik gestalten, fühlen uns dabei als künstlerische Menschen, denen die verantwortungsvolle Aufgabe anvertraut ist, aus dem rohen Stoff der Masse das feste und gestalthafte Gebilde des Volkes zu formen. Es ist nicht nur die Aufgabe der Kunst und des Künstlers, zu verbinden, es ist weit darüber hinaus ihre Aufgabe, zu formen, Gestalt zu geben, Krankes zu beseitigen und Gesundem freie Bahn zu schaffen. Ich vermag deshalb als deutscher Politiker nicht, lediglich den einen Trennungsstrich anzuerkennen, den Sie wahrhaben wollen: den zwischen guter und schlechter Kunst. Die Kunst soll nicht nur gut sein, sie muß auch volksmäßig bedingt erscheinen, oder besser gesagt, lediglich eine Kunst, die aus dem vollen Volkstum selbst schöpft, kann am Ende gut sein und dem Volke, für das sie geschaffen wird, etwas bedeuten. Kunst im absoluten Sinne, so wie der liberale Demokratismus sie kennt, darf es nicht geben. Der Versuch, ihr zu dienen, würde am Ende dazu führen, daß das Volk kein inneres Verhältnis mehr zur Kunst hat, und der Künstler selbst sich im luftleeren Raum des l'art pour l'art-Standpunktes von den treibenden Kräften der Zeit isoliert und abschließt. Gut

(1933)

muß die Kunst sein, darüber hinaus auch verantwortungsbewußt, gekonnt, volksnahe und kämpferisch.

Daß sie keine Experimente mehr verträgt, gestehe ich gerne zu. Es wäre aber angebracht gewesen, gegen künstlerische Experimente zu protestieren in einer Zeit, in der das deutsche Kunstleben fast ausschließlich von der Experimentiersucht volks- und rassefremder Elemente bestimmt und dadurch das deutsche künstlerische Ansehen vor der ganzen Welt belastet und kompromittiert wurde. Gewiß haben Sie recht, wenn Sie sagen, daß die Qualität für die Musik nicht nur eine ideale, sondern schlechthin eine Lebensfrage sei. Mehr noch haben Sie recht, wenn Sie den Kampf gegen die wurzellos destruktive, durch Kitsch und trockenes Virtuositentum verdorbene künstlerische Gestaltung mit uns kämpfen. Ich gebe gern zu, daß auch germanische Vertreter sich an jenem üblen Treiben beteiligt haben, das ist aber nur ein Beweis dafür, wie tief die Wurzeln dieser Gefahren schon in den deutschen Volksboden hineingedrungen waren und wie notwendig es auch auf der anderen Seite erschien, dagegen Front zu machen. Wirkliche Künstler sind rar. Man muß sie deshalb fördern und unterstützen. Es sollen dann aber in der Tat wirkliche Künstler sein.

Sie werden in Deutschland auch in Zukunft mit ihrer Kunst immer zu Wort kommen können. Dagegen zu klagen, daß hier und da Männer wie Walter, Klemperer, Reinhardt usw. Konzerte absagen mußten, erscheint mir im Augenblick um so weniger angebracht, als wirkliche deutsche Künstler in den vergangenen vierzehn Jahren vielfach überhaupt zum Schweigen verurteilt waren und die auch von uns nicht gebilligten Vorgänge in den letzten Wochen nur eine natürliche Reaktion auf diese Tatsache darstellen. Jedenfalls aber bin ich der Meinung, daß jedem wirklichen Künstler bei uns das Feld zur unbehinderten Wirksamkeit freigegeben sein soll. Er muß dann aber, wie Sie selbst sagen, ein aufbauender, schöpferischer Mensch sein und darf nicht auf der Seite der von Ihnen mit Recht gegeißelten, wurzellos zersetzenden, verflachend destruktiven, meistens nur technischen Köpfer stehen.

Seien Sie bitte davon überzeugt, daß ein Appell im Na-

(1933)

men deutscher Kunst in unseren Herzen immer einen Widerhall finden wird. Künstler, die wirklich etwas können und deren außerhalb der Kunst liegendes Wirken nicht gegen die elementaren Normen von Staat, Politik und Gesellschaft verstoßen, werden wie immer in der Vergangenheit, so auch in Zukunft bei uns wärmste Förderung und Unterstützung finden.

Darf ich Ihnen, sehr verehrter Herr Generalmusikdirektor, bei dieser Gelegenheit meine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen für die vielen Stunden wirklich erbauender, großer und manchmal erschütternder Kunst, die Sie mir, vielen meiner politischen Freunde und Hunderttausenden von guten Deutschen schon bereitet haben. Es würde mich freuen, bei Ihnen für meinen Standpunkt ein offenes Gehör und ein weiteres Verständnis zu finden.

In besonderer Hochachtung, Ihr ergebener
gez. Dr. Goebbels.

Wenn man diese Antwort von Goebbels genau liest, sieht man, wie unehrlich und hohl sie ist. Abgesehen von der problematischen Behauptung, daß „auch die Politik eine Kunst sei, vielleicht die höchste und umfassendste, die es gibt“, und daß daher „wir, die wir die moderne deutsche Politik gestalten, uns als künstlerische Menschen fühlen“, abgesehen von diesen Behauptungen, stellt er die These auf, „lediglich eine Kunst, die aus dem vollen Volkstum selber schöpft, kann am Ende gut sein“. Was er unter „aus dem vollen Volkstum selber schöpft“ versteht, läßt er schlauerweise ungesagt. Ebenso sinnlos sind seine Behauptungen, daß Kunst „verantwortungsbewußt, gekonnt, volksnah und schöpferisch“ sein muß.

„Wirkliche Künstler sind rar. Man muß sie deshalb fördern und unterstützen. Es sollen dann aber in der Tat wirkliche Künstler sein“, fährt er, sich im Kreise drehend, fort. Sein Versprechen, daß wirkliche Künstler in Deutschland mit ihrer Kunst immer zu Wort kommen können, und daß

(1933)

ihnen „das Feld zur unbehinderten Wirksamkeit“ freigegeben werden soll, klingt reichlich zynisch, wenn man sich klar macht, daß die „Klassifizierung“ eines Künstlers im Dritten Reich in erster Linie von seinem Stammbaum abhängig gemacht wurde. Wie sollte ihnen auf diese Weise das „Feld zur unbehinderten Wirksamkeit freigegeben“ bleiben?

Trotz der Hohlheit von Goebbels' Antwort wurde die Atmosphäre durch diesen „Meinungsaustausch“ in gewisser Weise entspannt. Die Wirkung von Furtwänglers Brief war ungeheuer. Er wurde in der Presse der ganzen Welt abgedruckt, und auf den Verfasser regnete es Gratulationen, Telegramme und Briefe.

Furtwängler war erleichtert, daß er das hatte aussprechen können, wozu er sich gedrängt fühlte. Er hatte das zum Ausdruck gebracht, was die Mehrheit der öffentlichen Meinung bewegte, und er war für ein Prinzip eingetreten, das für ihn und für die ganze deutsche Nation eine Lebensnotwendigkeit war. Er hoffte mit ganzer Seele, daß die Dinge sich allmählich wieder normalisieren und die guten Kräfte wieder zu ihrem Recht kommen würden, ehe zu viel zerstört war.

Kapitel 9

Die erste Konzertreise, die Furtwängler mit dem Berliner Philharmonischen Orchester nach Hitlers Machtergreifung unternahm, zeigte, welche Wendung das Geschick des deutschen Musiklebens genommen hatte und welchen Problemen man gegenüberstand. Furtwängler hatte stets unzweideutig erklärt, daß das deutsche Musikleben bei einer Regelung nach Rassegesichtspunkten bald völlig gelähmt sein würde. Abgesehen von den großen Solisten und Dirigenten befanden sich erstrangige Kräfte jüdischer Abstammung unter den Orchestermusikern, besonders unter den Streichern. Außerdem bildeten die musikliebenden Juden, von denen viele, Juristen, Ärzte, Gelehrte oder Finanzleute, selber

(1933)

musizierten und stets bereit waren, Kunst und Künstler zu fördern, einen großen Bestandteil des kunstbegeisterten Publikums.

Der Anfang unserer Reise — Mitte April 1933 —, der durch Hitler-Deutschland führte, zeigte, welche verheerende Wirkung die Nazipolitik auf das Publikum hatte. Die Juden blieben den Konzerten fern; sie waren eingeschüchtert, und ihr Stolz verbot ihnen, was das Gesetz ihnen damals noch offen ließ. Die Nazis gingen größtenteils nicht hinein, weil das Orchester nicht „gleichgeschaltet“ war. Sie fürchteten, sich durch den Besuch der Konzerte zu gefährden. So blieb also nur eine dünne Mittelschicht von solchen, die durch Furtwänglers Mut angefeuert waren und deren Enthusiasmus durch nichts beeinträchtigt werden konnte. Jedoch diese allein waren nicht imstande, die Konzertsäle zu füllen, und so konnte es geschehen, daß die erste Tournee der Berliner Philharmoniker seit Hitlers Machtergreifung auch ihre erste war, in der sie innerhalb Deutschlands meist vor halbleeren Häusern spielten.

Ich hatte das Orchester im Anfang der Reise nicht begleitet und traf es erst in Mannheim auf meinem Weg nach Paris. Lange vor Hitler war ein gemeinsames Konzert der Berliner Philharmoniker mit dem Mannheimer Nationaltheater-Orchester für das Frühjahr 1933 vereinbart worden. Es war das letzte in der Reihe der regelmäßigen Mannheimer Abonnementskonzerte, und sein Reinertrag sollte dem Mannheimer Orchester zugute kommen. Im Laufe der Verhandlungen hatte Furtwängler dem Mannheimer Orchestervorstand mitgeteilt, daß die Berliner in ihrer üblichen Besetzung — natürlich inklusive der jüdischen Musiker — kämen. Da die Reichsregierung sich mit der Beibehaltung der Juden im Orchester einverstanden erklärt hatte, konnten die Provinzbehörden, die *plus catholique que le pape* waren, nichts dagegen einwenden. Jedoch schrieb der Mannheimer Vorsitzende, er könnte sich nicht damit einverstanden erklären, daß der Jude Simon Goldberg, der Berliner Konzertmeister, am ersten Pult der vereinigten

(1933)

Orchester sitzen würde. Goldberg war im Alter von neunzehn Jahren von Furtwängler engagiert worden; er wurde allgemein als einer der besten seines Faches betrachtet. Die Mannheimer verlangten, daß ihr eigener Konzertmeister die Stelle Goldbergs einnehmen sollte. Furtwängler antwortete, wenn die Sitzordnung nicht so bliebe, wie er es aus künstlerischen Gründen bestimmt hatte, oder wenn seine Musiker ihnen nicht paßten, müßte das Konzert unterbleiben.

Die Berliner Philharmoniker trafen programmgemäß in Mannheim ein. Furtwängler wohnte wie gewöhnlich bei meiner Mutter. Während der ersten Probe wurde noch einmal der Versuch gemacht, den Berliner Konzertmeister von seinem angestammten Platz zu vertreiben, doch Furtwängler blieb unerbittlich. In diesem Fall, wie so oft, wenn die Nazis „nationale Gesinnung“ oder „Unvereinbarkeit mit ihrer Weltanschauung“ vorschoben, handelte es sich um nichts anderes als um kleinlichen Neid und persönlichen Ehrgeiz. Der Mannheimer Konzertmeister war bei weitem der minder gute Spieler, aber er war Parteigenosse und hatte sofort unter dem neuen Regime das Hakenkreuz angesteckt. Nun glaubte er seinen Augenblick gekommen. In jenen Tagen gab es wenige, die den Nazis in einer anscheinend so unbedeutenden Angelegenheit widerstanden hätten. Persönlicher Mut, wie ihn Furtwängler seit Hitlers Machtergreifung gezeigt hatte, war eine große Seltenheit, und erst die Zukunft sollte zeigen, wie schwer die Deutschen für diesen nationalen Mangel an Charakter zu büßen haben würden.

In diesem Konzert waren zum erstenmal Naziuniformen in den ersten Reihen zu sehen. Biedere Beamte, sonst ganz harmlose Leute, saßen da, stolz in ihren braunen Hemden mit der großen Hakenkreuzbinde. Das Konzert war ausverkauft. Nach Schluß sollte ein Bankett für beide Orchester stattfinden — es war ein Herrenessen, an dem der Oberbürgermeister und andere Honoratioren teilnahmen.

Nach dem Konzert, als meine Mutter und ich bei Tisch saßen, ging auf einmal die Tür auf und Furtwängler kam

(1933)

herein — in seinem Reiseanzug. Er war nach Hause gekommen und gleich auf sein Zimmer gegangen, um sich, wie wir glaubten, für das Bankett umzuziehen. „Um Gottes willen, was ist denn los?“ rief ich ihm entgegen, „Sie können doch nicht so auf ein Festessen gehen!“ „Ich gehe auch nicht, ich bleibe hier“, antwortete er mit kreideweißem Gesicht. Er war erschöpft und in einem Zustand höchster Erregung. Nur allmählich war aus ihm herauszubekommen, was sich ereignet hatte. Nach dem Konzert, das allein die gesamte Abonnementserie finanziert hatte, war der Mannheimer Orchestervorstand ins Künstlerzimmer gekommen und hatte ihm Vorwürfe über seinen „Mangel an nationalem Empfinden“ gemacht. Daraufhin hatte Furtwängler den Herren wortlos seine Partitur vor die Füße geworfen und sie einfach stehen lassen.

Den ganzen Abend lang klingelte das Telephon, und Abgesandte kamen, um ihn zu bitten, doch zum Bankett zu kommen. Er aber blieb unerbittlich und erklärte, daß er trotz der Ehrenmitgliedschaft, die ihm am hundertfünfzigsten Gründungstage des Orchesters im Jahre 1929 verliehen worden war, das Orchester nicht mehr dirigieren und die Stadt Mannheim, deren Ehrenbürger er war, nicht mehr betreten würde. Diesen Entschluß bestätigte er in einem Brief an das Mannheimer Orchester.

In den Provinzstädten Deutschlands wimmelte es damals von „Obmännern“, „Kommissaren“, „Kunstwarten“ und anderen Parteifunktionären. Für alle diese neuen Würdenträger war der Mannheimer Zwischenfall natürlich eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit. Furtwängler, Deutschlands großer Dirigent und angeblicher Liebling des Führers, hatte sich für diese Parteigrößen in einem äußerst zweifelhaften Licht gezeigt. Nicht nur weigerte er sich, sein Orchester den Forderungen des „neuen Deutschland“ anzupassen, er war obendrein noch so taktlos, in Mannheim bei seinen jüdischen Freunden zu wohnen! Lange Berichte gingen nach Berlin ab, und die Mannheimer Parteivertreter fuhren sofort nach Karlsruhe, wo die Philharmoniker am Tage darauf

(1933)

mit Furtwängler konzertieren sollten, um die badische Nazi-Regierung über diesen „Skandal“ zu informieren. Dementsprechend blieben die Regierungslogen in Karlsruhe sowie in Baden-Baden vielsagend leer.

Inzwischen war ich von Mannheim direkt nach Paris gefahren. Hier konnte ich zum erstenmal wieder aufatmen, nach Wochen innerer Spannung, Schlaflosigkeit, Demütigung und Verzweiflung. Mit aller Energie, die mir noch verblieben war, widmete ich mich der Vorbereitung für die beiden Konzerte, die in der Pariser Oper stattfinden sollten. Ein Konzert in Straßburg, das vor dem Pariser angesetzt war, mußte abgesagt werden. Die Veranstalter hatten erklärt, sie könnten keine Gewähr für einen ungestörten Verlauf geben, da das Orchester aus einem Lande komme, in dem Künstler an der Ausübung ihrer Tätigkeit aus rein politischen Gründen verhindert würden. Auch in Paris stießen wir auf Widerstand; trotzdem waren die Konzerte ausverkauft.

Vom Beginn des Hitler-Regimes an lebte Furtwängler im Zwiespalt. Er hatte sich nach zwei Fronten zu verteidigen: innerhalb Deutschlands gegen die Nazis, die ihm Mangel an nationaler Gesinnung vorwarfen, und im Ausland gegen alle, die sein Verbleiben in Deutschland verurteilten.

Unser Pariser Agent wurde inzwischen mit Drohbriefen überhäuft. Besonders eine gewisse Organisation tat sich dabei durch Energie und Betriebsamkeit hervor und teilte ihm mit, daß beschlossen worden sei, die Konzerte zu stören. Es war der „Verein zur Bekämpfung des Antisemitismus“. Vergeblich wurde ihnen mitgeteilt, daß ihre Agitation in unserm Falle am falschen Platze sei, daß Juden nach wie vor im Orchester spielten und nichts geändert sei. Wir suchten ihnen klar zu machen, daß wir wirklich nicht das richtige Objekt für ihre Propaganda seien, jedoch alles Argumentieren erwies sich als erfolglos. Sie erklärten, wenn auch Furtwängler und das Orchester selber nicht Antisemitismus „ausübten“, sei es das Prinzip

(1933)

ihres Verbandes, jedem Besucher aus dem antisemitischen Nazi-Deutschland entgegenzutreten, und daher könne von der geplanten Demonstration nicht Abstand genommen werden.

Schließlich kam ein etwas seltsamer Kompromiß zustande. Die „Union“ erklärte, sie würde sich auf ein schweigendes Herabwerfen von Flugblättern beschränken, wenn man ihr freien Eintritt in das (überausverkaufte) Konzert gestattete. Dies wurde arrangiert, und zu Beginn der Pause, unter tosendem Beifall eines vollen Hauses, in Anwesenheit der vollzählig erschienenen französischen Regierung, flatterten Tausende weißer Flugblätter von der Galerie herunter.

Die Konzerte der Berliner Philharmoniker in Paris waren seit 1928 Galavorstellungen, die voller Glanz und unter beispielloser Begeisterung stattfanden. Sie waren stets ein Höhepunkt unserer Reisen gewesen.

Allmählich hatten wir auf unseren Fahrten in allen Städten Freunde gefunden, und es war immer eine große Freude, diese überall wieder vorzufinden. Besonders jetzt, nach den veränderten Verhältnissen in der Heimat, war man dankbar für jedes Zeichen von Sympathie. In Paris hatten wir eine große Gemeinde, die wir zum Teil dem nie erlahmenden Interesse des Botschafters von Hoesch zu danken hatten.

Monsieur Jaques Rouché, der Mäzen und Direktor der Pariser Oper, der damals das französische Opern- und Konzertleben beherrschte, war ein großer Anhänger von Furtwängler seit dessen erstem Pariser Besuch, und er mit seiner Familie war eine Art Sammelpunkt für unsere Freunde, ein Zentrum musikalischen Interesses.

Auf dieser ersten französischen Reise seit 1933 ging alles ziemlich glatt, wie aus den ausverkauften Konzerten zu sehen war. Furtwänglers aufrechte Haltung, sein mutiges Eintreten für sein Orchester und seine Sekretärin waren in der Welt bekannt. In Frankreich, wie überall sonst, war sein Brief an Goebbels abgedruckt worden. Es wurde zwar damals das Gerücht ausgestreut, er habe diesen Brief nur

(1933)

in Anbetracht der bevorstehenden Auslandsreise veröffentlicht, aber ich kann dafür bürgen, daß er mit seinem Herzblut und aus tiefer Überzeugung geschrieben war.

In jeder französischen Stadt kamen Abgesandte, um Furtwängler zu seiner Haltung zu beglückwünschen. In der Zeitung „Le Marseillais“ erschien ein besonders guter Leitartikel, betitelt „Une Voix“; er nannte Furtwänglers Brief eine Stimme der Menschlichkeit inmitten all der verzweifelten Not, die Hitler über so viele gebracht hatte. Das Konzert in Marseille wurde mit rasendem Beifall und einem echt südlichen Begeisterungssturm aufgenommen. Das Lyoner Konzert, das erst durch eine Boykottandrohung der Bevölkerung gefährdet schien, fand nach diesen ermutigenden Ereignissen doch statt und war ebenfalls ein Erfolg.

Nach Frankreich gaben wir Konzerte in Genf, Zürich und Basel, wo wir zum erstenmal deutsche Flüchtlinge unter den Zuhörern hatten. Ich vermeide mit Absicht das Wort „Emigranten“, das durch Hitler so einen entwürdigenden Beigeschmack bekommen hat.

Während das Orchester und Furtwängler noch einige Konzerte in Deutschland absolvierten, fuhr ich nach Wien, um bei den letzten Vorbereitungen für das Brahmsfest, das auf den 16. bis 21. Mai angesetzt war, zugegen zu sein.

Kapitel 10

Das achte Brahms-Fest der Deutschen Brahmsgesellschaft fand anlässlich des hundertsten Geburtstages des Komponisten statt. Es wurde angekündigt als: „Johannes-Brahms-Fest. Wien. Hundert-Jahr-Feier. Mai 1933.“ Die Deutsche Brahmsgesellschaft war mit der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, deren Ehrenmitglied Brahms gewesen war, übereingekommen, daß das Fest in Wien gefeiert werden solle. Beide Gesellschaften unternahmen gemeinsam die Vorbereitungen für dieses große musikalische Ereignis.

(1933)

Bei dem Wiener Fest hatte die Gesellschaft der Musikfreunde den entscheidenden Einfluß. Die Solisten waren gemeinsam bestimmt worden. Furtwängler, den die Gesellschaft bereits früher zu ihrem Ehrenmitglied ernannt hatte, war Hauptdirigent des Festes. Huberman und Casals, beide ebenfalls Ehrenmitglieder, sollten das Doppelkonzert spielen. Schnabel war Solist im B-dur-Konzert und er, Huberman und Hindemith, bestritten auch den Kammermusikteil.

Zu jener Zeit stand Wiens Kunstleben in höchster Blüte. Viele aus Deutschland geflüchtete Schriftsteller und Schauspieler hatten sich in Österreich niedergelassen, in der Hoffnung, in diesem außer der Schweiz letzten deutschsprachigen Land, in dem noch Freiheit herrschte, ein neues Leben zu beginnen. Alle berühmten Dirigenten, unter ihnen Toscanini, fühlten sich damals in Wien zu Hause.

Die Brahms-Jahrhundertfeier war eines der letzten internationalen Musikfeste, bei denen man die unsichtbaren Mauern, die sich bald zwischen den Deutschen und anderen Menschen aufrichten sollten, noch kaum bemerkte. Die Festteilnehmer waren aus allen Ecken der Welt gekommen. Noch einmal hatten sich große Künstler aus verschiedenen Ländern zusammengefunden, die bald von Hitler unbittlich getrennt werden sollten.

Bei dem eröffnenden Festakt hielt Furtwängler die Rede über Brahms. Dollfuß, der die Festteilnehmer im Namen der österreichischen Regierung hätte begrüßen sollen, war verhindert, und Schuschnigg sprach an seiner Stelle.

Noch lag über dem Ganzen dieser Veranstaltungen ein Glanz früherer Zeiten, als noch kein politischer Schatten die deutschen Musikfeste trübte; noch einmal erlebte man das Glück künstlerischer Höchstleistungen, noch einmal das Ausschwingen des Erlebnisses im ungehinderten Zusammensein von Mensch zu Mensch.

Furtwängler war natürlich in der Festwoche von seinen verschiedenen Pflichten sehr in Anspruch genommen. In seinen wenigen freien Momenten kam er aber immer wie-

(1933)

der auf die gleichen Probleme zurück, die ihn dauernd beschäftigten und bedrückten. Noch schien er der Fels, auf den in Deutschland alle freien Künstler bauten, aber schon damals begannen ihre Wege verschiedene Richtungen zu nehmen.

Die Abende nach den Konzerten verbrachten wir meist in der „Schwemme“ des Hotels Imperial mit den Mitwirkenden und ihren Freunden. Bis in den frühen Morgen hinein saßen wir da, und wohin auch das Gespräch schweifte, immer wieder kam man zurück auf das unlösbare und verzweifelte Problem, das Hitler in die Kulturwelt hineingetragen hatte. Und trotz des jahrelangen gemeinsamen Wirkens, das diese großen Solisten mit Furtwängler verband, fühlte ich an diesen Abenden unerbittlich und hoffnungslos, daß er ihnen einsam gegenüberstand und sich sein Leben von dem der andern zu scheiden begann.

Zwischen dem Brahms-Fest und dem Beginn der alljährlichen deutschen Opernfestspiele in Paris lagen nur vierzehn Tage, die wir in Berlin verbrachten. Diese Zeit war hektisch, angefüllt mit Ministerbesprechungen, Korrespondenz mit verzweifelten Menschen aus ganz Deutschland und mit all den Fragen, welche die Philharmoniker und die Staatsoper betrafen, wo Furtwängler einige Opern dirigierte.

Es schien eine wahre Wohltat, diesem Hexensabbat für einige Zeit zu entrinnen und nach Paris zu fahren. Die Wagner-Aufführungen unter Furtwänglers Leitung mit deutschen Sängern in der Pariser Oper hatten sich mit den Jahren zu einer ständigen Einrichtung entwickelt. Paris war um diese Jahreszeit besonders schön, und Menschen aller Länder hielten sich im Frühsommer in der französischen Hauptstadt auf. Ein Teil der Solisten pflegte um diese Zeit von der Metropolitan zurückzukommen, und Paris teilte sich in den Monaten Mai und Juni mit Covent Garden in die großen Sänger. Lauritz Melchior war ein besonderer Liebling der Pariser. Mit schweigendem Staunen pflegten wir zu beobachten, was er im norwegischen

(1933)

Restaurant „Viking“ verzehrte, wo wir uns manchmal nach der Oper trafen. Die Sänger unter sich waren wie eine große Familie, besonders die „Tristan“-Besetzung, die in den Hauptrollen damals meist aus Frida Leider, Lauritz Melchior und Herbert Janssen bestand. Ob eine Aufführung in Paris, Berlin, Bayreuth oder London stattfand, diese drei Sänger wurden fast immer zusammen engagiert, während Brangäne und Marke wechselten. Damals fanden in Paris zwei „Tristan“- und zwei „Walküre“-Aufführungen statt. In letzterer sangen Friedrich Schorr den Wotan und Lotte Lehmann die Sieglinde — beide gerade von New York zurück. Wir wohnten alle zusammen in der Villa Majestic. Die Nazinöte traten in den Hintergrund wie ein halbvergessener Traum, an den man sich nicht erinnern will. Die Tage waren voll sonniger Heiterkeit und wir lebten glücklich im Heute.

Es war unvermeidbar, daß man trotzdem allerhand unterirdische Störungen zu spüren bekam. Die Presse war nicht immer freundlich. Einige von den deutschen Emigranten besuchten zwar Furtwängler, und viele kamen zu mir, doch war es für diejenigen, die mit dem Verlassen Deutschlands die ganze Grundlage ihres Lebens verloren hatten, schon damals fast unmöglich, noch etwas mit denen zu tun zu haben, die in der Heimat verblieben waren. Die Ausgewanderten wurden innerlich hin und her gerissen zwischen ihrer Liebe zur Tradition des deutschen Lebens und der Erkenntnis, daß die neue Ordnung mit geistiger Freiheit nicht zu vereinen war. Und doch kehrten einige der nach Frankreich Geflüchteten, eingelullt durch eine politisch ruhigere Zeitspanne, nach Deutschland zurück. Sie sollten es bald bitter bereuen. Andere, die in Frankreich blieben, fielen später dort der Gestapo zum Opfer.

Zwischen den Pariser Vorstellungen fuhr ich in geschäftlichen Angelegenheiten auf einige Tage nach London, wo gerade die Weltwirtschaftskonferenz tagte. London mit seinen unvergleichlichen Parks strahlte in heiterster Frühlingssonne, und die Season war in vollem Gange. Alles stand im

(1933)

Zeichen der Konferenz. Der österreichische Bundeskanzler Dollfuß stand im Mittelpunkt des Interesses wegen seiner mutigen Rede, die er am 14. Juni hielt. Niemand, der diese Rede hörte, wird seine Anspielung auf den „bösen Nachbar“ — Deutschland — vergessen. Während Dollfuß in London weilte, wurde der österreichische Presse-Attaché in Berlin, Dr. Wasserbäck, abberufen, als Antwort auf Österreichs Maßnahmen gegen die illegale Tätigkeit des Herrn Theo Habicht, des Führers der österreichischen Nazis. Ehe Wasserbäck seines Amtes enthoben wurde, hatte er Dollfuß in London verständigt, und so fügte dieser seiner Rede einen Satz hinzu, in dem er auf diesen Zwischenfall Bezug nahm. Er zitierte aus Schillers „Wilhelm Tell“ die Worte:

„Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“

Kapitel 11

Schon von den frühesten Anfängen des Naziregimes an konnte man eine Fälschung aller Werte feststellen. Die Grundbegriffe „Recht“ und „Unrecht“, „Wahrheit“ und „Falschheit“ hatten ihren Sinn schnell verloren. Weder der Staat noch das Individuum kann bestehen, wenn das Prinzip, daß Recht Recht ist und Unrecht Unrecht, nicht aufrechterhalten wird. Der Grundsatz des alten Rom *Justitia est fundamentum regnorum* wird immer seine Geltung behalten.

Hätte nur das Ausland von Anfang an eine festere Haltung eingenommen! Dann hätten sich die Dinge schwerlich in dieser Weise entwickeln können, und die erstaunlich wenigen Männer in Deutschland, die mutig den Nazis entgegentraten, wären in ihrem Bestreben, dem Unheil zu steuern, besser unterstützt worden. In der Zeit, von der ich gerade berichte, war Nazi-Deutschland noch sehr abhängig von der Meinung des Auslandes, und alles, was mit der Behand-

(1933)

lung außenpolitischer Fragen zusammenhing, wurde von der Regierung zunächst noch mit Glacéhandschuhen angefaßt. Dies war aber keinesfalls auf Unsicherheit der Nazis zurückzuführen. Es war ein Prinzip ihres politischen Vorgehens, eine geschickte Camouflage ihrer wirklichen Ziele.

Furtwängler, obwohl verzweifelt über die Entwicklung der Dinge, hielt den Kampf doch nicht für verloren. Von seinen zahlreichen Besprechungen, in welchen er Goebbels, Hitler und kleinere Parteigrößen vor den fatalen Folgen ihrer Rassen- und Parteipolitik für Deutschlands kulturelles Leben warnte, kam er manchmal voller Zuversicht zurück. Er ahnte nicht, daß die Naziführer nur vorgaben, seiner Meinung zu sein, um ihn ruhig zu halten, und daß sie ihn von Mal zu Mal mit leeren Versprechungen hinhielten, während sie im Grunde nur das taten, was sie wollten. Er beging den Fehler, zu glauben, daß er, weil er respektvoll behandelt und angehört wurde, über wirkliche Autorität verfügte.

Wie schon erwähnt, waren gleich zu Anfang eine Reihe prominenter Musiker der „Reinigungsaktion“ der Nazis zum Opfer gefallen, noch ehe die diesbezüglichen „Gesetze“ in Kraft getreten waren. Es gab kaum eine Konzertvereinigung oder ein Opernhaus, die nicht einen Dirigenten, einen Intendanten oder eine Reihe kleinerer Angestellter auf unbestimmte Zeit „beurlaubt“ hatten, soweit es diese nicht vorgezogen hatten, selbst ihre Entlassung einzureichen. An den Universitäten und anderen staatlichen Einrichtungen sah es ähnlich aus. Während so eine ganze Schicht von Menschen aus dem öffentlichen Leben verschwand, waren die Nutznießer der freigewordenen Posten schnell zur Stelle. Korruption blühte, das Kesseltreiben gegen Prominente jüdischer Abstammung ging weiter, und neue Größen, die angeblich vorher „von den Juden unterdrückt“ waren, meldeten sich zum Wort. Solisten, Komponisten, Dirigenten und Lehrer, die vor Hitler nach dem Maßstab des Leistungsprinzips als nicht zureichend befunden worden waren, verlangten den Lohn ihrer Parteizugehörigkeit. So

(1933)

wurde eines Tages Furtwängler bedeutet, daß Goebbels die Aufführung eines bestimmten Werkes begrüßen würde. Furtwängler hatte dessen Annahme seit Jahren verweigert, da es ihm unzulänglich erschien, und daran hielt er auch fest, nachdem der Komponist sich als Parteigenosse entpuppt hatte und seine Arbeit dem Propagandaminister gewidmet war.

Allmählich erkannte man in der Welt, was innerhalb Deutschlands vorging, und Stimmen des Protestes wurden laut. Prominente Künstler wie Bodanzky, Gabrilowitsch, Kreisler und andere wandten sich in einem gemeinsamen Telegramm an Hitler, worin sie um Schutz für ihre Kollegen baten. Toscanini sagte seine Mitwirkung in Bayreuth ab. Die Tatsache, daß Hitler einen Italiener und Antifaschisten in einem persönlichen Brief bat, seinen Entschluß zu ändern, während er zur gleichen Zeit ungezählte wertvolle Deutsche aus ihrem Lande vertrieb, hat viele Deutsche schwer gekränkt.

Angesichts der Verantwortung, die er auf sich lasten fühlte, entwarf Furtwängler seine Konzertprogramme für den Winter 1933/34 mit ganz besonderer Sorgfalt. Die Vorbereitungen für die großen Berliner Philharmonischen Konzerte begannen immer ein Jahr voraus. Niemand durfte die Philharmonie belegen, ehe nicht die zehn Sonntage und Montage für die Konzerte und ihre Generalproben bestimmt waren. Sowie diese Daten feststanden, ergingen die Einladungen an die Solisten. Alle Beteiligten waren sich klar, daß die Solistenauswahl in der ersten Saison unter Hitler eine Probe aufs Exempel bilden würde. Furtwängler pflegte die Solisten für seine Programme selbstverständlich nur nach künstlerischen Gesichtspunkten auszuwählen und war fest entschlossen, die traditionsreichen Philharmonischen Konzerte von jeder unbefugten Einmischung freizuhalten. Außerdem war er der Ansicht, daß, wenn einmal große internationale „nicht-arische“ Solisten in Berlin aufgetreten waren, es für Konzertinstitute in der Provinz, wie zum Beispiel das Leipziger Gewandhaus, leichter

(1933)

sein würde, auch ihrerseits die Tradition fortzuführen. Auch den kleineren, nicht so prominenten Künstlern sollte dies helfen, die Krise zu überstehen.

Furtwängler hatte seinen Standpunkt einer gemäßigten, der Reichskanzlei nahestehenden Instanz unterbreitet, und seine Vorschläge waren gebilligt worden. So schrieb er persönlich Einladungen an Casals, Cortot, Josef Hofmann, Huberman, Kreisler, Menuhin, Piatigorsky (den früheren Solocellisten der Philharmoniker), Thibaud und Arthur Schnabel. Die Antworten, die er von diesen großen Künstlern erhielt, waren nicht nur interessant, sondern auch erschütternd. Menuhin, damals noch ein Kind, sagte sofort telegraphisch ab, und sein Vater begründete die Absage in einem langen Brief. Auch Kreisler, Piatigorsky und Thibaud lehnten ab. Casals, ein Mann von unbeugsam starkem Charakter, schrieb einen wunderbaren Brief, ein Dokument der Würde und doch wahrer Kollegialität, in welchem er seinen Standpunkt unmißverständlich darlegte, während er andererseits seine persönliche Freundschaft für Furtwängler betonte. Cortot sagte zuerst ebenfalls ab, besann sich aber später eines andern.

Furtwängler hatte in seinen Einladungsbriefen den Standpunkt verfochten, daß Kunst und Politik nichts miteinander zu tun hätten. Aber die Solisten vertraten in ihren Antworten einstimmig die Ansicht, daß, ungeachtet Furtwänglers persönlicher Bemühungen, das deutsche Musikleben eben doch politisiert worden sei — und sie alle, Arier und Nichtarier, weigerten sich, von Vorrechten Gebrauch zu machen, die ihnen lediglich auf Grund ihres internationalen Ansehens gewährt wurden. Sie erklärten kategorisch, daß sie nicht in Deutschland auftreten würden, bevor nicht wieder gleiches Recht für alle gelte. Offen erklärten sie ihre Zweifel, daß Furtwängler imstande sei, seinen Kampf zu gewinnen. Inzwischen hat sich gezeigt, daß ihre Bedenken nur allzu berechtigt waren.

Besonders eindringlich hatte Furtwängler an Bronislaw Huberman geschrieben. Viele Jahre gemeinsamen künst-

(1933)

lerischen Wirkens in Berlin und Wien hatten die beiden verbunden. Huberman war in Berlin außerordentlich beliebt und einer der wenigen Solisten, die die Philharmonie in einer Saison mehrere Male mit einem Solo-Abend füllen konnten. Er weigerte sich entschieden, nach Deutschland zu kommen. Furtwängler schrieb ihm einen zweiten, sehr freundschaftlichen und ausführlichen Brief, in dem er ihn ausdrücklich bat, diese Korrespondenz und den darin enthaltenen Meinungs-austausch als privat und vertraulich zu behandeln. Er schrieb ihm vor allem, daß in seinen Augen die Kunst dazu da sei, Gegensätze zu überbrücken, und er sprach den Wunsch aus, daß Huberman ihm in diesem Kampfe helfen möge.

Furtwängler hatte an Huberman aus tiefster Überzeugung geschrieben. Er war beseelt von der Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, die unnatürlichen Maßnahmen, die das deutsche Kunstleben zu ersticken drohten, zu überwinden. Er rechnete damit, daß die Nazis in allen ihren Anordnungen sich immer auf „die Stimme des Volkes“ bezogen. Er war überzeugt, daß das „Volk“ nur allzugern die großen Künstler begrüßen würde, denen es so viele Jahre zugejubelt hatte. Die Solisten, mit denen er durch so lange unvergeßliche Zusammenarbeit verbunden war, sollten ihm dabei helfen, das neue Regime von dem zu überzeugen, was das „Volk“ wirklich wollte. Was ihm dabei gar nicht in den Sinn kam, war, daß das neue Regime gar nicht überzeugt werden wollte.

Huberman schrieb aus nicht geringerer leidenschaftlicher Überzeugung zurück und übergab seine Antwort gleichzeitig der Presse.

Sie lautete:

Wien, 31. August 1933.

Lieber Freund!

Lassen Sie mich zunächst Ihnen meine Bewunderung ausdrücken für die Unerschrockenheit, Zielbewußtheit, das Verantwortlichkeitsgefühl und die Zähigkeit, mit der Sie

(1933)

Ihre im April begonnene Campagne um die Rettung des Konzertwesens vor der drohenden Vernichtung durch die Rassenreiniger geführt haben. Wenn ich Ihrer Aktion — der einzigen im heutigen Deutschland, die zu einem positiven Resultat geführt hat — die Taten Toscaninis (Absage an Bayreuth), Paderewskis (Pariser Hilfskonzert) und der Brüder Busch an die Seite stelle, dann erfaßt mich ein Gefühl des Stolzes, mich auch Musiker nennen zu dürfen.

Aber gerade diese Vorbilder hoher Pflichterfüllung müssen alle Kollegen von jedem zielgefährdenden Kompromiß abhalten. Mögen auch die von Ihnen veranlaßten Regierungserklärungen die Grenze des augenblicklich Erreichbaren darstellen, so kann ich sie leider doch nicht als eine genügende Grundlage für meine Wiederbeteiligung am deutschen Musikleben ansehen. Meine Stellungnahme gründet sich auf folgende prinzipiellen, sachlichen, menschlichen und ethischen Erwägungen:

Die Regierung glaubt das Selektionsprinzip der Höchstleistung als entscheidend für die Musik wie für jede andere Kunst erst hervorheben zu müssen. Diese Unterstreichung des an sich Selbstverständlichen wäre sinnlos, wenn daraus nicht implicite der Wille spräche, auf allen übrigen Kulturgebieten eben das Nichtverständliche, nämlich die Rassenauslese weiter gelten zu lassen. Außerdem klafft selbst innerhalb dieser willkürlich auf die Kunst beschränkten Verkündung des Leistungsprinzips in ihrer praktischen Anwendung ein unüberbrückbarer Widerspruch. Denn zum Begriff der Kunstpflege im allgemeinen gehören in erster Linie die Lehrinstitute und Kunstsammlungen, und zum innersten Wesen der Musikpflege im besondern gehören die staatlichen und städtischen Opernhäuser: und doch ist mir nicht bekannt geworden, daß nunmehr die Wiederanstellung jener Museumsdirektoren, Kapellmeister und Musiklehrer beabsichtigt sei, die wegen ihrer jüdischen Abstammung oder abweichenden politischen oder sogar nur apolitischen Einstellung entlassen wurden. Es handelt sich also bei der „Wiederaufrichtung des Leistungsprinzips in der Kunst“ keineswegs um die Kunst im allgemeinen, noch auch um das Gesamtgebiet der Musik. Es soll lediglich das verhältnismäßig enge Spezialgebiet des Konzerts der freien Konkurrenz jener „wirklichen“ Künstler zurückgegeben

(1933)

werden, die ihm die Häuser füllen sollen: und da jede wichtigere Konzertveranstaltung mit großer internationaler Publizität verknüpft ist, während der Forscher, der Lehrer, nur alle Jubeljahre einmal mit den Ergebnissen seiner Arbeit vor die Öffentlichkeit tritt, so könnten die wenigen zur Mitwirkung herangezogenen ausländischen, beziehungsweise jüdischen Musiker vor aller Welt zum Beweise dafür angeführt werden, daß es in Deutschland um die Kultur gut bestellt sei. In Wahrheit aber würde die deutsche Gründlichkeit immer neue Definitionen über Rassereinheit gegenüber dem noch ungereiften Kunstjünger, an Schulen, Laboratorien usw. anwenden. Ich weiß, daß Ihnen, verehrter Freund, eine derartige Wirkung ebenso zuwider wäre wie der Mehrzahl der deutschen Konzertbesucher.

Das Problem hat aber auch eine menschlich-ethische Seite. Ich möchte das Musizieren als eine Art künstlerischer Projektion des Besten, Wertvollsten im Menschen bezeichnen. Kann man diesen eine völlige Selbsthingabe voraussetzenden Sublimierungsprozeß von einem Künstler erwarten, der sich in seiner Menschenwürde mit Füßen getreten fühlt und offiziell zu einem Paria degradiert wird: dem von den bestellten Hütern deutscher Kultur in geflissentlicher Unterschlagung der nunmehr einwandfrei nachgewiesenen halb-jüdischen Abstammung Richard Wagners einerseits, der historischen Rolle eines Mendelssohn, Anton Rubinstein, Hermann Levi, Joseph Joachim unter anderen im deutschen Musikleben andererseits, rassenmäßig die Fähigkeit zum Verständnis der „rein deutschen Musik“ abgesprochen wird?

Sie versuchen mich mit dem Satz zu überzeugen, daß „Einer den Anfang machen muß, um die trennende Wand zu durchbrechen“. Ja, wenn es sich nur um eine Wand im Konzertsaal handeln würde! Aber diese Frage einer mehr oder minder berufenen Interpretation eines Violinkonzertes ist nur einer der mannigfachen Aspekte — und, weiß Gott, nicht der wichtigste! —, unter denen sich das eigentliche Problem verbirgt. In Wirklichkeit geht es nicht um Violinkonzerte, auch nicht um Juden, es handelt sich um die elementarsten Voraussetzungen unserer europäischen Kultur: Die Freiheit der Persönlichkeit und ihre vorbehaltlose, von Kasten- und Rassenfes-

(1933)

seln befreite Selbstverantwortlichkeit! Ob diese mit Gut und Blut erkämpften Errungenschaften unserer Väter wieder zur Herrschaft gelangen — das wird nicht durch die Bereitschaft des Einzelmenschen entschieden, der als „Erster die trennende Wand durchbricht“, sondern, wie in der Vergangenheit, von dem Gewissen und der darüber unüberhörbaren Forderung der Gemeinschaft, die, einmal erwacht, alle Widerstände mit Naturgewalt wie papierene Wände durchbrechen wird.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne meinen tiefsten Schmerz über die Ursachen auszudrücken, die mich augenblicklich von Deutschland trennen. Ganz besonders empfinde ich diesen Schmerz als Freund meiner deutschen Freunde, als Interpret der deutschen Musik, der den Wiederhall des deutschen Publikums sehr entbehrt. Und nichts könnte mich glücklicher machen als die Wahrnehmung eines sich auch außerhalb des Konzertwesens anbahnenden Umschwunges, der mich von dem meine Seele zutiefst treffenden Gewissenszwang, Deutschland zu entsagen, befreien würde.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Bronislaw Huberman.

Huberman ließ damit noch keineswegs von seinem Kampf ab, wie aus dem folgenden Brief über die Nürnberger Gesetze und die Knebelung der geistigen Freiheit zu ersehen ist, der am 7. März 1936 im „Manchester Guardian“ veröffentlicht wurde:

Offener Brief an die deutschen Intellektuellen.

Seit der Veröffentlichung der Durchführungsbestimmungen zu den Nürnberger Gesetzen, diesem Dokument der Barbarei, warte ich auf ein Wort der Empörung, eine Tat der Befreiung von Ihnen. Müßte doch so mancher von Ihnen zu dem Geschehenen etwas zu bemerken haben, wenn frühere Bekenntnisse von Ihnen bestehen bleiben sollen. Ich warte vergebens. Angesichts dieses Schweigens kann ich nicht länger stumm bleiben. — Ich greife nach einem

(1933)

Beispiel, nach meinem mehrere Jahre zurückliegenden Briefwechsel mit einem der repräsentativsten deutschen Geistesführer: Dr. Wilhelm Furtwängler. Er hatte eben versucht, mich von meinem Vorhaben abzubringen, meine Absage auf seine Konzerteinladung zu veröffentlichen, und zwar mit dem mir schon damals unbegreiflichen Argument, daß ich mir sonst meine Rückkehr nach Deutschland für viele Jahre, vielleicht für immer verschließe. Meine Antwort am 31. August 1933 (!) lautete:

„... Trotzdem hätte ich vielleicht mit der Veröffentlichung gezögert, wenn durch die Ereignisse der letzten Zeit die Kluft zwischen Deutschland und der Kulturwelt nicht noch immer unüberbrückbarer geworden wäre. Nichts zeigte besser die Vertierung weiter Kreise in Deutschland als die wochenlang durch die Presse gehende Androhung von Anprangerungen deutscher Mädchen für den Fall gemeinsamer Kaffeehausbesuche, Ausflüge, und gar Liebschaften mit Juden — eine Hetze, die schließlich zu solchen Bestialitäten des schwärzesten Mittelalters führen mußte, wie die ‚Times‘ sie beschreibt.“ (Zur Erklärung: ‚The Times‘, London, berichtete: Ein zartes arisches junges Mädchen wird wegen ihrer ‚rassenschänderischen‘ Beziehungen zu einem Juden so lange in einem Prangerkarren unter dem Gejohle der Menge durch die Hauptstraßen Nürnbergs geschleift, bis ein Wahnsinnsanfall sie von den Streicherschen Bestien befreit.)

Diese Mitteilungen lösten bei Dr. Furtwängler tiefste Empörung aus: Sowohl gegen die Nürnberger Vorfälle, in deren Verurteilung er und alle ‚wirklichen Deutschen‘ mit mir ‚vollständig einig‘ seien, als auch gegen mich wegen meines Vorwurfs der ‚Vertierung weiter Kreise‘, den er als eine ‚ungeheuerliche Verallgemeinerung, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun habe‘ aufs schärfste glaubte zurückweisen zu müssen.“

Inzwischen sind zweieinhalb Jahre verstrichen, unzählige Menschen sind ins Konzentrationslager, ins Zuchthaus geworfen, aus dem Lande gejagt, in den Tod durch Mord und Selbstmord getrieben — katholische und protestantische Geistliche, Juden, Demokraten, Sozialisten, Kommunisten, Generäle. Dr. Furtwänglers Meinung über diese Geschehnisse kenne ich nicht. Aber gegen die Schmach der rasse-

(1933)

schänderischen Anprangerungen hat er sich deutlich genug ausgesprochen, für sich und ‚alle wirklichen Deutschen‘. Und ich hege nicht den geringsten Zweifel an der Echtheit seiner Empörung, glaube auch felsenfest daran, daß viele, ja, vielleicht die Mehrzahl aller Deutschen derselben Ansicht sind.

Nun denn, was haben Sie, die ‚wirklichen Deutschen‘ getan, um diese Schmach von Ihrem Gewissen, von Deutschland, von der Menschheit abzuwenden, seitdem die aus Argentinien, Böhmen, Ägypten, Livland gebürtigen Pseudo-deutschen durch die Nürnberger Gesetze meine angeblich ‚ungeheuerliche Verallgemeinerung‘ zur legalen ‚Wirklichkeit‘ gemacht haben? Wo sind in Deutschland die Zolas, Clémenceaux, Painlevés, Piquarts in diesem Monstre-Dreyfuß-Prozeß gegen eine ganze wehrlose Volksminorität, wo die Masaryks in diesem überdimensionalen Polna-Prozeß? Wo erhob sich die Stimme des Blutes, wenn schon nicht der Gerechtigkeit und Vernunft, gegen die womöglich noch unmenschlichere Verfolgung der arisch-jüdischen Mischlinge und sogar rein-arischen Judengatten?

Vor aller Welt klage ich Euch, deutsche Intellektuelle, Euch Nicht-Nazis, als die wahren Schuldigen an allen nazistischen Verbrechen an, an diesem jammervollen, unsere ganze weiße Rasse beschämenden und gefährdenden Niedergang eines hochstehenden Volkes. Denn es ist nicht das erstemal in der Geschichte, daß Instinkte der Gosse nach der Macht greifen, aber es war erst den deutschen Intellektuellen vorbehalten, ihnen zum Siege zu verhelfen. Es ist ein wahrhaft erschütterndes Schauspiel, das sich der staunenden Welt bietet: Deutsche Geistesführer von der internationalen Bewegungsfreiheit und Bedeutung eines Richard Strauß, Furtwängler, Gerhart Hauptmann, Werner Krauß, Kolbe, Sauerbruch, Eugen Fischer, Planck unter anderen, noch bis gestern das deutsche Gewissen, den deutschen Genius darstellend, zur Führung des Volkes durch Beispiel und Tat berufen, finden von allem Anfang an keine andere Reaktion auf diesen Anschlag gegen die heiligsten Güter der Menschheit als Kokettieren, Paktieren, Kooperieren. Und zum Schluß, als ihnen Ursupation und Halbbildung ihre ureigensten Begriffe aus ihrer geistigen Werkstatt raubt, um dieser Verkörperung von Terror und Feigheit,

(1933)

Unmoral und Geschichtsfälschung, innerer und äußerer Volksaufwiegelung auch noch die Gloriole von Freiheit und Heroismus, Ethik und Wissenschaftlichkeit, Mystizismus und Pazifismus zu verleihen, da treiben sie ihren Verrat auf die Spitze: ducken sich und schweigen!

Soll denn die katholische und protestantische Kirche in Deutschland allein bleiben in ihrem wahrhaft heroischen Kampf um Deutschlands Ehre, Überlieferung und Zukunft?

Deutschland, Volk der Dichter und Philosophen, die Welt, nicht nur die feindliche, Eure Freunde warten in Bestürzung auf ein Wort der Befreiung!

Kapitel 12

Die Weigerung der großen internationalen Solisten, in den Berliner Philharmonischen Konzerten mitzuwirken, war schon für sich allein ein schlimmes Zeichen für die Lage, aber es sollte noch schlimmer kommen. Die Organisation des Orchesters, seine unbeschränkte Handlungsfreiheit, war plötzlich gefährdet. Der Kampf der Berliner Philharmoniker um ihre künstlerische und materielle Existenz spiegelte den allgemeinen Kampf zwischen Freiheit und Diktatur, der damals in Deutschland ausgetragen wurde.

Im März 1933, als der Zusammenbruch der Vor-Hitler-Welt erfolgte, wußte das Orchester nicht mehr, wohin es gehörte. Wie hoch auch die Jahreseinnahmen sein mochten, es war sicher, daß ohne eine bestimmte Ausfallgarantie das Orchester auf die Dauer nicht bestehen konnte, geschweige denn in der Lage sei, seine Kunst auf der gewohnten Höhe zu halten.

Von den ersten Tagen des Hitler-Regimes an fand ein Wechsel in allen Verwaltungsbehörden statt, und das Orchester sah sich in seiner materiellen Lage abhängig von neuen, unbekanntem Faktoren und Instanzen. Die neuen Machthaber konnten den bisherigen Zuschuß verweigern, falls man sich nicht ihren Bedingungen fügte.

(1933)

Dr. Lange, der „arische“ und geistig ungewöhnlich interessierte erste Bürgermeister der Stadt Berlin, konnte als Sozialdemokrat nicht länger Vorsitzender unseres Aufsichtsrates bleiben. Bereits im März 1933 wurde er seines begehrten Amtes als erster Bürgermeister enthoben. Die Berliner Stadtverwaltung, die bis dahin eher „rot“ als „braun“ ausgesehen hatte, erwies sich plötzlich als 150 Prozent Nazi. Vor allem diejenigen, die sich aus der Zeit vor Hitler hatten herüberretten können, waren die Eifrigsten, wenn es darum ging, frühere Kollegen anzuschwärzen und aus ihren Stellungen zu drängen.

Das Orchester war auf dem Prinzip der Leistung aufgebaut. Jedes Mitglied hatte vor seiner Aufnahme ein Probespiel vor Furtwängler und dem gesamten Orchester ablegen müssen. Bei diesem Probespiel ging es unerbittlich zu; oft winkte Furtwängler nach wenigen Takten schon ab, und in diesem Falle war für den Bewerber nichts mehr zu erhoffen.

In jenen ersten Nazitagen wurden die Philharmoniker hin und her gerissen durch die Auswirkung verschiedener Strömungen politischer und persönlicher Natur. Eifersucht auf Furtwänglers große Stellung sowie Brotneid abgewiesener Musiker und anderer Orchester sprachen zweifellos auch mit. Bald wurden Ministerien und Parteiämter überschwemmt mit Anklagen gegen Furtwängler, die Philharmoniker und meine Person.

An sich herrschte im Orchester ein kameradschaftlicher Geist. Es war eine der wenigen Organisationen, die keine „Parteizelle“ hatte. Indessen, Orchestermusiker sind bekanntlich eine Menschengattung für sich, besonders wenn sie sich mit Politik befassen, und so war es nicht zu vermeiden, daß es sogar in dieser Vereinigung zu politischen Zwischenfällen kam. Da war einer der Bläser, ein nicht gerade intelligent zu nennender Mann. Seine Leistungen hatten in letzter Zeit sehr nachgelassen, so daß man bereits erwogen hatte, ihn durch einen besseren Musiker zu ersetzen. Dieser ausgerechnet erschien eines Tages in SA.-

(1933)

Uniform und versuchte, Unruhe zu stiften und den Herrn zu spielen. Seine Kollegen ließen ihn völlig abblitzen*.

Während alledem blieb die finanzielle Lage des Orchesters ungeklärt. Alle Zahlungen von seiten der Stadt Berlin und von Preußen stockten plötzlich, obwohl bis zu einer neuen Lösung der alte Aufsichtsrat noch verantwortlich war. Aber solange die übergeordnete Behörde noch nicht bestimmt war, mischte sich nicht nur jede dem alten Aufsichtsrat angehörende Instanz, sondern auch jede der wie Unkraut aufschießenden neuen Parteistellen in unsere Angelegenheiten.

Die Philharmonische Frage fiel keineswegs allein unter die Belange Preußens, aber Göring, der preußischer Ministerpräsident war, bemühte sich sehr um Furtwängler. Er bot ihm den Posten des Direktors der Berliner Staatsoper an und schuf dadurch für Furtwängler eine Doppelstellung. Bekanntlich hatte sich Göring von Hitler ausbedungen, daß die Staatsoper ihm allein unterstellt sein sollte. Dadurch wurde das erste Opernhaus der Hauptstadt dem Zugriff von Goebbels entzogen, der sich bald darauf zum Herrscher aller andern Theater im Reich machte. Göring nahm es mit seiner Eigenschaft als oberster Chef der Berliner Staatsoper sehr genau und wohnte soweit möglich, besonders im ersten Jahr, allen Vorstellungen bei. So kam es, daß Furtwängler während seiner Verhandlungen über die Oper bei Göring, wenn auch keine direkte Abhilfe, so doch ein williges Ohr für seine Philharmoniker-Sorgen fand.

* Wie weit es den Berliner Philharmonikern gelungen ist, während der ganzen Nazizeit eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren, zeigt folgende Agenturmeldung aus Berlin vom September 1945:

„Das aus 110 Musikern bestehende Orchester mußte natürlich, wie jede andere deutsche Organisation, politisch gesäubert werden. Die alliierten Behörden, die befürchtet hatten, daß die notwendige Entfernung aller nationalsozialistischen Elemente die Struktur des Orchesters erheblich schwächen würde, waren angenehm überrascht, als es sich herausstellte, daß nur acht Musiker der Partei angehörten. Keiner von ihnen hatte eine führende Funktion im Orchester inne, so daß sie alle mit Leichtigkeit ersetzt werden konnten.“

Anmerkung des Verlegers

(1933)

Die Verwaltungs- und Etatfrage war die eine Seite der Philharmoniker-Nöte, die „Gleichschaltung“, das heißt die Judenfrage, eine andere. Hätte die Stadt Berlin zu jenem Zeitpunkt allein zu entscheiden gehabt, so wären sofort alle nach dem Beamten-gesetz „untragbaren“ Mitglieder entlassen worden. In der Tat wurde von seiten der Stadt ein solcher Versuch gemacht und eine Sitzung zu diesem Zweck einberufen. Furtwängler, der Unheil witterte, gelang es aber, diese Sitzung durch die höhere Instanz des Reiches abblasen zu lassen und so eine Katastrophe zu verhüten.

Die gesamte Reichsregierung hatte dem letzten Philharmonischen Konzert der Saison 1932/33 beigewohnt, ehe das Orchester die oben erwähnte Auslandsreise antrat. Nach dem Konzert war Goebbels ins Künstlerzimmer gekommen und hatte Furtwängler mitgeteilt, daß in Zukunft das Orchester ihm unterstellt sei. Viele können bezeugen, daß Goebbels sehr charmant sein konnte, wenn er wollte. Wie oft hat er Furtwängler durch seine Liebenswürdigkeit eingewickelt, und auch bei dieser Gelegenheit streute er ihm in gewohnter Weise Sand in die Augen. Im Gegensatz zu den Provinzorganisationen, die damals den willkürlichen sofortigen Zugriffen der neuen Nazifunktionäre wehrlos preisgegeben waren, fühlte sich Furtwängler durch die Worte des Ministers in Sicherheit und fuhr beruhigt ab.

Auf der Reise wurde zwar in philharmonischen Angelegenheiten hin und her korrespondiert, aber nichts geschah. Als wir Mitte Juni nach Berlin zurückkamen, war noch nicht der geringste weitere Schritt zu einer praktischen Lösung getan. Das Propagandaministerium war von Anfang an als Sammelstelle zweifelhafter Elemente bekannt. In keiner anderen Behörde war die Sucht nach Macht, Eifersucht und Postenjägerei so entwickelt wie hier. Paradoxerweise war es im totalitären Staat geradezu ein Verbrechen, sich an einen Minister direkt zu wenden. Furtwängler war nicht gewöhnt, sich mit Bürokraten herumzuschlagen. In der Zeit vor Hitler war er von allem Derartigen verschont geblie-

(1933)

ben; deshalb war er des naiven Glaubens, daß wenn er sich direkt an Goebbels wendete, alles sofort in Ordnung kommen würde. Befand man sich nicht im absoluten Staat, genügte es nicht, daß der Chef eines Ministeriums auf den Knopf drückte, damit alles nach Wunsch funktionierte? Tatsächlich war das gerade Gegenteil der Fall; je mehr die Minister des Reiches mit Komplikationen zu kämpfen hatten, desto aufgeblasener wurde ihr Verwaltungsapparat.

Trotz der von Goebbels Anfang April gemachten Versprechungen war im Juni noch nicht die geringste Zahlung geleistet worden. Der zuständige Referent im Propagandaministerium, noch ein Mann des alten Regimes, erklärte, daß der Minister niemals irgendwelche Versprechungen hinsichtlich des Orchesters hätte abgeben dürfen, ehe er die nötigen Summen in seinem Budget bereitgestellt hätte. Der preußische Finanzminister Popitz strich einfach die dem Orchester von seiten Preußens gewährten Zuschüsse. Der Reichsrundfunk erklärte seinen Vertrag unter den obwaltenden Verhältnissen für null und nichtig. Göring, an den man sich wegen des preußischen Staatszuschusses gewendet hatte, sagte, er könne in der Sache nichts tun, da laut Reichsgesetzblatt das Orchester dem Propagandaminister allein unterstünde. Kurz, man war auf einem toten Geleise festgefahren.

Durch die monatelange Unsicherheit entstand allmählich im Orchester eine große Spannung, und es nahm die Ansicht überhand, die geschickt durch allerlei Parteigrößen genährt wurde, daß, wenn die jüdischen Musiker und ich nicht ausschieden, die Nazis immer weitere Vorwände finden würden, um eine befriedigende Lösung hinauszuschieben.

Die schwächeren Geister im Orchester gaben dem unausgesprochenen Druck nach; sie erklärten eines Tages das langjährige Vorstandsmitglied Lorenz Höber für abgesetzt und äußerten die Absicht, die Geschäftsräume des Orchesters zu verlegen — das hieß, sie von meiner Wohnung zu trennen. Dies brachte Furtwänglers Geduld zum Reißen.

(1933)

Damals konnte man es sich noch leisten, den Nazis gegenüber die Geduld zu verlieren.

Er erzwang sich sofort ein Interview bei Goebbels, der ihm ständig ausgewichen war. Diese Unterredung brachte, wenigstens theoretisch, eine Klärung der Lage. Goebbels erklärte sich von neuem bereit, den Etat des Orchesters zu übernehmen, unter der Voraussetzung, daß Furtwängler in jeder Beziehung dessen Führer sei. Alle Rechte der bisherigen siebzehn Mitglieder des Aufsichtsrates sollten an Furtwängler abgetreten werden. Zum Schluß versicherte ihm der Minister, daß er zu seinem Wort stünde. Demzufolge stellte Furtwängler den Status quo ante wieder her und erließ ein Rundschreiben an das Orchester, in dem er die Situation auseinandersetzte. Er teilte seinen Musikern mit, daß alle Rechte des bisherigen Aufsichtsrates auf ihn übertragen worden seien. Er allein sei in Zukunft der Regierung gegenüber für alle Belange des Orchesters verantwortlich, jeder Versuch von seiten der Mitglieder, Versammlungen einzuberufen oder irgendwelche eigenmächtigen politischen Schritte zu unternehmen, sei strengstens untersagt. Im ganzen stand das Orchester voll Überzeugung an Furtwänglers Seite. Seine Anordnungen waren lediglich getroffen, um die wenigen Agitatoren unter den Musikern in Schach zu halten und allen Gefahren vorzubeugen.

Ich muß hier alle diejenigen aufklären, die vielleicht glauben, daß eine derartige „Führerstellung“, wie sie Goebbels für Furtwängler aufzog, in Wirklichkeit möglich gewesen wäre. Sie war im absoluten Staat viel weniger denkbar als bei einer andern Staatsform. Anderswo gilt doch wenigstens die Persönlichkeit und kann ihren Wert einsetzen, aber im faschistischen Staat war der sogenannte Führer — wenn es sich nicht gerade um die allerobersten Stellen handelte — der Sklave derjenigen, die er führte. Im Grunde war die scheinbare Lösung nichts als eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Furtwängler war von neuem mit leeren Worten hingehalten worden, und alles blieb weiter un-

(1933)

geklärt. Zwar berief Goebbels selber eine Sitzung des vorherigen Aufsichtsrates ein, doch verschwand er an dem betreffenden Tage einfach auf „Urlaub“, ohne irgendeinen der Beteiligten zu benachrichtigen. Dies bedeutete wieder ein Hinausschieben der endgültigen Lösung auf unbestimmte Zeit.

Furtwängler war allerdings kein bequemer Verhandlungspartner. Mit seinen dauernden Forderungen zerrte er an den Nerven der überlasteten Leiter des Reiches, und alle offiziellen Stellen wichen ihm tunlichst aus, wo sie nur konnten.

Hitler hatte Furtwängler prinzipiell jede Unterstützung zugesagt, die er benötigen würde, und eine persönliche Aussprache mit dem „Führer“ über Opern- und Konzertfragen war in Aussicht genommen worden. Indessen, auch Hitler verschwand plötzlich nach dem Obersalzberg, und man erfuhr so nebenbei, daß er in absehbarer Zeit nicht wieder nach Berlin käme, sondern sich vom Berghof direkt nach Bayreuth begeben würde, um den Festspielen beizuwohnen.

Im Juli 1933 befand sich daher das Berliner Philharmonische Orchester trotz aller Ministerzusagen vor dem völligen Bankrott. Um die letzte Katastrophe zu vermeiden, gab es nur noch einen Ausweg — eine direkte Intervention bei Hitler. Es wurde daher beschlossen, unsern Parteikommis-sar nach Bayreuth zu entsenden. Hitler, der ihn aus den Anfangstagen der Parteibewegung her kannte, empfing ihn sofort. Er wurde wütend, als er hörte, daß das Orchester gezwungen sei, für den 1. August Zahlungsunfähigkeit anzumelden, und erklärte kategorisch, daß dieser Skandal unter allen Umständen vermieden werden müsse. Er ließ sofort Goebbels kommen, der sich ebenfalls in Bayreuth aufhielt. Der kleine Doktor befand sich, was selten vorkam, in großer Verlegenheit. Von seinem erzürnten Herrn und Meister zur Rede gestellt, wand er sich wie ein Aal, besonders als er es nicht verhindern konnte, daß Hitler in seiner Gegenwart aufs genaueste über die verzweifelte finanzielle Lage des Orchesters informiert wurde. Der Führer

(1933)

bestimmte, daß die Sache unverzüglich in die Hand genommen werden müsse und versicherte unserm Abgesandten, daß die nötigen Gelder sofort zur Verfügung gestellt werden würden. Er ließ auch Furtwängler auffordern, ihn so bald wie möglich zu besuchen, um alles weitere zu besprechen.

Furtwängler fuhr Anfang August nach dem Obersalzberg. Er verließ Berlin bewaffnet mit einem riesigen Memorandum über Orchesterfragen und andere „Fälle“. Er pflegte für solche Besprechungen immer sehr sorgfältig ausgearbeitete Exposés mitzunehmen. Einer der Nachteile seiner sensitiven und komplizierten Natur war seine Unfähigkeit, sich bei solchen politischen Auseinandersetzungen auf die rohe und primitive Mentalität der Nazis einzustellen. Er verlor leicht seine Selbstbeherrschung, und so gelang es ihm selten, das zu erreichen, was ihm bei Anwendung einer anderen Taktik ein leichtes gewesen wäre.

Die betreffende Zusammenkunft scheint besonders stürmisch verlaufen zu sein. Hitler und Furtwängler gerieten sich bereits während ihrer Auseinandersetzung über allgemeine Fragen in die Haare und schrien sich etwa zwei Stunden lang gegenseitig an, so daß Furtwängler fast vergaß, sein Hauptobjekt, das Orchester, überhaupt zu erwähnen. Sobald er von dieser Unterredung nach München zurückgekehrt war, rief er mich in Berlin an. Er sagte, daß es ihm erst jetzt klar sei, was hinter Hitlers bornierter Einstellung stecke. Es sei nicht die Judenfrage allein, es sei seine feindliche Einstellung zu allen geistigen Dingen. Dieses Telefongespräch wurde — wie wir bald erfahren sollten — von den Nazis abgehört.

Trotz des Zusammenstoßes mit dem Führer schien die Zukunft der Philharmoniker nun endgültig gesichert. Hitler sorgte dafür. Am 26. Oktober 1933 wurde das Orchester offiziell vom Reich übernommen. Die Gehälter und Pensionen der Musiker waren sichergestellt. Der „Arierparagraph“ sollte auf sie nicht angewendet werden. Das Büro wurde zunächst nicht angetastet. Hätte wirklich der ehrliche

(1933)

Wille bestanden, dem Orchester seine Autonomie zu belassen, so hätte diese neue Regelung Arbeitsruhe und Sicherheit gewährleisten können. Die weitere Entwicklung der Dinge zeigt aber, daß im Dritten Reich ein solcher Gesichtspunkt eine Illusion war.

Kapitel 13

Während sich allmählich eine neue Gesellschaftsschicht entwickelte und eine alte verschwand, dauerte es, besonders in Berlin, eine ganze Weile — etwa bis Mitte 1934 —, bevor die tiefe Spaltung, die das Nazitum in das ganze bürgerliche Leben bringen sollte, sich in allen Schichten der Bevölkerung entscheidend bemerkbar machte. Von Anfang an waren durch willkürliche Eingriffe in Berufe und Institutionen sofortige und unersetzliche Verluste entstanden. Sie wurden auf jedem Gebiet empfunden, in den Universitäten, den großen Hospitälern, Privatkliniken, Forschungsinstituten sowohl als auch in der Industrie und im Bankwesen. In den städtischen und Regierungsbehörden wurden alle Beamten, auch „Arier“, wenn sie das Unglück hatten, einem Nazi aus irgendwelchem Grund nicht genehm zu sein, aus ihren Ämtern vertrieben. Forscher und Gelehrte von Welt-ruf wurden von den Hochschulen verjagt. Alle in dieser Weise Betroffenen wurden automatisch von ihrem früheren Dasein abgeschnitten, sie zogen sich vom öffentlichen Leben zurück und verschwanden am Ende völlig.

Das alles ging nur ganz allmählich vor sich, und es wäre falsch, zu behaupten, daß diese drastischen Eingriffe das Leben im großen und ganzen schon völlig umgestaltet hätten. Noch waren fast allabendlich Konzerte in der Philharmonie und in andern Sälen. Die geselligen Veranstaltungen im Zusammenhang mit den großen Philharmonischen Konzerten fanden weiter statt. Meist gab es ein

(1933)

offizielles Frühstück nach der Sonntags-Generalprobe und einen Empfang nach dem Montagskonzert.

Die Berliner Staatsoper blieb weiter ein beliebter Treffpunkt. Abgesehen von den wundervollen Aufführungen, die man dort hören konnte, war die Staatsoper der Mittelpunkt vieler Interessen, und während der Pausen fanden da oft wichtige Besprechungen statt. Das „Opernhaus Unter den Linden“, wie es genannt wurde, hatte von jeher ein hohes Niveau und bemühte sich, dies auch weiter aufrechtzuerhalten. Das Haus wurde den modernsten Anforderungen gerecht, nicht nur in bezug auf seine bühnentechnischen Einrichtungen. Es gab hier zunächst wenig neue Nazibeamte, und dank Görings Einfluß walteten noch Mäßigung und eine gewisse Zurückhaltung gegen die sonst üblichen Neuerungen.

Die Staatsoper hatte ihren ganz besonderen Stil. Wie vertraulich und zeremoniell zugleich waren die alten Logenschließer. Besonders unvergeßlich sind mir die beiden Diener vor den Logen des Generalintendanten, Stamm und Hauck, der eine ellenlang, der andere klein und untersetzt, Charaktertypen alten preußischen Beamtentums! Sie betreuten ihre Ämter seit der Hohenzollernzeit, und ihre unachahmliche Würde konnte durch keinen noch so großen Pomp der neuen SA.- oder SS.-Wachen übertrumpft werden, mit denen sich die Naziminister bei ihren Besuchen im Opernhaus zu umgeben pflegten.

Die großen Neuinszenierungen standen im Mittelpunkt des Interesses. Im März 1933 fand eine Neueinstudierung der „Elektra“ von Strauß statt, unter Leitung von Furtwängler als Gastdirigent. Strauß war anwesend. Er pflegte sorgfältig seine Beziehungen zu den Opernhäusern und stand mit der Berliner Staatsoper auf besonders gutem Fuße. Im Herbst 1933 fand die Berliner Premiere seiner neuen Oper „Arabella“ statt, welche Furtwängler einstudierte. Der Komponist wohnte allen Proben bei.

Diese ungezählten Proben verliefen harmonisch und anregend. Einmal während eines Vormittags entdeckte mich Strauß im Hintergrund des Parketts und rief: „Ah! Da ist ja

(1933)

Fräulein Geißmar! Bitte kommen Sie doch mal auf den Gang hinaus.“ Während wir auf und ab gingen, fragte er mich, wie mir sein neues Werk gefiele und ob ich nicht fände, die Bläser seien zu laut. „Könnten sie das dem Wilhelm nicht beibringen?“ Was für eine komische Situation! Der große Richard Strauß wagte nicht, dem Dirigenten seines Werkes seine Ansicht über eine rein musikalische Frage zu sagen. Er wußte, wie sensibel Furtwängler war und wollte ihn bei guter Laune erhalten. Beim Mittagessen nach der Probe brachte ich Furtwängler vorsichtig die Sorgen des Komponisten bei. Er war nicht wenig belustigt darüber, daß Strauß für seine Mitteilung diesen Umweg gewählt hatte.

Damals war alles noch recht gemütlich, aber als später dem berühmten Komponisten von einem „Interessenten“ hinterbracht wurde, Furtwängler habe bei Aufstellung des Staatsopernrepertoires erklärt, es sei „zu viel Strauß“ angesetzt, war es mit dem guten Einvernehmen vorbei. Strauß bemühte sich von da an, Clemens Krauß an die Stelle zu bringen, die Furtwängler inzwischen an der Berliner Staatsoper einnahm. Als dann Ende 1934 Furtwängler von allen seinen Ämtern zurückgetreten war, wurde Krauß mit zehnjährigem Vertrag engagiert; aber nach kurzer Gunstwelle schlug die Stimmung um, und man schob ihn nach München ab.

Zwischen Strauß und meiner Familie herrschten alte Beziehungen. Solange mein Vater lebte, holte Strauß ihn stets für seine unvermeidliche Skatpartie, wenn er nach Mannheim kam. Einmal war Strauß in meinem Elternhaus zum Abendessen, und nach Tisch sagte mein Vater zu meiner Mutter: „Du ziehst dich jetzt besser zurück, denn wir wollen Karten spielen.“ Strauß, der bekanntlich stark unter dem Pantoffel seiner Frau, Pauline, stand, fragte meinen Vater erstaunt: „Wie bringen Sie es fertig, Ihrer Frau zu sagen, sie solle das Zimmer verlassen und daß sie es sogar tut?“ Doch die alte Beziehung zu meiner Familie konnte Strauß nicht dazu bringen, ein Wort für mich zu

(1933)

riskieren, als die Reichsregierung keine anderen Sorgen zu haben schien, als Furtwängler von seiner Sekretärin zu befreien.

In diesen verworrenen Zeiten kamen die Künstler aus allen Teilen der Provinz weit öfter nach Berlin als sonst. Viele hatten die Reise gemacht, um mit Furtwängler zu sprechen, der durch sein mutiges Verhalten mit einem besondern Nimbus umgeben war. Sie alle berichteten nicht nur über die offiziellen Eingriffe, sondern auch über die nicht zu steuernden unterirdischen Wühlereien und Willkürlichkeiten. Es war zum Verzweifeln, was man alles hörte.

Furtwängler war nun Dirigent des Berliner Philharmonischen Orchesters, Direktor der Berliner Staatsoper, Vizepräsident der Reichsmusikkammer — und vom Juli 1933 an auch Preußischer Staatsrat. In der Welt hat man ihm oft vorgeworfen, daß er diesen Titel angenommen hat. Im Grunde war der ganze Preußische Staatsrat eine der bedeutungslosen pompösen Schaustellungen des prachtliebenden preußischen Ministerpräsidenten und ist kaum öfter als zweimal zusammengetreten.

An einem Sonntagmorgen, als er auf Ferien war, erhielt Furtwängler folgendes Telegramm: „Ernenne Sie hiermit zum Preußischen Staatsrat. Hermann Göring.“ Später wurde erzählt, daß Göring am Tag zuvor beim Verlassen seiner Amtsräume aus heiterem Himmel ausgerufen habe: „Ich will noch schnell Furtwängler zum Preußischen Staatsrat machen!“ Diese Ernennung erfolgte in einem Augenblick, als der Kampf um die Aufrechterhaltung des Leistungsprinzips noch in vollem Gange war und keineswegs als verloren betrachtet wurde. Es mußte Furtwängler als völlig falsch erscheinen, in dieser Situation ein solches Zeichen von Vertrauen abzulehnen. Im Gegenteil, er konnte hoffen, daß er durch diese neue Funktion an Einfluß gewinnen und seinen Standpunkt leichter geltend machen würde. Diese Hoffnung sollte sich als trügerisch erweisen, aber das war in diesem Stadium der Dinge noch nicht abzusehen. Der „Staatsrat“ sollte aber später für Furtwängler eine beson-

(1933)

dere Quelle unausgesetzten Verdrusses werden; denn als er mit allen seinen Ämtern auch diesen pompösen Titel niederlegte, erklärte ihm Göring, Demissionieren sei verboten, und so blieb die zweifelhafte Würde weiterhin an ihm haften.

Unter dem drohenden Schatten der Politik herrschte bei den Musikern in Berlin damals ein starker Kameradschaftsgeist. Ein enger Zusammenhang bestand unter den Anführern der Streicherpulte der Philharmoniker, die eine Kammermusikvereinigung gegründet hatten. Oft kamen sie abends zu mir und spielten Quartett. Furtwängler selber, der ein wunderbarer Kammermusikspieler war, gesellte sich öfters zu uns. Manchmal kam auch Hindemith und begeisterte uns alle mit seinem schönen Bratschenton. Niemals vergesse ich, wie wir mit Furtwängler das Brahms-Klavierquintett spielten, Goldberg erste Geige, ich zweite, Hindemith Bratsche und Graudan — damals erster Solocellist mit Schuster — das Cello.

Aus der gleichen Zeit stammt auch eine Begebenheit, die beweist, wie wenig die Meinung der Regierung auch die Meinung des Volkes war. Da ja angeblich beim Philharmonischen Orchester alles beim alten bleiben sollte, wurde im ersten Volkskonzert im Herbst 1933 das Doppelkonzert von Brahms angesetzt, mit den oft genannten Konzertmeistern Goldberg und Graudan als Solisten. Hunderte mußten abgewiesen werden! Jubelnder und demonstrativer Applaus! Die „Stimme des Volkes“ war ganz in Ordnung. So kam es, daß die Nazis oftmals Vorsehung spielen mußten, um ihren Willen durchzusetzen. Peinlicherweise unterbrach die „Stimme des Volkes“ aus Versehen eines der Bach-Konzerte, die Edwin Fischer regelmäßig mit seinem Kammerorchester zu geben pflegte. Das „Volk“ hatte sich im Saal geirrt. Sein Auftrag war gewesen, das Konzert eines jüdischen Sängers nebenan zu stören.

Ausländische Künstler kamen früher immer gerne nach Berlin. Allmählich aber änderte sich die Art der Besucher.

(1933)

Im Anfang 1933 herrschte noch zu viel Unklarheit, als daß man sich außerhalb Deutschlands ein abschließendes Urteil hätte bilden können. Erst gegen Mitte des Jahres sah man klarer, und die Absagen der großen Solisten an die Philharmonischen Konzerte 1933/34 waren das erste Anzeichen für den radikalen Umschwung, der im Verhältnis des internationalen Musiklebens gegenüber Deutschland eingetreten war.

Die Nazis legten mehr als irgend ein Regime zuvor Wert auf eine Schaustellung von Ausländern und taten alles, um internationale Künstlerbesuche in Deutschland zu erleichtern und die erhaltenen Absagen wettzumachen. Der japanische Dirigent Prinz Konoye, der Bruder des japanischen Premierministers, kam 1933 nach Berlin und dirigierte ein Konzert mit den Philharmonikern. Er war ein ganz guter Musiker, im Geiste deutscher Musik erzogen.

Italien war damals keineswegs nazifreundlich. Ein Vergleich zwischen Hitler und Mussolini fiel sehr zu Ungunsten des ersteren aus, sowohl in den Augen der Welt als auch in Italien selber. Trotzdem erschienen italienische Künstler in Scharen in Deutschland. Respighi kam im Herbst, Casella, Mainardi, Cassado (letzterer ein Spanier) und manche andere sahen nicht ein, warum sie von der Situation nicht profitieren sollten.

Es ist leicht begreiflich, daß die Atmosphäre in den ausländischen Vertretungen am längsten unangetastet blieb. Die italienische Botschaft war besonders seit dem Amtsantritt des Botschafters Vittorio Cerruti am lebendigsten. Die Botschafterin, Donna Elisabetha Cerruti, war unermüdetlich. Sie war eine Ungarin, sehr gebildet, zielbewußt und schien frei von jedem Snobismus. Sie arbeitete so intensiv für die Interessen der Botschaft, als ob sie der Botschafter selber gewesen wäre. Ihr stolzer, schöner Kopf stand in Harmonie mit ihrer stattlichen Erscheinung. Ging Hitler je aus, so gab man ihm die italienische Botschafterin zur Tischdame. Obwohl gelegentlich gemunkelt wurde, daß sie jüdischer Abstammung sei, schien dies die Beziehungen in

(1933)

keiner Weise zu stören, im Gegenteil, es war bekannt, daß sich Hitler in Gegenwart dieser klugen und erfahrenen „femme du monde“ stets äußerst wohl fühlte.

Wenn ein italienischer Künstler nach Berlin kam, wurde immer irgendeine Festlichkeit für ihn auf der italienischen Botschaft arrangiert. Stand einmal kein Italiener auf dem Berliner Konzertprogramm, so sorgte die Botschafterin, daß dies geändert wurde. Nichts war ihr zu viel. War ich von meinem Büro nicht abkömmlich, so kam sie zu mir und besprach ihre musikalischen Pläne. In dem großen Musiksaal der Botschaft hörte man regelmäßig Musik; meist kamen italienische Solisten und Komponisten zu Gehör. Diese Konzerte waren trotz ihrer Länge äußerst beliebt, und man pflegte danach in diesem gastlichen Hause bis spät in die Nacht hinein zu bleiben.

Einer der denkwürdigsten Abende auf diesem neutralen Boden war ein Empfang für den italienischen Dirigenten Graf Gilberto Gravina. Seine Mutter, Gräfin Blandine Gravina, war die zweite Tochter Cosimas und Hans von Bülows. Er lebte mit seiner englischen Frau in Bozen. Sein Bruder war der inzwischen verstorbene Völkerbundskommissar in Danzig, Graf Bruno Gravina. Gil, wie er genannt wurde, war im Grunde ein armer Kerl. Als ich im Jahre 1930 das erstemal mit Furtwängler in Bayreuth war, spielte Gil im Orchester die Flöte. Bayreuth behandelte ihn schlecht, aber seine betagten Tanten, Frau Thode und Frau Chamberlain, liebten ihn zärtlich. Im Hitler-Reich wuchsen natürlich seine Chancen. In einem Sonderkonzert der Berliner Philharmoniker dirigierte er Werke seines Großvaters Richard Wagner und seines Urgroßvaters Franz Liszt. Er hielt sich in seinen Berliner Tagen meist bei mir auf, und ich bemühte mich, ihn bei seinem Auftreten zu unterstützen. Nach dem Konzert war ein sehr animierter Empfang auf der italienischen Botschaft. Das alte Bayreuth, sofern es noch existierte, war versammelt. Auch die deutsche Kronprinzessin Cecilie war anwesend. Frau Thode und Frau Chamberlain waren von Bayreuth gekommen. Gil war

(1933)

glücklich, und Frau Thode sagte zu mir: „Ja, Fräulein Geißmar, wenn Gil sein ganzes Leben lang Sie an seiner Seite gehabt hätte!..“

Auch die französische Botschaft war ein Mittelpunkt der verschiedensten gesellschaftlichen Ereignisse. Der Botschafter, Monsieur François-Poncet, mit seinem mephistophelischen Lächeln, war ein sehr angenehmer Gastgeber. Er hatte viele Kinder und stand mehr im Vordergrund als seine Gattin. Viele „bon-mots“ wurden ihm zugeschrieben. Für den Führer erfand er die Bezeichnung „Le fureur“. Als er einst von einer Einladung beim Außenminister von Neurath zurückkam, bei dem er dessen Sohn, den damaligen deutschen Kulturattaché in Rom, kennen lernte, erklärte er: „Ich habe den Vater gesehen und den Sohn, aber vom heiligen Geist war nichts zu bemerken.“

Im Winter 1933/34 fanden sowohl in der französischen wie in der britischen Botschaft regelmäßig „at Home“ statt. In der ersteren pflegte man bei dieser Gelegenheit noch manchmal Leute zu treffen, die sich sonst schon völlig vom geselligen Leben der neuen Ära zurückgezogen hatten.

Die britische Botschaft war immer sehr exklusiv. Man sah dort — wenn überhaupt — nur ganz hohe Nazifunktionäre. Sir Eric Phipps, der damalige Vertreter Seiner Britischen Majestät in Berlin, war ein typischer englischer Diplomat alten Stils. Sein größter Feind hätte ihn nicht einen Nazifreund nennen können. Er war ein Charakter. Hitler soll für ihn eine gewisse Sympathie gehabt haben, der er durch vorzügliches Nachahmen von Sir Eric Ausdruck gab.

Die Holländer und besonders die Amerikaner waren sehr zurückhaltend in bezug auf Nationalsozialisten und richteten ihre Gelligkeit dementsprechend ein. Die übrigen ausländischen Vertretungen lebten weiter ihr Leben nach der gewohnten Routine, abgestimmt auf die jeweilige politische Lage.

Inmitten all der neuen Entwicklungen war das Auswärtige Amt immer noch ein ruhender Pol und die Hoffnung

(1933—1934)

vieler. Seine Aufgabe war damals hauptsächlich, im Interesse Deutschlands alles wieder einzurenken, was die Nazis verpatzt hatten. Beschwerden über kleine Zwischenfälle liefen am laufenden Band ein und gaben den erfahrenen Sachbearbeitern alle Hände voll zu tun. Die Wilhelmstraße stand damals im Mittelpunkt spekulativer Gerüchte. Einmal hieß es, daß das Auswärtige Amt, verbunden mit der Armee, das Land wieder auf den richtigen Weg zurückführen werde. Dann wieder hörte man von vereinten Bemühungen des Amtes und der Großbanken und derartige Enten mehr. Inzwischen verfolgten die Nazis schonungslos ihr Ziel, ungehemmt durch irgendwelche Rücksicht auf die bestehende Tradition.

Im früheren Deutschland hatte die Kunst ihr Eigenleben geführt und wurde um ihrer selbst willen gepflegt. Bei den Nazis wurde sie zum Propagandamittel und zur Parteilfunktion. Alles, was in bezug auf Kunst behördlicher Unterstützung bedurfte — Künstler im Ausland, Ausstellungen im Ausland, Kunstausbungen an den Grenzen des Reiches, unterstand vor der Zeit Hitlers der Abteilung VII des Auswärtigen Amtes. Dort waltete ein Stab von hochkultivierten Männern, die sorgfältig mit Rücksicht auf ihre Arbeit ausgewählt waren. Es schien undenkbar, daß das „neue Deutschland“ auf ihre Dienste verzichten könnte.

Das Berliner Philharmonische Orchester war im allgemeinen unabhängig von diplomatischer Unterstützung gewesen; wenn es aber je dergleichen benötigte, so wurde die Hilfe prompt und diskret von der Abteilung VII gewährt. Und solange es nur irgend möglich war, gab sie uns den gewünschten Rückhalt — bis sie eines Tages aus der Wilhelmstraße verschwunden war. Goebbels, der ja die Leitung des ganzen Kulturlebens der deutschen Nation beanspruchte, konnte sich diese Stelle mit ihren ausgezeichneten Beziehungen nicht entgehen lassen, und so hatte er sie bald unter die Autorität des Propagandaministeriums gezwungen; seine Kreaturen ersetzten allmählich die vorigen Leiter der Abteilung in ihren Ämtern — der Mangel an

(1934)

Kenntnissen wurde durch arrogantes Auftreten wettgemacht.

Kapitel 14

Das Ende von 1933 verlief verhältnismäßig ruhig. Viele hatten inzwischen Deutschland verlassen, während andere noch zögerten. Würden sich die Übergriffe der Nazis auf jedes Gebiet nicht doch wieder eindämmen lassen? Wir waren ein Spielball der um Macht kämpfenden Kräfte geworden. Man schien davon abhängig, ob in einem bestimmten Moment Göring, Goebbels, Heß oder Rosenberg gerade „Oberwasser“ hatten. Auch außenpolitisch war das Dritte Reich weit davon entfernt, konsolidiert zu sein.

Im Januar 1934 begab sich das Berliner Philharmonische Orchester mit Furtwängler wieder auf eine Auslandsreise, die durch Deutschland, England, Holland und Belgien führte. Ich fuhr nach London voraus, wo ich bei dem deutschen Botschafter von Hoesch wohnte. Hoesch war ein Mann von vorbildlicher Haltung. Er mußte notgedrungen unter der Art, wie die Nazis vorgingen, leiden; doch hat er es, solange er auf seinem Posten war, nie gezeigt und weiter das wahre Deutschland nach Kräften unterstützt.

London war damals bereits eine Zufluchtsstätte für viele. Künstler, die nicht mehr in Deutschland wirkten, bemühten sich, in England zu konzertieren. Am ersten Tage meines Aufenthaltes in London spielte das Trio Hindemith-Goldberg-Feuermann im britischen Rundfunkhaus. Feuermann hatte Deutschland verlassen, Hindemith, obwohl sehr bekämpft, war noch entschlossen zu bleiben. Er hatte eine Art Siegfriedshaut und war ganz auf sich selbst gestellt. Goldberg hatte trotz des ihm zugesagten neuen Vertrages mit den Berliner Philharmonikern vorgezogen, seine Verbindung mit Deutschland abubrechen. Diese drei Künstler spielten nun zusammen in London. Jeder von ihnen hatte sein eigenes Problem im Hinblick auf Nazi-Deutschland zu

(1934)

lösen. Auch ich hatte das meine — was noch dadurch kompliziert wurde, daß meine damalige Tätigkeit mich oft in eine schwierige Lage ausgewanderten Freunden gegenüber brachte. Und so dauerte es, als wir abends nach dem Konzert alle beisammen saßen, eine ganze Weile, bis wieder die alte Unbefangenheit zwischen uns herrschte. Keiner von uns war noch der alte. Jeder, der aus Deutschland kam, trug sein „Hitler-Schicksal“ mit sich herum, das oft seine Beziehung zur Umwelt neu bestimmte.

Kurz darauf trafen die Philharmoniker mit Furtwängler in London ein. Zum ersten Male war die Stimmung in England in bezug auf den Besuch des Orchesters geteilt. Viele erklärten, daß man die Konzerte nicht länger besuchen könne; wir wurden sogar vor möglichen Demonstrationen gewarnt. Die Queen's Hall wurde während der Konzerte von Polizei bewacht. Nichtsdestoweniger ging es ohne jeden Zwischenfall ab, und sowohl die Londoner als auch die Provinzkonzerte waren ausverkauft. Damals schrieb Sir Thomas Beecham, der stets ein großer Freund der Berliner Philharmoniker war, einen offenen Brief an die Presse, in dem er das Gastspiel unterstützte.

Der musikliebende österreichische Gesandte, Baron Frankenstein, der allen Proben beiwohnte, wurde mit Furtwängler photographiert. Das Bild erschien in der „Times“, was zu dem Gerücht Anlaß gab, Furtwängler verlasse Deutschland, um die Leitung der Wiener Staatsoper zu übernehmen.

Auf unserer Rückreise war ein Konzert im Haag angesetzt. Wir wohnten bei dem deutschen Gesandten, Graf Zech, dessen Gattin eine geborene Bethmann-Hollweg war. Beide waren ausgezeichnete Menschen, typische Vertreter des ancien régime. Graf Zech hatte es schwer durch den Umschwung der Zeit. Er war ein besonderer Musikfreund. Als deutscher Gesandter durfte er nicht mehr in ein Konzert von Bruno Walter gehen, aber auch die Konzerte seines alten Freundes Adolf Busch waren ihm untersagt. Wie so viele andere versuchte er sein Bestes zu tun, um zu retten,

(1934)

was zu retten schien. Nazi-Deutschland war in Holland sehr verhaßt. Das Konzert der Philharmoniker wurde offensichtlich boykottiert.

Schon im Haag hatte uns die Nachricht erreicht, daß unsere Konzerte in Belgien zwar ausverkauft, aber die politische Atmosphäre sehr feindlich sei und daß mit Demonstrationen gerechnet werden müsse. Unser alter Freund, der frühere Gesandte in Brüssel, Graf Lerchenfeld, war damals von den Nazis bereits pensioniert worden, und der Posten des Gesandten in Brüssel war zur Zeit unbesetzt. Am Nachmittag vor dem Konzert fand im Palais des Beaux-Arts eine Probe statt. Um das Orchester und Furtwängler zwischen dem Ende der Probe und dem Konzertanfang vor feindlichen Demonstrationen zu schützen, durften wir den Saal nicht verlassen und bekamen eine Mahlzeit dort serviert. Das Palais des Beaux-Arts wurde von berittener Polizei umgeben. Die belgische Regierung tat ihr möglichstes, um ernste Zwischenfälle zu verhindern. Vor Konzertbeginn betrat der belgische General M., der seit vielen Jahren dem Vorstand der Société Philharmonique de Bruxelles angehörte, das Podium und hielt eine kurze Ansprache. Erst dann erschien Furtwängler, von jubelndem Beifall begrüßt. Das Konzert verlief glänzend. Aber die Stimmung auf der Straße war unheilswanger.

Das Antwerpener Konzert war auch ausverkauft, aber die schwelende Stimmung war noch unheimlicher als in Brüssel. Absperrungscordons, berittene Polizei, Demonstrationen! Sogar Rotkreuzschwestern saßen hinter dem Podium in Bereitschaft. Während des Konzertes wurde eine Stinkbombe geworfen. Nach Schluß mußte Furtwängler durch einen Hinterausgang herausgebracht werden. Zwölf Polizisten begleiteten ihn an seinen Zug.

Anfang Februar 1934 waren wir wieder zurück in Berlin. Das einzig erfreuliche Ereignis jener Tage war ein Besuch von Sir Thomas Beecham. Die kurze Woche seines Aufenthaltes war für uns wie eine frische Brise. Er war für Nazi-Nöte nicht gemacht. Da saß er, im Hotel „Espla-

(1934)

nade“, probierte die kostbarsten Rheinweine und lud alle seine alten Freunde ein — ohne Rücksicht auf den „Arierparagraphen“. Voll strahlender Liebenswürdigkeit ließ er uns für Stunden die dunklen Schatten vergessen, die die Nazis auf unser Leben geworfen hatten.

Kapitel 15

Am 26. Oktober 1933 war das Berliner Philharmonische Orchester vom Reich übernommen worden. Um schließlich eine Lösung der Verwaltungsfragen zu finden, entsandte das Reich gegen Ende 1933 einen „Reichsprüfungskommissar“, der nicht nur unsere Bücher, sondern auch unsere ganze Korrespondenz einsehen sollte. Allzu großes Verständnis war von solchen Leuten schwerlich zu erwarten, und schon während unserer Auslandreise, Anfang 1934, sickerten allerhand Nachrichten zu uns durch, die darauf schließen ließen, daß die Prüfung unserer Bücher und Akten nicht ohne Voreingenommenheit stattgefunden hatte. Der Bericht des Kommissars war ausgesprochen ungünstig. Nachdem Furtwängler das umfangreiche, von Unverständnis strotzende Schriftstück gesehen hatte, fing er sofort an, einen Gegenbericht auszuarbeiten, in dem er die betreffenden Behörden schonungslos angriff und auf die weitreichenden Folgen aufmerksam machte, die ihre beabsichtigten Eingriffe haben würden.

Immer und immer wieder muß auf die Beweggründe für so vieles, was im damaligen Deutschland vor sich ging, hingewiesen werden. Vielleicht wäre die Regierung bereit gewesen, in der so delikatsten philharmonischen Frage schonend vorzugehen. Vielleicht hätte sie sogar, wenn auch nur für die nächste Zeit, Furtwängler ganz gern seine Unabhängigkeit belassen. Aber was konnte sie machen gegen ihre eigenen kleinen Leute, gegen ihre Partei, geschweige denn gegen ihre erschreckend angewachsene Bürokratie?

(1934)

Furtwängler hatte scheinbar eine gewisse Machtstellung. Jedoch die Schwierigkeiten wuchsen. Nicht immer konnte er gleich durch ein Ministerwort einer neu auftauchenden Katastrophe vorbeugen. Seine prominente Stellung, sein weitreichender Ruhm, den er sich unabhängig von den Nazis erworben hatte, seine dauernden Forderungen, trugen ihm schließlich Neid und Feindschaft nicht nur der kleinen Bürokratie, sondern allmählich auch der höheren Beamten ein. Jedes Wort aus seinem Munde wurde weitergetragen und entstellt.

Auch ich wurde dauernd angegriffen, ohne die geringste Möglichkeit zu haben, mich zu verteidigen. Mein Leben war, an der Oberfläche gesehen, vielleicht ein hochinteressantes, aber in der Tat war es eine Tortur. Ich war zwar frei und nicht im Konzentrationslager. Aber unter welcher demütigenden Verhältnissen mußte man leben — wie mit einer ansteckenden Krankheit behaftet, ein geächteter Mensch in der eigenen Heimat! Alle Werte und Ideale, unter deren Zeichen man aufgewachsen war, hatten ihren Sinn und ihre Geltung verloren. Im persönlichen Umgang mit Freunden war zwar von alledem wenig zu spüren; aber der dauernde Druck, unter dem man leben mußte, bewirkte, daß man sich immer mehr auf sich selbst zurückzog. Das natürliche Verhältnis zu anderen Menschen wurde in heimtückischer Weise untergraben, und das Gemüt wurde vergiftet. Furtwängler blieb mir gegenüber unverändert, und ich gab mir die größte Mühe, meine Sorgen vor ihm geheim zu halten, da sie ja nur unsere Beziehung belastet hätten.

Das folgende Vorkommnis mag beweisen, zu welchem unheimlichem Verschwinden aller normalen Maßstäbe es schon damals in Deutschland gekommen war, sogar bei Menschen, die es hätten besser wissen sollen.

Eines Tages besuchte mich ein alter Freund Furtwänglers. Wie so viele Deutsche neigte er dazu, ein bißchen pompös daherzureden. An jenem Tage erschien er mit besonders wichtiger Miene und erklärte, er habe mir etwas mitzuteilen. Nach allerhand Umschweifen kam er schließ-

(1934)

lich zur Sache und riet mir „als guter Freund“, ich möchte in Zukunft die Philharmonie meiden, da meine Anwesenheit dort Furtwängler „schade“. Wenige Beleidigungen in Nazizeiten haben mich so getroffen, wie dieser Rat eines sogenannten anständigen Menschen. Natürlich war ich in der Philharmonie eine bekannte Erscheinung, und dies war den Nazis nicht genehm. Ging ich in der Pause umher, wie man es gewöhnt war, so sagten sie, ich benähme mich zu auffällig; blieb ich auf meinem Eckplatz sitzen, so beklagten sie sich, daß die Menschen bei mir stehen blieben (in Nazizeiten weit mehr als vorher), um sich mit mir zu unterhalten. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, blieb ich beim nächsten Philharmonischen Konzert zu Hause. Sofort nach dem Konzert rief Furtwängler an, ob ich krank sei. „Nein“, erwiderte ich, „aber man hat mir mitgeteilt, daß meine Anwesenheit in der Philharmonie Ihnen schadet.“ Furtwängler geriet in Wut. „Wer hat sich diese Einmischung erlaubt?“ fragte er, „bitte hören Sie nicht auf solchen Unsinn!“ „Selbstverständlich nicht, wenn Sie meinen, es sei nicht nötig“, erwiderte ich, doch brachte ich meine Worte kaum heraus.

Die Nazis tasteten auf allen Gebieten, wie weit sie sich wagen konnten, ehe sie auf ernstlichen Widerstand stießen. Die gleiche Methode versuchten sie auch bei der Neuorganisation des Orchesters. Und trotz aller vorherigen Zusagen schien es eines Tages, als ob Furtwängler nicht einen seiner früheren Mitarbeiter, geschweige denn mich, werde behalten können. Endlich riß ihm die Geduld. Er erklärte Dr. Funk, damals Staatssekretär bei Goebbels (später Wirtschaftsminister und Reichsbankpräsident an Stelle Dr. Schachts), den er zufällig bei einem Empfang des Reichspräsidenten Hindenburg traf, daß, wenn die Regierung so wenig Verständnis für seine Arbeit habe und diese dauernden Einmischungen nicht verhindere, er von allen seinen Ämtern zurücktreten würde, da es ihm unmöglich sei, unter solchen Verhältnissen weiterzuwirken.

Dies half wieder einmal — wenigstens für den Moment.

(1934)

Nach nochmaligen endlosen Verhandlungen wurde eine Einigung erzielt. Alle bisherigen Mitarbeiter wurden beibehalten. Ein vom Propagandaministerium eingesetzter Geschäftsführer sowie ein Arbeitsloser kamen noch hinzu. Alle Formalitäten für die Umstellung der alten Philharmonischen Orchester-GmbH. auf die neue Reichsgesellschaft mußten am 1. April 1934 beendet sein.

Die Bürogemeinschaft zwischen dem Orchester und Furtwängler blieb in gewisser Weise unberührt. Jedoch wurde in Furtwänglers Vertrag für mich und meine Sekretärin eine besondere Summe eingesetzt. Die Abteilung des Büros, die die Furtwänglerkonzerte, seine Auslandsreisen und ausländischen Verhandlungen — also mein Arbeitsgebiet — bearbeitete, wurde als besonderes „Furtwängler-Sekretariat“ abgetrennt. Eine runde Summe wurde ihm zur Finanzierung dieser Abteilung zugesprochen. Mein Name durfte in den Abrechnungen mit dem Reich nicht mehr genannt werden, und ich durfte mit der neuen Reichsgesellschaft weder in finanzieller noch sonstiger Weise etwas zu tun haben. Ich durfte keine Briefe mehr unterschreiben außer denen, die meine eigene Abteilung betrafen, welche einen besonderen Briefkopf erhielt. Ich gab mein bisheriges Arbeitszimmer auf, das inmitten der anderen Büroräume lag und bezog das äußerste, abgelegene Zimmer. Obwohl ich von dieser Zeit an tunlichst vermied, die übrigen Geschäftsräume zu betreten, kam die Geschäftsleitung nach wie vor in meinem — bald wieder schön eingerichteten — Arbeitszimmer zusammen, und wir besprachen wie bisher, was im Interesse der Sache nötig war.

Ich ließ mich auf diese „Lösung“ ein, trotzdem ich völlig im klaren darüber war, was sie bedeutete. Furtwängler hatte alle seine Kräfte dafür eingesetzt, zu retten was zu retten war, und er verdiente, nicht im Stich gelassen zu werden. Es war leicht, von außen her zu kritisieren, und es schien mir damals wichtiger und mutiger, an Ort und Stelle Widerstand zu leisten und weiterzuarbeiten.

(1934)

Kapitel 16

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß alle diese Kämpfe, die man äußerlich und innerlich auszufechten hatte, an den Nerven zerrten. Anstatt sich mit vollen Kräften seinen Pflichten widmen zu können, mußte man sich täglich mit persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten auseinandersetzen.

Zu Beginn des Frühjahres 1934 fuhr ich nach Paris, um einige Tage vor dem Orchester dort zu sein. Um diese Zeit war die Verschiedenheit der Atmosphäre in Deutschland und im Ausland bereits unmittelbar nach dem Überschreiten der Grenze fühlbar. Man atmete auf wie in einer Brise frischer Luft.

Damals war Barthou französischer Außenminister. Ich hatte ihn verschiedentlich früher getroffen, und er hatte sich mit mir unterhalten. Er war ein hochkultivierter Mann und besaß eine herrliche Bibliothek. Er liebte Musik und hatte das Vorwort zu einem Buch über Hector Berlioz sowie ein Buch über Wagner geschrieben, zu dessen begeisterten Anhängern er zählte. In Bayreuth war er eine wohlbekannte Erscheinung. Er nahm lebhaftes Interesse an Kunst und Künstlern, und bei einem vorherigen Zusammentreffen hatte er sich sehr eingehend nach meiner Arbeit erkundigt. Damals hatte er mich aufgefordert, ihn doch zu besuchen, wenn ich wieder in Paris wäre.

Als ich nun erschöpft und niedergeschlagen in Paris ankam, sehnte ich mich nach einer verständnisvollen Seele, und obwohl ich viele alte Freunde dort hatte, war in mir der Wunsch, gerade Barthou zu sehen, am stärksten. Ich sandte ihm daher ein „petit bleu“ nach dem Quai d'Orsay. Noch an demselben Morgen rief er mich an und fragte, ob ich gleich zu ihm kommen wolle. Da saß er in seinem prunkvollen Arbeitsraum, ein kleiner Mann mit typisch französischem Gesicht, dessen Anziehendstes seine Augen waren, die Humor, Klugheit und Güte ausstrahlten. Er empfing mich voll Wärme und Anteilnahme und fragte mich nach allerhand Dingen, auch nach meinem eigenen Schick-

(1934)

sal. Ich versuchte, ihm zu beschreiben, wie Furtwängler kämpfte, um die alte Tradition aufrechtzuerhalten. Er mochte wohl fühlen, wie erregt und aufgewühlt ich war, denn er fragte: „Est-ce qu'on vous persécute?“ Nie werde ich sein feines Verständnis, sein Mitgefühl und seinen Takt vergessen. Er vermied, irgend etwas gegen Deutschland zu sagen, gerade so, wie ich ihm gegenüber nie geklagt hätte, aber in seiner Art zu fragen lag wirkliches Verständnis für unsere Sorgen, das mich aufs tiefste berührte. Er sagte mir dann, er sei der erste gewesen, der Karten für unsere Konzerte bestellt habe, er würde beide Aufführungen besuchen und hoffe, daß wir uns noch einmal treffen würden.

Inzwischen ging ich in Paris meine gewohnten Wege. Die Spaltung zwischen den ausgewanderten und den im Reich verbliebenen Deutschen war damals schon tief. Die ersteren sahen in meiner Arbeit für Furtwängler und die Philharmoniker eine Art Verrat. Nachdem ich einige Tage in Paris war, erschien im „Pariser Tageblatt“, der Zeitung der Emigration, ein Artikel, worin ich als „Hitlerjüdin“ angegriffen wurde. Obwohl ich mir immer klar war, daß es nur darauf ankommt, vor sich selber ein reines Gewissen zu haben, regte mich dieser Angriff sehr auf. In der Heimat war das Leben ein dauernder Kampf geworden, nun hatte man auch in der Welt draußen Feindseligkeiten zu begegnen.

Als ich den deutschen Botschafter, Dr. Koester, den Nachfolger Hoeschs, besuchte, der als Nicht-Nazi und äußerst unabhängiger Mann bekannt war, schüttete ich ihm mein Herz aus. Er blieb ganz ruhig und sagte: „Erst wollen wir mal Tee trinken.“ Er bereitete selbst den Tee, holte aus einem Schrank ein Glas englischer Orangenmarmelade und fing dann an, mir zuzusprechen. „Sie brauchen sich gar nicht so aufzuregen“, sagte er, „haben Sie die Rückseite dieser Zeitung gelesen?“ Da stand ein scharfer Angriff auf die Person des deutschen Botschafters. Ich bemerkte schüchtern, daß der deutsche Botschafter es dennoch leichter hätte als ich. Er war aber nicht davon zu überzeugen.

Die Pariser Konzerte verliefen in alter Weise. Der Präsi-

(1934)

dent der Republik war anwesend und empfing Furtwängler in der Pause. Wir waren viel eingeladen und trafen die Komponisten Milhaud, Honegger, Roussel, den Bayreuther Freund Guy de Pourtalès und andere. Barthou, den ich inzwischen noch einmal gesehen hatte, kam zum ersten Konzert. In der Pause ging er mit mir im Foyer auf und ab. Es war am Vorabend seiner bedeutsamen Reise nach Polen, und für die Menge Journalisten — Franzosen und Ausländer, nicht zuletzt für die zahlreich erschienenen deutschen Pressevertreter — war seine Anwesenheit gerade bei diesem Konzert eine Sensation. Barthou begab sich dann hinter die Bühne und unterhielt sich eine Zeitlang mit Furtwängler. Obwohl die Luft mit Spannung geladen war, endeten die Konzerte mit demonstrativem Erfolg, der alle politischen Gegensätze überbrückte und allein der hervorragenden Leistung der Musiker und ihres Dirigenten galt. Als Barthou sich nach dem Konzert von mir verabschiedete, nahm er meine beiden Hände in die seinen und fragte: „Etes-vous heureuse?“

Nur einmal noch habe ich ihn danach wiedergesehen, es war Ende Mai 1934 in einem Toscanini-Konzert. Am 13. Oktober 1934 wurde er in Marseille durch kroatische Terroristen ermordet.

Die Konzertreisen der Philharmoniker wurden stets ein Jahr im voraus festgelegt, um alles möglichst praktisch einzurichten. Mitte Februar 1934, als die kommende Frühjahrsreise bereits bis ins letzte Detail festlag, rief mich eines Abends spät der italienische Botschafter Cerruti an und sagte, er sei beauftragt worden, die Philharmoniker mit Furtwängler für das kommende Frühjahr nach Italien einzuladen. Ich erklärte ihm, daß diese Anfrage viel zu spät käme; doch auf sein dringendes Bitten versprach ich ihm schließlich, zu versuchen, ob sich die bereits verabredete Tournee ohne zu große Unkosten umlegen ließe. Gleichzeitig aber erklärte ich, daß ich, falls der Besuch in letzter Minute zustande komme, einen Empfang von Furtwängler durch Mussolini erwarte.

(1934)

Ich tat das Meine, Cerruti das Seine, und die Italienreise wurde an die französischen Konzerte angeschlossen. In Paris erhielt ich ein Telegramm, daß „il Capo del Governo“ Furtwängler am freien Tag zwischen den beiden Konzerten um fünf Uhr im Palazzo Venezia erwartete. Dieses Telegramm hätte mich damals beinahe meinen Kopf gekostet — doch davon später.

Während das Orchester in Etappen nach dem Süden fuhr, reiste ich direkt von Paris nach Rom. Bald bemerkte ich, daß — in starkem Gegensatz zu früher — die Stimmung den Philharmonikern gegenüber eine ausgesprochen feindliche war. Der Vorverkauf war schlecht, alles machte Schwierigkeiten, nichts war wie früher. Kurz nach meiner Ankunft erhielt ich eine Mitteilung von Graf Ciano, daß er mich im Palazzo Chigi erwarte. Ich begab mich dorthin, und nachdem ich durch ungezählte prunkhafte Vorräume mit noch prunkhafter livrierten Dienern geführt worden war, befand ich mich in Gegenwart des eleganten Schwiegersohnes des Duce. Er fragte mich, ob ich Zeit habe, mich um etwas anderes als um unsere Konzerte zu kümmern, und als ich selbstredend bejahte, gab er Anweisung, daß mir in den Ämtern des „Fascio“ deren Bearbeitung von Kunstfragen erklärt werden sollte.

Inzwischen war das Orchester eingetroffen, und im Augusteo fand eine Sitzprobe statt, bei der sich seltsame Dinge ereigneten. Österreichische Journalisten, von denen wohl nur wenige den Hitlerschen Anforderungen in bezug auf Rassenreinheit genügt haben würden, erschienen zahlreich auf dieser Probe und machten sich sehr bemerkbar. Die Österreicher fühlten sich damals sicher im Schutze des Duce, und die starke Nazifeindlichkeit des damaligen Italien kam ihnen sehr zustatten. Plötzlich tauchte in dieser Probe die Idee auf, daß man das Horst Wessel-Lied parat haben müsse, falls die „Giovinezza“ gespielt werden sollte. Während die Nazi-Journalisten passiv — aber wohl mit gespitzten Ohren — dabei saßen, erbot sich ein übereifriger österreichischer Reporter, die Noten von der Partei zu be-

(1934)

schaffen — als ob er mit den Nazis auf intimstem Fuße stände. Alle diese paradoxen Vorgänge waren im damaligen Italien noch möglich, noch war es kein Vasallenstaat von Nazi-Deutschland.

Es war uns nicht mitgeteilt worden, ob ein Mitglied der italienischen Regierung dem ersten Konzert beiwohnen würde. Furtwängler, der stets dagegen war, das Spielen von Nationalhymnen mit rein künstlerischen Angelegenheiten zu verbinden — besonders wenn sie solche musikalische Monstrositäten wie das Horst-Wessel-Lied waren — begann seine Haydn-Symphonie zu dirigieren. Kaum hatte er angefangen — ich saß auf einer Pauke hinter dem Podium — als sich mir einer der faschistischen Geheimpolizisten näherte und mir wütend erklärte, daß Regierungsmitglieder erwartet würden und Furtwängler unterbrochen werden müßte, um die „G i o v i n e z z a“ zu spielen. Der Mann war ganz rabiāt, und ich sagte mir sofort: „Wenn ich nicht ganz geschickt in dieser Sache vorgehe, haben wir einen zweiten Fall Toscanini!“ Bekanntlich hat Toscanini nie mehr in Italien dirigiert, seitdem angesichts seiner Weigerung, inmitten eines Konzertes in Bologna die „G i o v i n e z z a“ zu spielen, die Faschisten handgreiflich geworden waren. Ich sagte daher vorsichtig: „Man hat Dr. Furtwängler ausdrücklich mitgeteilt, daß das Spielen von Nationalhymnen im heutigen Konzert nicht erwartet wird. Glauben Sie nicht, daß der Duce, der so musikalisch ist, es sehr mißbilligen würde, wenn man Furtwängler inmitten einer Symphonie unterbräche?“ Dies hatte den gewünschten Erfolg. Mit der Zusicherung, daß wir in dieser Frage bezüglich des zweiten Konzertes rechtzeitig informiert würden, zog sich der Mann zurück, und ich atmete auf.

Das erste Konzert war halbleer. Der oberste Rang des Augusteo, der sonst voll von Geistlichkeit war, zeigte ganze Reihen unbesetzter Plätze an Stelle des gewohnten male-
rischen Bildes — ohne Zweifel ein offizieller Protest des Klerus. Nur ganz wenige Erst-Rang-Logen waren besetzt. Der künstlerische Erfolg des Konzertes war groß, aber noch

(1934)

nie hatte das Orchester eine solche Situation erlebt. Am nächsten Tag rief ich daher Ciano an und fragte ganz direkt: „Was hat es für einen Sinn, dieses Orchester für teures Geld nach Rom einzuladen, wenn die Konzerte boykottiert werden?“ Er wich der Frage vorsichtig aus mit der Mitteilung, daß Mussolini dem zweiten Abend beiwohnen würde. — Am freien Tag zwischen den zwei Konzerten wurde Furtwängler vom Duce empfangen, der ihm schlauerweise die Worte: „Morgen komme ich in Ihr Konzert!“ entgegenrief. Er fragte dann: „Was halten Sie von Adolf Hitler?“ Der weitere Verlauf des Gespräches bleibt besser unberichtet.

Das zweite Konzert war ausverkauft. Mussolini saß mit seiner Lieblingstochter Edda in der ersten Loge nächst dem Podium, sein energisches und brutales Gesicht fasziniert dem Orchester zugewendet. Seine Liebe zur Musik war bekannt. Lange vor Anfang des Konzertes war das Haus voller Geheimpolizisten, und nur mit Mühe und Not wurde mir gestattet, noch einmal an die Kasse hinunterzugehen, nachdem ich schon den Konzertsaal betreten hatte.

Furtwängler erhielt einen hohen italienischen Orden. Als Künstler hätte er nicht mehr geehrt werden können. Für den Abend des konzertfreien Tages hatte Prinz Ludovisi, der damalige Gouverneur von Rom, ihm seine Loge im Teatro Reale zur Verfügung gestellt. Wir gingen mit Curtius, dem bekannten Archäologen und alten Freund Furtwänglers, hin und verbrachten einen interessanten Abend in Roms berühmtem Opernhaus. Wir waren nur mit größter Schwierigkeit hereingelassen worden, da Curtius und Furtwängler nach einem Wandertag im „alten Rom“ nicht im Abendanzug waren.

Oft sind diejenigen Anhänger einer politischen Bewegung, die am weitesten vom Aktionszentrum entfernt leben, die fanatischsten; einen Beweis dafür lieferten die deutschen Nazis in Rom. Wir hörten später, daß Major Wirth, der Leiter der Ortsgruppe Rom, empört über die Tatsache, daß das Orchester nicht „gleichgeschaltet“ war, einen höchst in-

(1934)

dignierten Bericht an die deutsche Parteileitung gesandt hatte, worin er seine Mißbilligung über die nichtarischen Mitglieder des Orchesters aussprach. Sein Bericht war natürlich in der Absicht verfaßt, die oberen Parteistellen gegen Furtwängler und die Philharmoniker aufzuhetzen. Der deutsche Botschafter von Hassell hingegen betonte in seinem Bericht die Bedeutung des rein künstlerischen Erfolges angesichts der offensichtlichen Nazifeindlichkeit der Italiener. Herr von Hassell und seine Frau, eine Tochter des Admirals von Tirpitz, waren besonders feine Menschen aus der Welt vor Hitler. Hassell wurde 1938 zur Zeit der österreichischen Krise abberufen und ist nach dem verunglückten Anschlag auf das Leben Hitlers am 20. Juli 1944 durch den Strang hingerichtet worden.

Während ich mich in Rom meinen verschiedenen Pflichten widmete, zog sich über meinem ahnungslosen Haupte aus den immer drohenden Wolken ein besonders schlimmes Gewitter zusammen. Mitten in der Nacht weckte mich ein telefonischer Anruf aus Berlin: Ich solle mich so unauffällig wie nur möglich verhalten, das Weitere würde ich nach meiner Rückkehr erfahren.

Nur wer es selbst erlebt hat, was es bedeutet, von der Unberechenbarkeit solcher Leute abhängig zu sein und unter dem ständigen Druck der Unsicherheit zu leben, kann verstehen, daß die Tortur der Ungewißheit, genährt durch geheimnisvolle Telefonanrufe, verschleierte Anspielungen und geflüsterte Ratschläge, unter Umständen noch schwerer zu ertragen ist als offen mitgeteilte Tatsachen. Ich mußte also warten, bis ich in Berlin zurück war, um den Schleier zu lüften, der das Geheimnis barg.

Von Rom fuhren wir nach Florenz, wo zwei Konzerte stattfanden. Wir verbrachten einen Mittag bei der betagten Gräfin Gravina. Sie sprach ihren glühenden Wunsch aus, eine Versöhnung zwischen Toscanini, den sie über alles verehrte, und Mussolini herbeizuführen und den Maestro seiner Heimat und deren berühmtem Opernhaus in Mailand zurückzugewinnen.

(1934)

Seit 1924, als Furtwängler und die Berliner Philharmoniker zum erstenmal in der Schweiz zusammen konzertierten, hatten sie dort ihre treue Gemeinde. Das Zürcher Konzert, welches denen in Florenz und Mailand folgte, war ausgezeichnet und der Saal übervoll. Die Stadt Zürich gab einen Empfang für Furtwängler und Richard Strauß, der sich gerade dort aufhielt, um einige seiner Opern zu dirigieren. Wir wohnten in dem bekannten und so auf das Wohl seiner Gäste bedachten Hotel Baur au Lac.

Jedesmal wurde das Zurückkommen nach Berlin schwerer. Ich stieg aus dem Zug voller dunkler Ahnungen, was wohl hinter der mysteriösen Anweisung, die ich in Rom erhalten hatte, stecken würde. Folgendes wurde mir eröffnet:

Die Tatsache, daß ich die Zusammenkunft Furtwängler-Mussolini zustande gebracht hatte, nur mit Hilfe des italienischen Botschafters und ohne Zuhilfenahme der deutschen Botschaft oder gar der Nazibehörden, war ein „Staatsverbrechen“. Goebbels soll, empört über mein eigenmächtiges Vorgehen, bei Hitler meine sofortige Entlassung beantragt haben.

Hitler hatte Furtwängler zugesagt, daß mir nichts geschehen und daß ich offiziell und formell auf meinem Posten belassen würde. Aber was bedeutete den Nazis ein Versprechen? Sie kannten genug Schliche, um sich einer unbequemen Person in jedem Fall zu entledigen. Während ich ahnungslos in Italien meiner Wege ging, war mein Kopf in Berlin schon gefallen. Und es wäre auch dabei geblieben, wenn Göring nicht eingegriffen hätte. Tietjen hatte in seiner Stellung als Leiter der preußischen Staatstheater sofort von der ganzen Sache Kenntnis erhalten, als sie passiert war. Er wußte immer genau, wie eine Angelegenheit zu bewerten war, je nachdem, wie gerade das Gleichgewicht der Macht unter den Naziführern schwankte. Er befürchtete die Wirkung von Goebbels' Vorgehen auf den sensiblen Furtwängler, der für die Staatsoper so unentbehrlich war. Er

(1934)

informierte daher sofort Göring. Dieser lieh ihm wie stets ein williges Ohr und ging zu Hitler. Wer weiß, was er seinem Führer erzählt hat — aber angeblich hat Hitler den Staatssekretär Funk im Propagandaministerium, der zu diesem Zeitpunkt die philharmonischen Belange unter sich hatte, sofort angerufen und ihm befohlen, die Aktion gegen mich einzustellen. Noch war mir eine Atempause gewährt. Es sollte aber nicht für lange sein.

Die zwei Wochen in Deutschland vor dem Pariser Operngastspiel vergingen schnell. Furtwängler dirigierte einige Staatsopernaufführungen, hatte viel Arbeit und viel Verdruß. Auch mein Fall kam erneut zur Sprache. Wieder kämpfte Furtwängler mit Hitler und den andern Reichsministern, und wieder wurde für den Moment alles geregelt. So konnte ich ohne weitere Schwierigkeiten nach Paris abfahren, wo die traditionellen Wagnerfestspiele (diesmal „Meistersinger“ und „Tristan“) unter Furtwängler stattfanden.

Zu dieser Zeit waren „arische“ deutsche Künstler noch frei, im Ausland nach Belieben aufzutreten. Allmählich aber wurde dieser Betätigung ihre Grenzen gesetzt. Die Auslandsabteilung der Musikkammer mußte von jedem Auslandsengagement benachrichtigt werden, und ihre Zustimmung zur Annahme war erforderlich. Ausreisebewilligung wurde in einem Falle erteilt, in anderen Fällen willkürlich verweigert. Auf diese Weise konnten die Nazis ihre eigenen Leute vorschieben und andere an der Ausübung ihrer Tätigkeit beliebig hindern. Langsam begannen sie zu kontrollieren, in welcher Besetzung zum Beispiel ausländische Opernfestspiele geplant waren, und Sänger, die gänzlich von ihrer Beschäftigung an deutschen Bühnen abhängig waren, bekamen Angst, Auslandsengagements anzunehmen, bei denen Juden oder andere „Untragbare“ mitwirkten, wie zum Beispiel in Salzburg vor dem Anschluß, zur Zeit, als Toscanini und Bruno Walter dort dirigierten. Mehr und mehr begann Nazi-Deutschland auf alles, was in seine Reichweite kam, einen Druck auszuüben. Dies ging so weit, daß

(1934)

1938, sofort nach dem Anschluß, die italienische Regierung gezwungen wurde, die Verträge mit Bruno Walter und mit dem früheren Oberregisseur der Wiener Staatsoper, Lothar Wallerstein (später an der Metropolitan Opera, New York), die beide für den Maggio Musicale in Florenz verpflichtet gewesen waren, zu lösen. Sogar der „Arier“ Carl Ebert, der vorzügliche Regisseur, der Deutschland sofort nach Hitlers Machtergreifung verlassen hatte und damals viel an italienischen Opernhäusern arbeitete, wurde dahingehend informiert, daß seine Dienste in Italien nicht weiter benötigt würden.

Wo es nur möglich war, in Holland, Belgien und der Schweiz, wurde der gleiche Einfluß geltend gemacht. Die dem Propagandaministerium unterstellte staatliche Bühnenagentur kontrollierte die meisten Auslandsverträge. Wenn ihr daran gelegen war, einen Sänger bei einer Auslandsveranstaltung zu placieren, wurde er gezwungen, nur einen Teil seines Honorars in Devisen zu verlangen, während sie selbst ausgleichend einsprang und den Rest des Honorars in Mark auszahlte. Die meisten Opernhäuser begrüßen nur zu gern jede finanzielle Entlastung, und auf diese Weise konnten die Nazis ihre Kulturpolitik bei manchen ausländischen Veranstaltungen durchsetzen.

Jedoch nicht alle Bühnen des Auslandes ließen sich darauf ein, mit den Kunstbehörden der Nazis zu paktieren. Weder die Pariser Oper noch Covent Garden nahmen die geringste Notiz davon. Sir Thomas Beecham, dem es nur darauf ankam, für seine Internationale Opern-Season die besten Stimmen zu finden, engagierte seine Kräfte, wie es ihm paßte. Hätten sich alle, die damals im Ausland an der Spitze von Opernhäusern standen, ebenso verhalten, so hätten die Nazis ihre Kunstpolitik keinesfalls so weit treiben können.

Von Paris aus fuhr ich in geschäftlichen Angelegenheiten auf einige Tage nach London. Bei dieser Gelegenheit war ich zum erstenmal in Covent Garden. Sir Thomas Beecham, die Seele dieses berühmten Opernhauses und der trieb-

(1934)

kräftige Dynamo im Londoner Kunstleben, lud mich zu einer Probe ein und nachher zum Lunch zu Boulestins. Er fragte mich besorgt, wie es uns unter den Nazis erginge — aber da seine Fragen in einem Gemisch von Bosheit und Witz gestellt wurden, lösten sie nicht die hoffnungslose Verzweiflung aus, die mich bei meiner Unterhaltung mit Barthou über das gleiche Problem überkommen hatte. Sir Thomas wiederholte, was er schon in Berlin gesagt hatte: „Wenn Sie Schwierigkeiten mit Hitler haben, kommen Sie einfach zu mir.“ Vielleicht meinte er es gar nicht so ernst, aber es tat so wohl! Er schlug vor, daß Furtwängler in der Saison 1935 einige Opern in Covent Garden dirigieren solle, und ich trat meine Rückreise nach Berlin an, voller Pläne für das kommende Jahr.

Kapitel 17

Am 11. Juli war ich in Berlin zurück. Ohne es näher definieren zu können, fühlte man überall etwas Unheimliches in der Luft. Die ständigen Kämpfe um die Macht zwischen den verschiedenen Richtungen innerhalb der Regierung wirkten sich auch auf unserm Arbeitsgebiet aus.

Die Engagements der Philharmoniker mit Furtwängler für 1935 waren wie üblich abgeschlossen worden. Da die Nazis — bis jetzt — sich in meine Auslandsarbeit nicht eingemischt hatten, war es mir möglich gewesen, meine Verhandlungen in alter Weise durchzuführen. Indessen bemerkte ich nach meiner Rückkehr aus dem Ausland, daß sich der neue, vom Propagandaministerium angeblich zur Verbesserung unserer Buchführung eingesetzte Delegierte in die Leitung unserer Tournen einzuschalten suchte. Die Musikabteilung der Reichskulturkammer, mit der die Leitung der Reichsmusikerschaft verbunden war, zielte darauf hin, sich zu der Staatskonzertagentur zu entwickeln und sämtliche Engagements durch Monopol zu beherrschen.

(1934)

Dadurch wäre natürlich jeder freie Wettbewerb, die Grundlage für jedes Gebiet des Kulturlebens, unterbunden worden.

Geschäftsverbindung mit Emigranten im Ausland war innerhalb Deutschlands nicht nur den Behörden, sondern auch sonst strengstens untersagt, und ungezählte Leute gerieten in Schwierigkeiten, wenn es entdeckt wurde, daß sie solche Beziehung unterhielten. Aber die Leitung der Musikabteilung war zynisch genug, sich selbst der ausgewanderten jüdischen Konzertagenten zu bedienen; diese hatten ihr die Auslandsverbindungen zu schaffen, die sie allein nicht imstande gewesen wäre, herzustellen. Trotzdem hörte Berlin schnell auf, ein Mittelpunkt internationalen Kunstlebens zu sein.

Innerhalb Deutschlands war ich damals wohl die einzige Person auf meinem Gebiet, die auch im Ausland Bescheid wußte. Und so kam es, daß ich sowohl der Musikabteilung der Reichsmusikkammer als auch den Emigranten, die eine Monopolvertretung der Musikabteilung im Ausland anstrebten, verhaßt war.

Um diese Zeit erhielt Furtwängler zum erstenmal die Einladung, auf dem Nürnberger Parteitag zu dirigieren. Wie bei den Nazis üblich, wurde diese „Einladung“ begleitet von der Mitteilung, daß sie auf Wunsch des Führers erfolge. Furtwängler war sich sofort klar, daß es das Ende seiner Laufbahn als freier Künstler bedeuten müßte, wenn er einmal anfinge, seine Kunst bei rein politischen Kundgebungen zur Verfügung zu stellen.

Das Durchhalten dieses Standpunktes wurde ihm aber erschwert durch die Haltung einflußreicher Ausländer, die Ereignisse wie die des 30. Juni und ähnliche Geschehnisse geflissentlich übersahen, wenn es ihnen paßte. Sie stützten das Selbstgefühl der Nazis und nahmen damit den Deutschen, die sich auflehnen wollten, den Wind aus den Segeln. Solange prominente Ausländer Einladungen nach Nürnberg und zu andern Nazifestlichkeiten annahmen, konnten die Nazis sich darauf berufen, daß das Ausland ja gar keinen

(1934)

Anstoß nehme an dem, was eine immerhin große Schicht innerhalb des Reiches zu bekämpfen bereit war.

Noch war damals nicht alles so definitiv festgefahren, und man konnte sich hin und wieder über Streitpunkte verständigen. So fand auch Furtwängler Mittel und Wege, Hitler seine Ansicht über das Dirigieren auf dem Parteitag wissen zu lassen. Hitler erklärte, daß er von der Einladung an Furtwängler nach Nürnberg überhaupt nichts gewußt habe und daß er mit dessen Stellungnahme einverstanden sei.

Dies war aber keineswegs unser einziges Problem. Das Interesse aller Beteiligten konzentrierte sich damals auf Hindemiths neue Oper „*Mathis der Maler*“. Hindemith hatte selbst den sehr schönen und ergreifenden Text zu diesem Werk geschrieben, das sich mit dem großen deutschen Maler Mathias Grünewald befaßt. Furtwängler hatte das Werk eingesehen und sich sofort entschlossen, es für die Berliner Staatsoper für das kommende Jahr anzunehmen. Alle großen deutschen sowie ausländischen Opernhäuser hatten sich um die Aufführungsrechte nach der Berliner Welturaufführung beworben.

Hindemith war die Hoffnung der jungen deutschen Musikgeneration. Sein Lehrbuch „*Unterweisung im Tonsatz*“, welches zum Beispiel von dem Engländer Sir Francis Tovey als der seit einem Jahrhundert wichtigste Beitrag zur Musiktheorie begrüßt wurde, hatte einen großen Eindruck gemacht. Hindemith war ein unkomplizierter und hochbegabter Mensch, immer gerade heraus. Die Angriffe, mit denen ihn die Nazis überhäuften, vermochten ihn nie aus seiner Ruhe zu bringen. Seit vielen Jahren war er die Seele der großen Musikfeste der Internationalen Gesellschaft für neue Musik und vieler anderer Veranstaltungen zur Pflege moderner Musik in Europa. Er war nicht nur Komponist und Lehrer, er war als Bratschenspieler auch ein großer Solist und Kammermusiker.

(1934)

Das einzige Werk Hindemiths, das Hitler gehört hatte, war dessen Oper „Neues vom Tage“, in welcher eine nackte Frau in ihrem Bad auf der Bühne zu sehen ist. An dieser nackten Frau nahm Hitler Anstoß, und seither hatte er ein unüberwindliches Vorurteil gegen Hindemith, das von seinem musikalischen Berater und Hofnarren Hanfstaengl immer weiter genährt wurde.

Als nun Furtwängler seinen Spielplan 1934/35 für die Staatsoper vorlegte, wurde ihm zu seinem Erstaunen eröffnet, daß die Oper „Mathis der Maler“ nicht zur Aufführung gelangen könne, ehe Göring die Einwilligung des Führers erhalten habe. Vor Hitlers Entscheidung könne die Aufführung der Oper im Reich nicht freigegeben werden.

Furtwängler nahm diesen Vorfall zum Anlaß einer erneuten prinzipiellen Auseinandersetzung über das Thema Musik und Politik, ungeachtet der Folgen, die sich für ihn daraus ergaben.

Während das Reich sich in einem Stadium der Gärung zu befinden schien, wurde auch in Berlin aus vielen Gründen mehr und mehr gegen die Nazis gemurrt. Vieles stand auf dem Spiel, inner- und außenpolitisch. Hitler fuhr nach Venedig zu seiner ersten Begegnung mit Mussolini. Er war unter anderen begleitet vom Außenminister von Neurath und den Cerrutis. Nach allem, was über dieses Zusammentreffen verlautete, waren die beiden Machthaber bei dieser Gelegenheit durchaus nicht ein Herz und eine Seele. Mussolini, noch im machtvollen Aufstieg begriffen, war gelangweilt und irritiert durch die endlosen Reden seines Bruder-Diktators. — Am Tage, an dem die Cerrutis zurückkamen, war ich allein zum Mittagessen bei ihnen in der italienischen Botschaft und erzählte ihnen alle die Geschichten, die ich über den Besuch in Venedig gehört hatte. Natürlich kann ein Botschafter in solchem Falle nur schweigen, und die Cerrutis waren viel zu korrekt, um eine Ausnahme zu machen. Es war aber nicht schwer, herauszufühlen, daß ihre Aufgabe keine leichte gewesen war. Interessant war es,

(1934)

von der Botschafterin die Legende von Hitlers leidenschaftlichem Interesse für Architektur bestätigt zu hören. Sie war mit ihm den Canale Grande hinuntergefahren, und er hatte sie durch genaue Kenntnis der Geschichte eines jeden Palazzo überrascht.

Inzwischen war der unheimliche Frühsommer 1934 herangekommen. Der 30. Juni jenes Jahres ist oft beschrieben worden. Es war ein Samstag. Wie oft nach Büroschluß ging ich zum Mittagessen zu einem Freund, der Ecke Hohenzollern- und Tiergartenstraße wohnte. Merkwürdigerweise fand ich die Tiergartenstraße in Richtung Brandenburger Tor abgesperrt. Röhm's Haus lag nahe bei, in der Matthäikirchstraße. Auffallend war, daß nirgends SA.-Leute zu sehen waren, nur die „grüne“ Schutzpolizei, die der Berliner „Schupo“ zu nennen pflegte, war unterwegs. War dies ein Putsch gegen Hitler? Schnell und voller Hoffnung fuhren wir auf vielen Umwegen nach der Wilhelmstraße, um zu sehen, ob dort etwas los sei. Aber alles war ruhig, und es schien kein Grund zur Vermutung, daß irgend etwas Ungewöhnliches im Gange sei. Wir gingen zurück zur Hohenzollernstraße und hörten dort die am Radio in regelmäßigen Abständen wiederholte Darstellung der grauenhaften Ereignisse, die sich am frühen Morgen in Wiessee abgespielt hatten. Schon schwirrten Gerüchte durch Berlin, und bald sickerte durch, daß die ganze Familie von Papen ihr Haus nicht verlassen dürfte, während Jung und von Bose, Papens intime Mitarbeiter, bereits erschossen seien. Das Schicksal des Generals von Schleicher und seiner Familie ist der Welt bekannt. Ein Dokument, in welchem Schleichers Haushälterin genau beschreibt, was sich bei seiner Ermordung in seinem Hause zugetragen hat, befindet sich in England.

Eine große Unruhe hatte Berlin erfaßt. Am Abend hielt ich es nicht länger zu Hause aus, die Ungewißheit drohte einen zu ersticken. Ich ging das Lützowufer entlang unter den schönen alten Kastanienbäumen und stieß dort auf den

(1934)

italienischen Botschafter, der allein, in tiefen Gedanken, des Weges kam. Ihn hatte wohl die gleiche Unruhe auf die Straße getrieben. Er hatte auch keine offizielle Information, aber er hatte gehört, daß angeblich im Haus des SA-Führers Röhm — der mittlerweile erschossen war — ein ausführlicher Plan zum Sturz von Hitlers Regime gefunden worden war. Der Plan sollte genaue Angaben enthalten haben, welcher Naziführer in diesem Falle sofort umgebracht und wer gefangengesetzt werden sollte. Wer kann heute sagen, ob ein solches Dokument wirklich existiert hat oder ob ein solches je gefunden worden ist? Jedenfalls war die Atmosphäre unheimlich, und Gerüchte schossen wie Giftpilze in die Höhe. Es hieß, daß man in Lichterfelde die ganze Nacht das Schreien derer, die dort haufenweise erschossen wurden, gehört habe. Immer mehr Menschen flohen aus der Hauptstadt.

„Unser“ Nazi im Philharmonischen Büro sagte erstaunlicherweise: „Dies ist der erste Nagel zu Hitlers Sarg.“ Man sollte es annehmen. Tausende von Menschen aller Kreise waren von den Greueln des 30. Juni betroffen, die Stimmung war furchtbar. Verzweiflung herrschte überall, besonders nach der zynischen Erklärung, die Hitler einige Tage später dem schnell einberufenen Reichstag gab: die Erklärung, daß er in einem Moment der höchsten Gefahr für die Nation während dieses einen Tages das Amt des höchsten Richters im Reich hätte ausüben müssen. Aber Deutschland und die Welt ließen alles geschehen.

Wieder einmal sah Hitler, wie weit er sich vorwagen konnte. Er spielte mit immer größeren Einsätzen.

Kapitel 18

Tagelang stand man unter dem Eindruck des blutigen 30. Juni. Die Staatsoper ging Anfang Juli in die Ferien; Furtwängler zog sich erschöpft aufs Land zurück. Der Blutdurst der Nazis schien noch nicht gestillt, und man hatte

(1934)

mir angedeutet, daß bei nächster Gelegenheit Furtwängler würde daran glauben müssen. Trotzdem er sich dazu verpflichtet fühlte, seine Heimat nicht zu verlassen, war er keineswegs ein Nazi. Furtwängler ist ein offener Mensch. Er war nicht gewohnt, seine Worte auf die Waagschale zu legen, wenn er erregt war. Er hatte sich eine private Telefonleitung zu mir legen lassen, die nicht über das Amt ging. Wenn er an seinem Schreibtisch den Hörer abnahm, klingelte es bei mir. Es war nicht anzunehmen, daß man eine solche Leitung abhören konnte. Im übrigen wäre es Furtwängler auch gleichgültig gewesen. Er hatte die Gewohnheit, mich abends, ehe er schlafen ging, anzurufen. Manchmal, um ihn aufzuheitern, erzählte ich ihm dann kleinen amüsanten Klatsch, manchmal besprach er Politisches. Am Abend des 30. Juni war er aufs höchste erregt und erklärte mir am Telefon, er wolle mit diesen Mördern nichts mehr zu tun haben. Eines der Hauptdruckmittel, die die Nazis später gegen ihn und gegen mich anwendeten, war die Behauptung, daß sie alle diese Gespräche auf Platten aufgenommen hätten. Wer würde es für möglich gehalten haben, daß so viel Wachs zu haben war! Entsprach die Behauptung den Tatsachen, dann war es allerdings nicht verwunderlich, daß Furtwängler bei der Partei auf der schwarzen Liste stand. Von mir ganz zu schweigen.

Ich verbrachte meine Ferien in der Schweiz, wo viele Einzelheiten über den 30. Juni bekannt waren, von denen man in Deutschland nichts wußte. Man kochte dort vor Empörung. Aber was half das alles? Dollfuß war ermordet worden — Hindenburg starb. Hitler wurde Staatsoberhaupt, und die Armee bestätigte seine „Wahl“. Eine große Begräbnisfeierlichkeit wurde in Tannenberg veranstaltet. Furtwängler sollte die Trauermusik dirigieren; er lehnte ab.

Trotz der beunruhigenden Gerüchte atmete man im Engadin erleichtert auf. Immer schon hatten viele Musiker an den Engadiner Seen gelebt; Furtwängler hatte, wie schon erwähnt, sein Haus bei St. Moritz, Bodanzky kam jedes

(1934)

Jahr von New York herüber. Auch Bruno Walter und Edwin Fischer waren regelmäßige Sommergäste. Der Pianist Wladimir Horowitz hatte ein Haus in Sils Maria gemietet, und seine zukünftige Frau, Toscaninis Tochter Wanda, und Gregor Piatigorsky waren seine Gäste. Serafin, der römische Dirigent, kam mit Commendatore Passigli, dem Leiter des „Maggio Musicale“, von Florenz. Letzterem lag viel daran, für seine nächsten Maifestspiele eine Aufführung der „Matthäuspassion“ unter Furtwängler zustande zu bringen, und so saßen wir viele Stunden am wundervollen St. Moritzer See und arbeiteten alle Einzelheiten dieses kostspieligen Planes aus.

Über den Salzburger Festspielen, an denen Toscanini in diesem Jahr zum erstenmal teilnahm, lag der Schatten der Ereignisse in Österreich. M. Rouché aus Paris, der für den Sommer ein großes Haus bei Salzburg gemietet und mich dorthin eingeladen hatte, änderte seine Pläne, nachdem die Eisenbahnbrücke bei Vöcklabruck in die Luft gesprengt worden war. Unsere jüdischen Konzertmeister verließen einer nach dem andern das Philharmonische Orchester. Mit dem Solocellisten Joseph Schuster stand ich in ständiger telefonischer Verbindung. Er hatte sich entschlossen, nach Amerika zu gehen, so schwer es ihm auch fiel. Seine Entscheidung erwies sich als richtig.

Ende August war ich zurück in Berlin. Inzwischen war die Umgestaltung des Orchesterbüros durchgeführt worden. Ich mußte mich zusammenreißen, um den neuen Verhältnissen ruhig zu begegnen. Tagelang saß Bruno Kittel, der ausgezeichnete Leiter des Kittelschen Chores, in meinem Büro, außer sich vor Freude über die bevorstehenden italienischen Konzerte. Er sagte mir, er sei in ständiger Verbindung mit der „Partei“, mit Heß und anderen Größen, daher könne er mir versichern, daß ich nichts zu fürchten hätte. Schwierigkeiten, die mir „kleine Leute“ gelegentlich bereiteten, sollten mich nicht aufregen. Später war Kittel einer der ersten, die auf Furtwänglers Trennung von mir bestanden, und als ich später mit Sir Thomas nach Deutsch-

(1934)

land zurückkam, sagte mir mein alter Freund, der originelle Orchesterdiener Jastrau, den ich nach Kittel fragte: „Du mein Gott, Herr Kittel! Der ruft schon Heil Hitler, bevor er zur Tür herein ist.“

Inzwischen hatte sich der Fall Hindemith zugespitzt. Der Komponist selber, als schöpferischer Mensch in seiner Arbeit verankert, lebte abseits aller Kontroversen. Für Furtwängler hingegen war die Entscheidung, ob ihm gestattet werden würde, Hindemiths Oper aufzuführen, nicht nur eine künstlerische Angelegenheit, sondern eine Vertrauens- und Prestigefrage. Wenn man ihm, dem Direktor des bedeutendsten Opernhauses Deutschlands, nicht die Freiheit ließ, über die Annahme eines Werkes zu entscheiden, so war das unvereinbar mit seinem Verantwortungsgefühl.

Während Furtwängler auf die Entscheidung über das Schicksal der Hindemith-Oper wartete, hatte er seinen Standpunkt in einem Schreiben an Göring eindringlich und ausführlich klargelegt, war jedoch lange ohne Antwort geblieben. Endlich schrieb Göring: Die Verantwortung trügen der nationale Staat und seine Führer, und Furtwängler würde gut daran tun, aus dem Fall Hindemith keine cause célèbre zu machen, wie auch immer die Entscheidung darüber ausfallen würde. Kurz darauf wurde ich von Görings Sekretariat angerufen und im „einfachen“ Stil des Dritten Reiches ersucht, dem „Herrn Staatsrat Furtwängler“ im Auftrag des „Herrn Ministerpräsidenten“ mitzuteilen, daß der „Herr Reichskanzler“ die Aufführung der Hindemith-Oper untersagt habe.

Ein Vorgefühl kommenden Unheils überkam mich, als ich den Hörer hinlegte, und ich konnte mich nicht gleich entschließen, Furtwängler die Botschaft weiterzugeben. Als ich es endlich — zwei Tage später — tat, erklärte er, er würde sofort die Leitung der Staatsoper niederlegen, wenn diese Entscheidung nicht rückgängig gemacht würde. Die Atmosphäre um uns wurde in diesen Wochen immer drückender.

(1934)

Eines frühen Morgens im September klingelte es an meiner Haustür. Es war eine Botschaft von Furtwängler: Ich solle sofort Berlin verlassen und nach Süddeutschland fahren. Ich solle mich so unauffällig wie möglich benehmen und im Falle einer weiteren Nachricht mich weiter weg, möglicherweise in den Schwarzwald begeben. Ich reiste sofort ab.

Was war geschehen? Später erfuhr ich, daß, während die maßgebenden Leute außer Reichweite, nämlich auf dem Nürnberger Parteitag waren, Furtwängler die Nachricht einer mich belastenden Anklage bekommen hatte, die gleichzeitig an Hitler, Göring und Goebbels gegangen war und meine sofortige Verhaftung forderte. Der Urheber war mein alter Feind Havemann, damals noch Leiter der Reichsmusikerschaft, und seine Eingabe hatte folgenden Wortlaut: „Dr. Geißmar sabotiert durch ihren Verkehr mit Juden und Emigranten im Ausland und durch ihre Verhandlungen mit dem Ausland den Aufbau des nationalen Staates, und es wird daher beantragt, sie in Schutzhaft zu nehmen.“

Um dieser Anschuldigung mehr Gewicht zu geben, hatte er einen mich anklagenden Brief aus dem Ausland beigelegt, der auf Papier mit dem Briefkopf einer ausländischen Konzertagentur geschrieben war, auf dem aber die Namen ihrer Direktoren nicht, wie meist üblich, aufgedruckt waren. Havemann hatte wohlweislich verschwiegen, daß diese Konzertagentur von deutschen Emigranten geleitet wurde, die bestrebt waren, sich mit den Nazis auf guten Fuß zu stellen, um sich an der Macht zu erhalten. Diese Firma hatte im Ausland verbreitet, daß nur die Reichsmusikkammer Solisten nach Deutschland engagieren könne und daß auch nur durch ihre — der Emigranten — Organisation außerhalb des Reiches Verträge mit Deutschland abgeschlossen werden könnten.

Furtwängler und ich waren im Ausland über dieses angebliche Monopol befragt worden und hatten der Wahrheit gemäß erklärt, daß es nicht existiere. Furtwängler selber

(1934)

hatte verschiedene Solisten bei unserm Aufenthalt im Ausland in alter Weise verpflichtet. Dies hatten die betreffenden Emigranten sofort ihrer Nazi-Geschäftsverbindung auf ihrem neuen Briefpapier mitgeteilt, und dieser ausländische Bericht wurde in Abschrift an die Führer des Reiches gesandt. Der sehr geschickt abgefaßte Brief aus anscheinend einwandfreier Quelle konnte seinen Eindruck nicht verfehlen. Erst viele Jahre später, als ich schon längst in britischen Diensten stand, wollte es der Zufall, daß mir das Originaldokument zu Gesicht kam.

Furtwängler war über den Vorfall maßlos erregt. Er telegraphierte an Hitler, Göring und Goebbels nach Nürnberg, daß er von dem Antrag, mich zu verhaften, Kenntnis erhalten habe. Er nehme alle Anschuldigungen gegen seine Sekretärin auf sich und ersuche um eine sofortige Unterredung, um den Vorfall aufzuklären. Lange ehe diese Unterredung zustande kam, war die Angelegenheit schon im Sande verlaufen. Die Behörden taten das Ihrige, um alles zu vertuschen, um so mehr, als sich gerade damals belastendes Material gegen Havemann unliebsam häufte.

Es schien, als ob mir noch einmal eine Frist vergönnt war. Bald darauf holte mich Furtwängler nach Berlin zurück. Schweren Herzens folgte ich seinem Ruf.

Kapitel 19

Die folgenden Wochen ließen sich zunächst nicht allzu schlecht an. Da ich oft auf Reisen war, hatte man meine Abwesenheit zu einer Zeit, als sowieso viele Menschen auf Ferien waren, nicht weiter bemerkt. Obwohl ich mich beschmutzt und gedemütigt fühlte, war ich zu dem Ergebnis gekommen, daß es falsch wäre, sich von irgendeiner Anschuldigung oder Diffamierung von seiten der Nazis beeindrucken zu lassen. Das einzig richtige war, seinen geraden Weg zu gehen, gleichgültig, was auch von außen an einen

(1934)

herankommen mochte. Nicht auf das, was wir erleben, kommt es an, sondern darauf, wie wir unser Schicksal tragen. In uns allein liegt die Entscheidung über das, was wir sind. Das ist leichter gesagt als durchgehalten. Aber es ist deshalb nicht weniger wahr, und diese Erkenntnis hat mir oft über schwere Stunden hinweggeholfen.

In jener Zeit fanden schöne Vorstellungen in der Staatsoper statt. Pfitzner dirigierte seine Oper „Palestrina“ und mehrere Konzerte. Eine Neuinszenierung und Neueinstudierung des „Rings“ kam unter Furtwänglers Leitung heraus. Die Bühnenbilder waren von Preetorius, Deutschlands großem Bühnenbildner, der damals fast ausschließlich für Bayreuth und die Berliner Staatsoper arbeitete. Die Regie lag in Tietjens bewährten Händen. Göring, der „Chef“ des Hauses, wohnte den Vorstellungen mit leidenschaftlichem Interesse bei, und einmal, während einer Probe zur „Walküre“, rannte er schnurstracks auf die Bühne, um dem Wotan (Bockelmann) zu zeigen, wie ein Speer gehandhabt werden müsse.

Generalintendant Tietjen hatte einen der schwierigsten Posten im damaligen Berlin inne. Er mußte dauernd in seinem Opernhaus das Gleichgewicht zwischen den politischen und künstlerischen Interessen halten. Allerdings hatte er eine besondere Technik, mit den Dingen fertig zu werden. Furtwängler und Tietjen hatten ihre gemeinsame Arbeit mit großer Begeisterung begonnen, aber die Verschiedenheit ihrer Temperamente bewirkte, daß allmählich in ihren Beziehungen eine gewisse Gespanntheit eintrat. Meine gute Freundschaft mit Tietjen kam der gemeinsamen Arbeit sehr zustatten. In meinen Nazisorgen war er mir eine starke Stütze, er machte mir Mut und riet mir zum Durchhalten. Jedoch war ich damals mehr und mehr geneigt, zurückzutreten, um Furtwängler und mir selbst weitere Kämpfe zu ersparen. Ein Vertrauensmann Görings erzählte diesem privatim meine Bedenken. Göring — so wurde mir mitgeteilt — erklärte, ich solle mich nicht sorgen, Furtwängler benötige mich, und dies allein sei aus-

(1934)

schlaggebend. Von Göring wurde ja auch berichtet, daß er gesagt habe: „Wer Jude ist, bestimme ich.“ Vielleicht hat er damals wirklich geglaubt, daß er die Macht dazu habe.

Die Entwicklung vollzog sich in einer Art Rhythmus, wie Ebbe und Flut. Es gab Zeiten, in denen alles sich zusehends radikalisierte, und dann war eine Zeitlang wieder Ruhe. In der zweiten Hälfte von 1934 wurden nicht nur Außenstehende angefeindet, auch innerhalb der Partei selbst herrschte eine dauernde Spannung. Emporkömmlinge aller Art kamen zur Macht, die sie manchmal schnell wieder einbüßten, und viele derjenigen, die im März 1933 überraschenderweise ein hohes Amt bekleidet hatten, waren bereits wieder in der Versenkung verschwunden. Doch war immer zu beobachten, daß, wenn vermeidbar, die Nazis nie einen ihrer „alten Kämpfer“ völlig fallen ließen. Wurde einer seines Postens enthoben, so tauchte er meist an anderer Stelle wieder auf.

In den Regierungsabteilungen, denen das Musikleben unterstellt war, befand sich alles noch im Flusse. Die dauernde Einführung neuer Gesetze und Vorschriften führte zu einer großen Konfusion innerhalb der Reichskulturkammer, besonders der Musikkammer, deren Präsident Richard Strauß war. Strauß selbst war meistens in Garmisch und schwer zu erreichen. Es erwies sich aber bald eine starke Hand notwendig, um das schwankende Schiff zu steuern. Denn jede der neuen Regelungen hatte Stöße von Briefen und Gesuchen zur Folge, von denen, die betroffen waren; denn sie alle hofften, irgendwie den Verordnungen entgehen zu können.

Das Durcheinander war unbeschreiblich. Machthunger, krasse Unkenntnis, Rivalität und Neid, alles wirkte durcheinander und bestimmte die Entscheidungen der Funktionäre. Strauß erledigte seine Obliegenheiten mit seiner bekannten wienerisch-bajuvarischen Leichtigkeit. Durch seine Librettisten, seinen Verleger und seine Schwiegertochter nach vielen Richtungen „jüdisch versippt“, schien

(1934)

er am allerwenigsten in der Lage, dem Wahnsinn des Rassenkriteriums zu steuern*.

Im Herbst 1934 war die Organisation der Reichskulturkammer, von der die Reichsmusikkammer eine Unterabteilung war, in vollem Gange. Keine noch so geringe Betätigung auf kulturellem Gebiet war dem Netz der Bürokratie entgangen. Jedes Mitglied — und damals mußte jeder (Arier oder Nichtarier), der sich kulturell betätigte, in den Listen der Kammer geführt werden — war verpflichtet, endlose Fragebogen auszufüllen, in denen vor allem die Abstammung (also vier Großelternanteile) anzugeben war.

Furtwängler war Vizepräsident der Musikkammer. Im Gegensatz zu dem sorglosen Strauß nahm er alles, was er tat, sehr genau. Er war meist „gegen alles“, was man ihm vorschlug, weil er es mit seinem Verantwortungsgefühl nicht vereinigen konnte. Das hatte zur Folge, daß ihm die Bürokratie verheimlichte, was sie nur konnte. Nur so war folgender, für die Situation typischer Vorfall möglich:

Furtwängler hatte selbst in Paris den französischen Pianisten Cortot für die Berliner Philharmonischen Konzerte 1934/35 engagiert, und alles war festgelegt worden. Plötzlich sagte Cortot ab. Denn mittlerweile hatte die Auslandsstelle der Musikkammer es für nötig befunden, von Ausländern das Ausfüllen des gleichen Fragebogens wie von den Deutschen zu verlangen und auch Cortot einen solchen Fragebogen zugesandt. Der französische Meisterpianist schrieb, sein Name und seine Leistung seien in der Welt bekannt. Wenn dies für Deutschland nicht genüge, zöge er es vor, wegzubleiben.

Furtwängler, obwohl Vizepräsident der Kammer, hatte nie von diesen Fragebogen für Ausländer Kenntnis erhalten und war mit Recht empört. Er erzwang sich sofort eine

* Eine Darstellung der Situation von Richard Strauß im Dritten Reich gibt Stefan Zweig, der Textdichter der „Schweigsamen Frau“, in seinem Erinnerungsbuch „Die Welt von gestern“ (Bermann-Fischer-Verlag).

Anmerkung des Verlegers.

(1934)

Unterredung mit Goebbels, der wie immer zu Furtwängler ins Gesicht charmant war und vorgab, in diesem Falle völlig mit ihm einig zu sein. Furtwängler kam befriedigt von dieser Unterredung zurück und erklärte, die Fragebogen für Ausländer würden abgeschafft. Die betreffende Stelle aber versandte ruhig weiter ihre Fragebogen. Denn kaum hatte Furtwängler Dr. Goebbels verlassen, als dieser die Anordnung traf, daß nur die in den großen Philharmonischen Konzerten mitwirkenden Ausländer keine Fragebogen auszufüllen brauchten; sonst bliebe alles wie zuvor.

Obwohl das Verbot der Hindemith-Oper nicht aufgehoben war, lag kein offizielles Veto gegen seine Konzertmusik vor. Hindemith hatte einen Teil seiner Oper „Mathis der Maler“ als Symphonie bearbeitet, und Furtwängler hatte diese Symphonie auf einem der Programme für die Berliner Philharmonischen Konzerte angesetzt, ohne daß von seiten der Behörden Einspruch erhoben wurde. Die Aufführung war von einem beispiellosen Erfolg begleitet (Oktober 1934), und das Publikum der Philharmonie tobte vor Begeisterung. Eine Reihe der Reichsminister und hoher Parteibeamten wohnten, wie immer, dem Konzert bei. Im Grund war der ernste Charakter dieses Stückes gar nicht dazu angetan, einen frenetischen Beifallssturm auszulösen, doch die deutschen Musikfreunde nahmen die Gelegenheit wahr, ihre Gesinnung zu demonstrieren. Das neue Werk wurde in der Welpresse besprochen, und viele Konzertgesellschaften kündigten seine Aufführung auf ihren Programmen an.

Hindemith mußte diesen Erfolg teuer bezahlen; dauernd wurde er in der Nazipresse angegriffen, die sich von der Regierung darin gestützt fühlte. Die Aufführung der Oper blieb verboten.

Ähnlich wie im April 1933, als Furtwängler seinen offenen Brief an Dr. Goebbels über die Freiheit der Kunst schrieb, fühlte er sich wiederum gedrängt, das auszuspren-

(1934)

chen, was viele geistige Menschen in Deutschland bewegte und wofür die Hindemith-Angelegenheit nur eines von vielen Beispielen war. So schrieb er seinen berühmten Artikel: „Der Fall Hindemith.“

Deutsche Allgemeine Zeitung.

25. November 1934.

In gewissen Kreisen ist ein Kampf gegen Paul Hindemith eröffnet worden, mit der Begründung, daß er für das neue Deutschland „nicht tragbar“ sei. Warum? Was wirft man ihm vor?

Zunächst Dinge rein politischen Charakters: Er sei jüdisch versippt und habe jahrelang in dem teilweise aus Juden bestehenden Amar-Quartett, das er ins Leben gerufen habe, als Bratscher mitgewirkt. Weiter habe er noch nach der nationalsozialistischen Revolution sich konzertierenderweise mit zwei emigrierten Juden auf Schallplatten aufnehmen lassen. Es handelte sich hier um eine bereits Jahre vor dem Umsturz bestehende Streichtriogemeinschaft, deren übrige Partner nicht „Emigranten“ waren, sondern der hervorragende erste Konzertmeister des Berliner Philharmonischen Orchesters, Goldberg, der erst vor einigen Monaten, in der Absicht, sich ganz der Solisten-Karriere zu widmen, das Orchester verlassen hat, und der an der Staatlichen Hochschule für Musik in Berlin lange Jahre als angesehenen Lehrer wirkende Österreicher Feuermann, der als einer der besten europäischen Cellisten allgemein anerkannt ist. Zudem waren diese Aufnahmen die Ableistung eines alten Vertrages.

Auch Hindemiths Gegner sind sich klar, daß die Ablehnung gegen ihn auf solche Dinge allein nicht zu stützen ist. Die Hauptgründe für ihre Haltung erblicken sie in denjenigen seiner Werke, die irgendwie weltanschaulich anfechtbar erscheinen: vor allem in einem Teil der von ihm bisher vertonten Texte. Nun muß ohne weiteres zugegeben werden, daß Stoffe, wie die zu den drei Einaktern „Mörder, Hoffnung der Frauen“, „Nuchs-Nuschi“ und „Sancta Susanna“ recht fragwürdig sind: ebenso das „Lehrstück“ und die Zeit-Revue — anders kann man es wohl

(1934)

nicht nennen — „Neues vom Tage“. Demgegenüber ist zu bedenken, daß die drei Einakter recht eigentlich ein „Jugendwerk“ darstellen — Hindemith wußte, als er sie schrieb, noch gar nicht, ob er überhaupt Komponist werden wolle. Und übertrifft einer dieser Einakter — ohne sonst zu vergleichen — an Perversität des Vorwurfs etwa die „Salome“ des reifen Meisters Strauß? Wer aber wollte um des „Salome“-Textes willen Richard Strauß ablehnen? Verantwortlich zu machen für solche Textwahl — bei Hindemith wie bei Strauß — ist vor allem die Zeitepoche ihrer Entstehung, die nach Sensationen dieser Art verlangte. Und das Bestreben, möglichst zeitnahe zu bleiben, war bei Hindemith verständlich in einer Zeit, wo die Beziehung zwischen Künstler und Publikum immer fragwürdiger wurde. Hindemith wußte — ebenso wie Strauß —, daß, um etwa wagnerische Erlösungsdramen zu schreiben, eben die persönlichen und zeitlichen Voraussetzungen eines Richard Wagner nötig waren. Es war seine Ehrlichkeit, die ihn von einer Wagner-Nachfolge abhielt. Wie aber ein Text aussieht, der seiner, Hindemiths, wirklicher Natur entspricht, zeigt der einzige Operntext, den er sich selbst schreibt, der Text zu seiner letzten, erst vor kurzem beendeten Oper „Mathis der Maler“. Niemand, der ihn liest, wird — neben allem andern — gerade das tiefe Ethos verkennen können, das seinen Schöpfer beseelt. Die ihn anfeinden, reden von Umstellung, Wahrnehmung der Konjunktur. Ganz abgesehen davon, daß Hindemith der letzte wäre, der dazu fähig ist, ist das bei diesem Werk schon deshalb nicht möglich, weil dessen Anfänge lange vor der nationalen Revolution liegen.

So weit die Frage der Texte. Was nun die Musik, etwa zu den drei Einaktern, betrifft, so ist diese zum Teil voller Leben und Talent. Das später geschriebene „Neues vom Tage“ enthält allerdings (wie auch ein großer Teil der reinen Instrumentalmusik dieser Epoche des Komponisten, z. B. das Orgelkonzert usw.), bei aller technischen Meisterschaft, die sich bei Hindemith nie verleugnet, zu nicht geringem Teile rein motorische, ziemlich inhaltlose „Bewegungsmusik“, so daß es verständlich wurde, wenn die Theorie des damaligen Tages (die ursprünglich von Stra-

(1934)

winsky inaugurierte „Theorie der Sachlichkeit“, der „Antiromantik“) in Deutschland vielfach gerade mit Werken Hindemiths identifiziert wurde. Heute, aus ganz anderer weltanschaulicher Haltung heraus, sich gegen beides zu wenden und damit den Komponisten zugleich für die theoretischen Exzesse seiner Kommentatoren verantwortlich zu machen, ist zwar bequem, aber falsch. Und das um so mehr, wenn man bedenkt, daß gerade die Werke dieser Epoche des Komponisten fast ausschließlich schnell hingeschriebene Gelegenheitswerke sind, während das Schwergewicht der Tätigkeit Hindemiths in dieser Zeit — den letzten Jahren vor dem Umsturz — sich von der reinen Komposition immer mehr auf das unmittelbar-praktische musikalische Leben und Wirken verlegt hatte. Neben dem vielfältig konzertierenden Bratscher Hindemith trat damals vor allem der Lehrer in den Vordergrund. Ein hohes Ethos schlichter Handwerklichkeit, das Hindemith — an altdeutsche Meister erinnernd — kennzeichnet, scheint ihn für den Lehrberuf geradezu zu prädestinieren: zudem eignet ihm eine seltene Fähigkeit, die Jugend zu verstehen, sich zu ihr gehörig zu fühlen. Eine ganze Schülergeneration bildete sich an ihm und durch ihn: keiner im heutigen Deutschland hat so wie er die musikalische Jugend hinter sich. Besondere Anregungen erfuhr durch ihn die Schulmusikpflege: unermüdlich ist er hier bestrebt, auf seine Weise die verhängnisvolle Kluft zwischen Volks- und Kunstmusik produktiv zu überwinden. Sein Wollen berührt sich auf diesem Gebiet mit Tendenzen, die gerade die jüngste Gegenwart, das neue nationalsozialistische Deutschland, kennzeichnen. So hat er seinerzeit mit dem „Plöner Musiktag“ eine Jugendmusik geschrieben, die für das neuzeitliche schulische Musizieren richtunggebend wurde.

Zuerst auf Hindemith aufmerksam wurde die Musikwelt im weiteren Sinne durch sein Streichquartett Opus 16. Unter der Einwirkung dieses Werkes — das in gewisser Weise epochemachend wurde — und der ihm folgenden ähnlich gearbeiteten Werke erstand damals eine ganze Generation von Kammermusik-Komponisten, und wenn deren Arbeiten im allgemeinen über die Bedeutung von Experimenten schließlich nicht hinauskamen, so kann man

(1934)

dies nicht Hindemith zur Last legen. In seinen eigenen Veröffentlichungen dieser ersten Zeit verbindet sich angeborene satztechnische Meisterschaft, ein eigentümliches Maßhalten und Sinn für die Erfordernisse kammermusikalischen Stiles mit lebendiger Frische, Unbekümmertheit, ja Kühnheit und — zumal in den langsamen Sätzen — einer schlichten, nach innen gewandten tiefen Empfindung. Auch das Ausland wurde damals auf ihn aufmerksam: und das nicht nur wegen seines musikalischen Könnens, sondern mehr wohl noch wegen des Vorwärtsweisenden, Zukunftsträchtigen, das in seinen Arbeiten, zum erstenmal auf deutschem Boden, sich Bahn brach: ein bewußt-entschiedenes Abrücken von der vorhergegangenen Epoche des „wilhelminischen“ Pathos, der falsch verstandenen Wagner- und Strauß-Nachfolge: Schlichtheit, Sachlichkeit, Einfachheit anstatt eines Vertonens philosophischer Ideen oder eines spätromantisch überhitzten Stimmungs-Musizierens, wie es um ihn herum vorwiegend betrieben wurde.

Wenn man nach diesen ersten Werken — zu denen auch noch aus späterer Zeit so manches zu rechnen wäre (z. B. das „Marienleben“) — ein Bild des Komponisten Hindemith zu umreißen versuchte, müßte man ihn, der ja auch blutsmäßig rein germanisch ist, als einen ausgesprochenen „deutschen“ Typus bezeichnen. Deutsch in seiner schlicht-handwerklichen Gediegenheit und gerade-kernhaften Art ebenso wie in der Keuschheit und Zurückhaltung seiner relativ seltenen Gefühls-Ausbrüche. Das letzte bisher von ihm erschienene Werk, die Sinfonie aus der Oper „Matthis der Maler“, hat diesen Eindruck von neuem bestätigt. Es hat überall, wo es seit seiner Uraufführung im März 1934 erklang, sehr stark gewirkt, und zwar auch auf solche, die sonst nicht gerade seine Freunde waren. Es bedeutet, wie schon gesagt, keine konjunktursüchtige „Umstellung“ Hindemiths, sondern viel eher — wenn man so will — eine Rückkehr zu seinen Anfängen, eine Rückkehr zu sich selbst.

Vor acht Monaten, als dies Werk erschien, ließ man ihn — vielleicht aus unbewußter Scheu, in kulturelles Werden von außen her einzugreifen — noch so ziemlich in Ruhe. Heute versucht man, ohne daß er inzwischen etwas wei-

(1934)

teres veröffentlicht hat, das Versäumte nachzuholen, ihn öffentlich zu diffamieren, ihn — worauf es schließlich hinaus käme — aus Deutschland zu vertreiben. Dazu scheint kein Mittel zu gering: man verschmäht es in diesem Zusammenhang nicht einmal, gelegentlich Persiflagen auf falsch verstandenen Puccini und Wagner, die es von ihm gibt, hervorzuholen — als ob Hindemith nicht wüßte, wer Wagner war! Natürlich lassen sich bei einem Komponisten, der so viel geschrieben hat und dessen Werke gedruckt vorliegen und nur eingesehen zu werden brauchen, leicht nachträglich „Jugendsünden“ hervorholen. Hindemith hat sich niemals politisch betätigt: wo kämen wir überhaupt hin, wenn politisches Denunziantentum in weitestem Maße auf die Kunst angewendet werden sollte?

Sicher ist, daß für die Geltung deutscher Musik in der Welt keiner der jungen Generation mehr getan hat, als Paul Hindemith. Im übrigen ist es heute natürlich nicht abzusehen, welche Bedeutung das Werk Hindemiths einmal für die Zukunft haben wird. Das ist es aber auch gar nicht, was hier zur Diskussion steht. Es handelt sich hier, viel mehr noch als um den besonderen „Fall Hindemith“, um eine allgemeine Frage von prinzipiellem Charakter. Und weiter noch, auch darüber müssen wir uns klar sein: wir können es uns nicht leisten, angesichts der auf der ganzen Welt herrschenden uns ä g l i c h e n A r m u t an wahrhaft produktiven Musikern, auf einen Mann wie Hindemith so ohne weiteres zu verzichten.

Kaum war der Artikel in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ erschienen, entwickelten sich die Dinge mit der Geschwindigkeit einer Lawine.

Furtwängler hatte sich über seinen beabsichtigten Artikel mit dem Musikkritiker des Blattes besprochen; auch der Chefredakteur war informiert worden und hatte keine Bedenken gegen die Veröffentlichung getragen.

Sonntag, den 25. November, wurde der Aufsatz auf der ersten Seite der Sonntagsausgabe der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, dem am meisten gelesenen Blatt des alten Deutschland, abgedruckt. An jenem Morgen fand eine

(1934)

Generalprobe in der Philharmonie statt. Die zum Konzertsaal führenden Straßen waren voller Menschen, die den Verkäufern die Zeitung aus der Hand rissen. Die Ausgabe mußte wegen der enormen Nachfrage nachgedruckt werden. Als Furtwängler das Podium betrat, erhob sich das Publikum und demonstrierte mit Klatschen und Beifallsrufen, daß es volle zwanzig Minuten dauerte, bis Furtwängler seinen Taktstock erheben konnte.

Hinzu kam, daß Furtwängler an diesem Sonntag zweimal zu dirigieren hatte, was er sonst tunlichst vermied. Am gleichen Abend leitete er eine „Tristan“-Aufführung in der Staatsoper. Das Haus war ausverkauft. Göring saß in seiner Loge, auch Goebbels war anwesend. Sowie Furtwängler aus dem Orchesterraum auftauchte, ereignete sich das gleiche wie morgens in der Philharmonie. Ein endloser, durch nichts einzudämmender Beifallssturm brauste durch das Haus. Ein wehmütiger Glanz lag über der herrlichen Vorstellung; viele spürten ahnungsvoll kommendes Unheil. Nach Schluß wollten die Kundgebungen nicht aufhören. Göring erkannte sofort, was dies bedeutete. Er soll Hitler noch in der gleichen Nacht über den Vorfall im Opernhaus berichtet und ihm mitgeteilt haben, daß Furtwängler die Autorität der Regierung gefährde. Das Publikum hätte für ihn demonstriert und damit — in diesem Falle — gegen die Führung des Reiches.

Inzwischen war Furtwänglers Artikel „Der Fall Hindemith“ in der ganzen Welt teils in Auszügen, teils ungekürzt, nachgedruckt worden. Die Partei- und Fachpresse, letztere natürlich unter Druck, griff Furtwängler in der plumpesten Weise an. Rosenberg selbst schrieb unter dem Titel „Ästhetik oder Volkskampf?“ eine schwülstige, wortreiche Antwort, ein für diesen offiziellen Weltanschauungs-onkel des Nazismus charakteristisches Dokument.

Plötzlich war auf keiner Behörde mehr irgend jemand für Furtwängler erreichbar. Er stand völlig isoliert. Ehe er aus diesem Zustand seine Konsequenzen zog, besprach er sich mit seinen Freunden, mit seinen Mitarbeitern, seinen

(1934)

Kollegen im Opernhaus, den Orchestermitgliedern und allerhand Leuten hinter den Kulissen. Mittelpersonen hatten Unterredungen mit Regierungsmitgliedern. Goebbels, der mit Furtwänglers Widerstand nicht gerechnet hatte und der einen sein Ministerium kompromittierenden Skandal fürchtete, zeigte in einer solchen Unterredung sein wahres Gesicht. Er drohte, er würde Furtwängler schon zeigen, wer der Stärkere sei. Sollte Furtwängler seine Rücktrittsabsichten wirklich durchführen, so werde er — Goebbels — ihn völlig tot machen. Furtwängler, der den Inhalt dieser Unterredung erfuhr, sah sich durch eine solche zynische Einstellung zu dem, was ihm Sache heiliger Überzeugung war, in der Entscheidung bestärkt, die er innerlich bereits getroffen hatte.

Es ist begreiflich, daß alle, die mit Furtwängler künstlerisch verbunden waren, leidenschaftlich darum kämpften, ihn von seinem Entschluß abzubringen. Was für ein schwerer Konflikt für ihn! Was hatten alle diese politischen Probleme mit Musik zu tun? Sie waren künstlich zwischen ihn und sein Orchester gedrängt worden, zwischen ihn und die Opersänger, mit denen er seit so vielen Jahren verbunden war, ganz zu schweigen von seinem Publikum, das ihn vergötterte und das seine Kunst wollte, ganz gleich was seine „politische Weltanschauung“ sein mochte. Schließlich bewirkte das alles, daß er sich zu folgendem Vorschlag durchrang:

Wenn man ihm ermöglichte, rein als Künstler nach seinem Gewissen weiterzuwirken, wenn er weder ein musikpolitisches Amt zu bekleiden noch irgendwelche politische Verantwortung zu tragen hatte, dann war er bereit, seine Arbeit fortzusetzen. Mit allem Übrigen wollte er nichts mehr zu tun haben. Dieser letzte Vorschlag wurde Göring übermittelt, der ihn Hitler zur letzten Entscheidung unterbreiten sollte.

Einige Tage lang verlautete nichts. Am Abend des 4. Dezembers rief mich Furtwängler aus der Oper an: „Ich formuliere eben meine Rücktrittserklärung.“ Hitler hatte

(1934)

den Vorschlag zurückgewiesen. Wenn Furtwängler nicht gewillt war, sich politisch auf den Boden des nationalen Staates zu stellen, verzichtete der Führer auf seine Kunst.

Am gleichen Abend kam Furtwängler zu mir; er war erlöst und entspannt wie schon lange nicht mehr.

Kapitel 20

Die nächsten Tage vergingen wie im Traum. Furtwänglers Rücktrittserklärung wurde am 5. Dezember 1934 von der Regierung veröffentlicht. In der gleichen Nacht rief mich Erich Kleiber, damals erster Kapellmeister der Berliner Staatsoper, an und las mir am Telefon einen Brief vor, den er soeben auf Tietjens Schreibtisch hatte legen lassen. — Auch er trat von seinem Amt zurück. Er erklärte kategorisch, nachdem Hitler Furtwängler lediglich aus politischen Gründen hatte gehen lassen, würde er unter keinen Umständen weiter seinen Posten beibehalten, und er bäte um seine Entlassung.

Großes Chaos herrschte um uns. Die Abonnenten der Philharmonischen Konzerte und Generalproben stürmten das Büro und verlangten die Rückerstattung ihres Geldes. Abonnements in der Höhe von 180 000 Reichsmark wurden am Tag nach Furtwänglers Amtsniederlegung zurückgegeben. Zwar hatte das Propagandaministerium die Zurückerstattung des Geldes erst untersagt, die Abonnenten waren aber gesetzlich berechtigt, ihr Geld zu verlangen, da die Abonnementshefte Furtwänglers Namen trugen.

Inzwischen hatte Furtwänglers mutiges Verhalten überall größtes Aufsehen erregt. Es gab kaum eine Zeitung, die diesen Rücktritt nicht kommentierte und nicht sein Bild veröffentlichte. Es regnete Angebote aus der ganzen Welt, vom New York Philharmonic Orchestra, aus Philadelphia, von der Wiener Staatsoper und vielen anderen. Alma Mahler, die Witwe des berühmten ehemaligen Leiters dieses Institutes, unterstützte die Wiener Bestrebungen leiden-

(1934)

schaftlich. Mitten in der aufregenden Nacht, die auf die Bekanntgabe des Rücktritts folgte, rief sie mich aus Wien an und drang in mich, Furtwängler zur Annahme der Staatsoperndirektion zu bewegen. Aus ganz Deutschland trafen Blumen ein, Stöße von Telegrammen und viele Briefe, die teils persönlich abgegeben wurden. Seine Wohnung sah aus wie die einer Braut. Die Gattin eines hohen Diplomaten sandte ihm einen Strauß dunkelroter Rosen mit den Worten: „Es lebe die Freiheit!“

Furtwängler wollte weder Angebote noch Blumen. Er wollte nur Ruhe haben und weit weg von alledem sein. Er telegraphierte englischen Freunden, die ihn schon seit Jahren nach Ägypten eingeladen hatten, und sagte sich bei ihnen an.

Die Berliner Philharmoniker waren verzweifelt und beschlossen, es nicht bei diesem Entschluß bewenden zu lassen. Die Staatsoper, mit Ausnahme von einigen Sängern, verhielt sich völlig passiv. Clemens Krauß wurde sofort als Operndirektor an Furtwänglers Stelle engagiert und zwar, wie betont wurde, auf ausdrücklichen Wunsch des Führers.

Furtwängler war der naiven Meinung, daß mit diesem Rücktritt alle seine Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt seien. Er dachte damals, daß er ruhig weiter in Deutschland wohnen bleiben könne, auch ohne zu dirigieren, so wie Toscanini dies ja auch in Italien getan hatte. Er beabsichtigte, seine spätere Tätigkeit zwischen Österreich und Amerika zu teilen und machte aus seinen Plänen kein Hehl. Die Nazis hingegen waren nicht so arglos wie er, und plötzlich wurde bekannt, daß die deutsche Grenze für Furtwängler, Kleiber und mich selbst gesperrt sei. Kleiber aber war Österreicher, und so mußte für ihn das Ausreiseverbot wieder aufgehoben werden.

Wenn ich jetzt an jene Wochen zurückdenke, kann ich kaum verstehen, daß wir damals so wenig Überblick hatten. Das einzig Richtige nach Furtwänglers Rücktritt, der ein politischer Skandal ersten Ranges war, wäre gewesen, daß wir beide sofort Berlin verlassen hätten — und zwar

(1934)

getrennt. Dies hätte die Aufmerksamkeit von uns abgelenkt, und wir wären vielleicht unbehelligt geblieben. Es war mir „gestattet“ worden, in aller Ruhe mein (Furtwänglers) Büro aufzulösen, da man nun doch einsehen mußte, daß das Sichten von Akten und Korrespondenz aus einem Zeitraum von zwanzig Jahren einer gewissen Zeit bedarf. Im Zusammenhang mit dieser Auflösung war ich viel in Furtwänglers Wohnung. Anstatt dem guten Rat unserer Freunde zu folgen und, solange es noch möglich war, schnellstens Deutschland — wenigstens für den Moment — zu verlassen, gingen wir oft wie gewohnt im Tiergarten spazieren, als wenn nichts geschehen wäre. Wir wurden beide ständig beobachtet, was wir uns aber damals keineswegs klar machten. Viel später sagte mir der Portier in Furtwänglers Haus, daß er angewiesen worden war, alle Besucher genau zu kontrollieren.

Am 6. Dezember fand eine Feier anläßlich des Jahrestages der Gründung der Kulturkammer statt, und Goebbels hielt die Festrede, die auf alle Sender übertragen wurde. In dieser Rede kam er in prinzipieller Weise auf die Hindemith-Angelegenheit zurück und griff sowohl den Komponisten als auch indirekt Furtwängler auf das schamloseste an. Am Schluß verlas er ein Gratulationstelegramm, das Strauß aus Holland gesandt hatte. Es war so abgefaßt, daß es als eine Billigung der Goebbelsschen Maßnahmen im Falle Hindemith-Furtwängler erscheinen mußte. Es stellte sich dann später heraus, daß Strauß selbst nichts von diesem Telegramm wußte, sondern daß sein Sohn es eigenmächtig abgeschickt hatte — vermutlich in dem vom Propagandaministerium vorgeschriebenen Wortlaut.

Ich hörte die Übertragung der Feier am Radio, während ich in meinem Büro Papiere durchsah. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen. Etwas wurde mir an jenem einsamen Abend klar: Nicht einmal um Furtwänglers Geschäfte abzuwickeln, konnte ich mich noch länger in einem Büro aufhalten, das diesem Minister unterstellt war. Meine Mutter war zwei Monate vorher nach Berlin übersiedelt, um mit

(1934)

mir zu leben und hatte eine Wohnung in demselben Hause. Noch in derselben Nacht brachte ich sämtliche Dokumente und Akten dorthin und hinterließ eine Notiz für meine Sekretärin, die mir noch bis zum 1. Januar belassen war.

Dies war mein Abschied vom Büro des Berliner Philharmonischen Orchesters. Das Schicksal führt uns seltsame Wege. Wer hätte gedacht, daß ich es nach sechs Monaten wieder betreten würde — als Generalsekretärin von Sir Thomas Beecham und Organizing Manager des London Philharmonic Orchestra.

Mittlerweile blieben die Nazis nicht untätig. Nachdem ihnen Furtwängler unwiderruflich verloren schien, hatten sie keinen Grund mehr, mich mit Sammethandschuhen anzufassen. Unverzüglich wurden Veränderungen im Philharmonikerbüro vorgenommen. Furtwänglers Mitarbeiter wurden entlassen.

Sehr bald setzte in der öffentlichen Meinung die Reaktion auf Furtwänglers Rücktritt ein. Die unzweideutige Forderung der Öffentlichkeit, Furtwängler den Wirkungskreis zu erhalten, war zu stark, als daß die Nazis sie hätten ignorieren können. Sie fühlten sich nicht ganz wohl bei der Sache, aber sie suchten die Gründe für ihre moralische Niederlage natürlich nicht bei sich selbst, sondern — bei mir. Denn, wenn ich nicht gewesen wäre — so redeten sie sich ein —, hätte Furtwängler sich bestimmt anders verhalten. Ich war die Ursache allen Übels — des deutschen Prestigeverlustes und der Verzweiflung des Orchesters!

Mehr und mehr wurde Furtwängler und mir klar, was gespielt wurde, und obwohl wir damals noch nicht glaubten, daß es mit unserer Arbeitsgemeinschaft für immer zu Ende war, entschieden wir uns jetzt zu einer radikalen Trennung. Er engagierte eine neue Sekretärin, die „reine Arielerin“ war und ihn daher bei den Behörden vertreten konnte. Ich würde ihm ja immer noch — so dachten wir — im Hintergrund beistehen können.

Die Philharmoniker hatten Furtwängler gebeten, doch

(1934)

ihnen zuliebe die für Januar 1935 angesetzte Englandreise zu dirigieren, doch kam dies für ihn nun natürlich nicht in Frage. Das Propagandaministerium „verfügte“ daraufhin, daß die Tournee in jedem Falle stattzufinden habe, und Herr Staatssekretär Funk ließ verlauten, daß hier eine passende Gelegenheit sei, zu beweisen, daß es ohne Furtwängler genau so gut ginge. Unser englischer Agent, Harold Holt, zeigte indessen keine Lust, den großen Dirigenten, der in Verbindung mit seinem Orchester beim englischen Publikum so populär war, durch einen beliebigen andern ersetzen zu lassen. Sir Thomas Beecham, der von Berlin aus angefragt wurde, ob er an Stelle Furtwänglers das Berliner Orchester auf seiner Englandreise dirigieren würde, lehnte ab, und die Englandreise mußte abgesagt werden. Die Nazis, die mir damals die Ehre antaten, alles, was sich im Ausland Furtwängler betreffend ereignete, mir in die Schuhe zu schieben, erklärten, die Absage von Sir Thomas sei auf meinen Einfluß zurückzuführen. Der Verdacht, daß ich, die im Moment überhaupt in keiner Verbindung mit Beecham stand, ihn bei seiner Stellungnahme beeinflußt haben sollte, nahm sogar die Form eines Briefes an, in dem mir der neue Nazi-Geschäftsführer des Orchesters drohte, er würde in Zukunft Schritte ergreifen, um die Berliner Philharmoniker vor meiner Sabotage zu schützen.

Nichts stand jetzt Furtwängler im Wege, einmal wirklich Ferien zu machen, und so rüstete er sich zur Abreise nach Ägypten. Gegenüber den fortgesetzten Vermittlungsbemühungen Dritter zeigte er sich taub. Er zog mich damals enger ins Vertrauen als je.

Plötzlich, eines Nachmittags, erschienen zwei Nazis in meiner Wohnung und teilten mir mit, daß ich verhaftet würde, falls ich nicht unverzüglich Berlin verließ, und zwar ohne Furtwängler davon zu benachrichtigen. Es blieb mir keine Wahl. Es war eisig kalt, eine der kältesten Nächte, an die man sich in Deutschland erinnerte. Ein harter Frost und Nebel machten die Straßen fast unbefahrbar.

(1934)

Jedoch war ein Aufschub unmöglich, und wie ein Verbrecher entfloh ich unter Schutz der Dunkelheit im Auto nach Leipzig. Dort erreichte ich den Schnellzug nach München, wo ich Freunde und Verwandte hatte.

Als Furtwängler von meiner erzwungenen Abreise erfuhr, war er empört und bat mich, zurückzukommen. Nach einer in dumpfer Benommenheit verbrachten Woche riskierte ich es, in den Hexenkessel zurückzukehren. Am 19. Dezember war ich wieder in Berlin, und am 24. sollte Furtwängler nach Ägypten abreisen. In den wenigen Tagen, die uns noch blieben, hofften wir alles Restliche zu ordnen. Am Abend des 23. ging ich zu ihm, um die letzten Fragen zu besprechen. Es war schon spät. Plötzlich klingelte das Telefon. Es war ein hoher Regierungsbeamter, der nach Furtwängler frug, und ihn sofort persönlich zu treffen wünschte. Furtwängler erklärte, eine Zusammenkunft sei leider nicht möglich, da er früh am kommenden Morgen nach Ägypten abreise. Aber der Betreffende ließ nicht nach und gab zu verstehen, daß er eine direkte Botschaft des Führers zu übermitteln habe. So hatte Furtwängler keine Wahl, als zu dem Treffen einzuwilligen. Als er ging, sagte ich zu ihm in banger Ahnung: „Sie werden sehen, man wird Sie nicht ausreisen lassen.“ Stunden atemlosen Wartens vergingen. Erst in später Nacht kam er zurück. Es war, wie ich vermutet hatte. Der Führer hatte ihn „bitten“ lassen, mit seiner Reise zu warten, bis sich die Aufregung des Auslandes über seinen Rücktritt etwas gelegt habe. Er meinte — so sagte der Bote —, daß es auch für Furtwängler selbst nicht erwünscht sein könne, wenn er gerade jetzt außerhalb Deutschlands Gegenstand demonstrativer Ovationen würde. Furtwängler stimmte daraufhin der Verschiebung seiner Abreise zu, zumal er den Eindruck hatte, daß in etwa vierzehn Tagen seinen Plänen nichts mehr im Wege stehen würde. Sein Paß war ihm — entgegen allen sofort auftauchenden Gerüchten — nicht abgenommen worden. Trotzdem konnte er auch zu dem von ihm nunmehr erhofften Zeitpunkt Deutschland nicht verlassen. Und es

(1934)

sollte noch lange Zeit verstreichen, bis er sich wieder frei bewegen durfte.

Ich hatte mich auf seine Abreise für den 24. Dezember eingestellt. Bis dahin war ich vorbereitet, die nun schon monatelang dauernde Qual und innere Anspannung auszuhalten. Aber jede weitere Verlängerung dieses Zustandes schien unerträglich. Ich bat daher Furtwängler, in die Berge zu fahren, in den Schnee, irgendwohin, nur weg von Berlin, weg von mir! Er reiste am Weihnachtstag ab. Am nächsten Morgen kam ein Beamter der Gestapo und nahm mir meinen Paß ab.

Der alte Kampf war vorüber, aber schon hatte ein neuer begonnen.

Kapitel 21

Der neue Kampf war der Kampf um meinen Paß. Er sollte ein ganzes Jahr dauern. Die Nazis waren sich darüber im klaren, daß es unnötig war, mich in Schutzhaft zu nehmen oder dergleichen, solange sie meinen Paß einbehielten. Ohne ihn war ich lahmgelegt, und solange ich nicht frei ins Ausland fahren konnte, hatte ich in ihren Augen für Furtwängler nicht den geringsten Wert.

Mit Furtwänglers Abreise und dem Ende unserer Arbeitsgemeinschaft am Weihnachtstage 1934 begann für mich ein neues Dasein.

Mannigfach und geheimnisvoll waren in Deutschland die Methoden, jemanden unter Druck zu setzen. Eine undurchdringliche Mauer schien jetzt um mich herum aufgerichtet. Eines Tages stand eine der ausländischen Diplomatenfrauen plötzlich in meinem Zimmer; sie war die Hintertreppe heraufgekommen und sagte mir, daß sie ihr Auto „um die Ecke“ hatte warten lassen. Wenn irgend jemand ihren Besuch bei mir bemerkte, würden wir beide Unannehmlichkeiten haben.

Seit fast zwanzig Jahren hatte meine Arbeit mein Leben bestimmt und ihm Sinn gegeben. Nach solch erfülltem

(1935)

Dasein schien Untätigkeit unmöglich. Von einem Moment zum andern war meine Welt mir genommen. Wohin ich auch den Fuß setzte, wich der Boden unter mir. Wie sollte ich mich in dem neuen Leben zurechtfinden?

Selbst wenn man sich mit dem Verstand die Dinge noch so eindringlich klar macht, die Seele wird sich nicht damit abfinden und schwingt in ihrer eigenen geheimnisvollen Weise.

Mein einziger Halt war damals das Bewußtsein, daß ich nicht nur an mich allein zu denken hatte. Ich war entschlossen, Furtwängler alles tunlichst zu erleichtern und seine neue Sekretärin soweit wie möglich in ihre Arbeit einzuführen. Das mag nachträglich als Unsinn erscheinen; aber mein Leben war mit Furtwängler und dem Orchester so eng verbunden gewesen, alle meine Gedanken und Sorgen gehörten so sehr ihrer Sache, daß es mir einfach unmöglich war, anders zu handeln als auch jetzt noch zu helfen, wo ich konnte. Die zuständigen Behörden allerdings, das Propagandaministerium und die Reichsmusikkammer, fragten dauernd an, ob denn die Übergabe der Geschäfte noch nicht beendet sei. Sie konnten es gar nicht abwarten, bis sie mich endlich los waren.

Inzwischen war Furtwängler nach allerlei Umwegen in Bayern eingetroffen. Er hatte sich in einem Vorort von München ein Zimmerchen mit einem Klavier gemietet und einstweilen niedergelassen. Trotz seiner beständigen Bemühungen war es ihm nicht gelungen, mit einem der Regierungsmitglieder in Verbindung zu treten. Die vierzehn Tage, die man angeblich bis zu seiner Abreise nach Ägypten verstreichen lassen wollte, waren vorbei, ohne daß sich irgend jemand rührte. Furtwänglers Retiro war ganz nahe von dem Besitz von Rudolf Heß, dem Stellvertreter des Führers. Heß und seine Frau hatten sich früher vor Begeisterung für Furtwängler nicht genug tun können. Der fanatische Parteiführer hatte einmal erklärt, er würde vor nichts zurückschrecken, um Deutschlands großen Dirigenten von seiner „jüdischen Sekretärin“ zu befreien! Jetzt

(1935)

aber, wo der Stein des Anstoßes beseitigt war, konnte Furtwängler, trotzdem er nur wenige Schritte entfernt wohnte, nicht zu ihm vordringen.

Furtwängler ist ein sehr empfindsamer Mensch. Daß ihm alle technischen Dinge abgenommen wurden, so daß sie klappten wie geschmiert, hielt er für selbstverständlich. Er war mit ganzer Leidenschaft seiner Musik ergeben und hatte sich stets darauf verlassen, daß ich mich um die andern Dinge kümmerte. Ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam, war er doch sehr an alle die Annehmlichkeiten gewöhnt, die die Welt einem berühmten Manne so gern zugesteht. Nun sah er sich auf einmal ignoriert und vernachlässigt. Nicht nur hatte er auf seine Reise nach Ägypten verzichten müssen, sondern es schien auch ganz ungewiß, ob er in der Lage sein würde, seine Auslandsverpflichtungen im kommenden Frühjahr zu erfüllen.

Eines Tages wurde mir auf Umwegen mitgeteilt, daß Furtwängler mich zu sehen wünsche — und so fuhr ich nach Bayern — heimlich, wie ein Verbrecher. Es war mir gesagt worden — zweifelsohne ein Versuch, mich einzuschüchtern —, daß ich dauernd beobachtet würde, und so sah ich überall Gespenster. Mein damaliger Besuch bei Furtwängler war vielleicht notwendig, aber wie schmerzlich war dieses erste Wiedersehen, nachdem sich unsere Wege getrennt hatten. Furtwängler war tief verstimmt, und ich tat mein Äußerstes, um meine eigenen Gefühle zu verbergen. Als wir durch den schneebedeckten winterlichen Wald gingen, sagte Furtwängler zu mir: „Wir sind wie zwei geprügelte Hunde.“ Ich antwortete: „Ja, aber nur für den Augenblick zwei. Sie werden bald wieder auf einen grünen Zweig kommen, aber ich nicht — wenigstens nicht in Deutschland.“ Nach zwei Tagen fuhr ich wieder nach Berlin zurück.

Furtwängler hatte erst seinen Aufenthalt geheimgehalten, aber da er in Bayern sehr bekannt war und sich auch nicht verbarg, so wußte man bald, wo er zu finden war. Allmählich fanden pilgernde Philharmoniker, Abgesandte

(1935)

der Wiener Staatsoper und sogar solche von amerikanischen Orchestern ihren Weg zu ihm. Währenddessen unterwies ich weiter seine neue Sekretärin und wartete sehnüchtig auf die Rückgabe meines Passes.

Im Februar erschien Furtwängler plötzlich wieder in Berlin. Er konnte die dauernde Spannung in seiner Einsamkeit nicht länger ertragen und wollte wieder selber an Ort und Stelle sein. So war er in sein romantisches Heim in der Fasanerie im Park von Sanssouci zurückgekehrt. Noch am Abend fuhr ich zu ihm hinaus. Wir waren unklar, daß ich bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge keinesfalls in derselben Stadt bleiben dürfe. So fuhr ich schweren Herzens zum zweitenmal nach München. Unsere dortigen Freunde waren wenigstens frei von der Berliner „Psychose“, und ich konnte ungehemmt mit ihnen sprechen. Trotzdem wußte ich nicht, wie ich das Gefühl der Leere meines damaligen Lebens überwinden sollte. Während der letzten Jahre hatte mich die Spannung aufrechterhalten. Nun ließ meine Widerstandskraft nach. Ich begann unter Schlaflosigkeit zu leiden. Ich war gänzlich erschöpft, körperlich, geistig und vor allem seelisch. Alles, für das ich gelebt hatte und an das ich glaubte, war bedroht. Ich hatte kein Heim, keine Arbeit und keine Hoffnung mehr.

Kurz nachdem ich in München angekommen war, rief mich meine Mutter in großer Aufregung aus Berlin an, um mir zu sagen, daß mein Paß zurückgebracht worden sei. Sie war sonst sehr besonnen, aber zermürbt von den letzten Monaten in diesem Hexenkessel, hatte sie ihre Vorsicht im Moment außer acht gelassen. Sie wußte, was die Rückgabe des Passes für mich bedeutete, und da der Beamte zuerst nach mir persönlich fragte, dachte sie, es sei am besten, wenn sie mich sofort in seiner Gegenwart anriefe, um ihm zu beweisen, daß ich in Reichweite sei. Jubelnd teilte sie mir die gute Nachricht mit.

(1935)

Ich fühlte mich sofort sehr unbehaglich dabei. Es wäre mir lieber gewesen, sie hätte den Paß ruhig ohne jeden Kommentar entgegengenommen.

Ich beschloß, nicht sofort nach Berlin zurückzufahren, sondern folgte einer Einladung von Graf Lerchenfeld, ihn am Starnberger See zu besuchen. Der Graf war bayrischer Ministerpräsident und dann deutscher Gesandter in Wien gewesen, wo er und seine anglo-amerikanische Frau sich großer Beliebtheit erfreuten. Später wurde er an die deutsche Botschaft nach Brüssel versetzt, und dort haben Furtwängler und ich vor der Hitlerzeit öfters bei ihm gewohnt. Lerchenfeld war ein tief religiöser Mann. Sein echter Glaube erfüllte sein ganzes Leben und verließ ihn nie. Er war hochgebildet, belesen und vorzüglicher Kammermusikspieler. Die Gräfin war eine ungewöhnliche Persönlichkeit, ein starker Charakter und eine aufopfernde Freundin. Das Haus stand in einem großen alten Garten, mit weitem Blick über den See. Es war voll schöner alter Möbel, Bilder und Porzellan; die reichhaltige Bibliothek enthielt seltene Werke aus allen Gebieten von Kunst, Politik und Geschichte.

Es sollte mir aber nicht vergönnt sein, mich der friedlichen, ausgeglichenen Atmosphäre dieses Hauses lange zu erfreuen. Kaum war ich angekommen, erhielt ich aus Berlin die Nachricht, daß mein Paß wieder eingezogen sei. Noch heute weiß ich nicht, was hinter alledem steckte. Viel später wurde mir gesagt, die damalige Rückgabe sei ein „Irrtum“ gewesen, denn es war beabsichtigt, mich festzuhalten, bis Furtwängler einmal allein ins Ausland gereist sei und bis vor allem das Orchester eine Auslandstournee ohne mich absolviert habe. Ehe ich freigelassen wurde, sollte zuerst der Mythos meiner Unentbehrlichkeit zerstört werden.

Aber noch Schlimmeres erwartete mich. Als ich nach München zurückkam, fand ich dort ein Schreiben der Gestapo vor. Es hatte folgenden Wortlaut:

(1935)

Berlin, den 10. März 1935.

Wertes Fräulein Doktor!

Wie Sie ja bereits durch Ihre Frau Mutter erfahren haben, ließ ich Ihnen Ihren Paß durch einen meiner Beamten zustellen. Zu Ihrem Bedauern aber mußte Ihr Paß nach drei Tagen wieder eingezogen werden, da Ihre Frau Mutter noch im Beisein meines Beamten am Fernsprecher und später auch in Ihrem Hause in Berlin bekanntgab, daß Sie Ihren Paß erhalten hätten. Der Beamte machte über diesen Vorfall Meldung, und ich wurde dadurch gezwungen, Ihnen den Paß wieder zu entziehen, da durch das freudige Benehmen Ihrer Frau Mutter anzunehmen war, daß Sie etwas Bestimmtes auszuführen gedenken, wenn Sie wieder im Besitz des Passes sind.

Durch diesen Zwischenfall werden Sie wohl ohne mich nicht mehr in die Lage kommen, Ihren Paß zu erhalten. Ich bitte Sie daher, wenn Sie den Paß wieder besitzen wollen, mir die Kleinigkeit von 1200 RM. in bar in einem gewöhnlichen Umschlag (in zwölf Hundertmarkscheinen) und zwar so, daß der Brief äußerlich nichts von seinem Inhalt vermuten läßt, an E. Helfrich, Berlin-Spandau, Hauptpostlagernd, bis spätestens Donnerstag, den 14. März zu senden.

Das Geld benötige ich, um einigen Beamten Schweigegelder zu geben, die in Ihrer Angelegenheit genau Bescheid wissen.

Sollte der Brief nicht eintreffen, so kann ich leider nichts mehr für Sie tun, da ich spätestens bis zum 15. März an meinen Chef Meldung über Ihre Paßgeschichte und Ihre Beziehung zu Herrn Staatsrat Dr. Furtwängler machen muß. Trifft der Brief mit dem Inhalt ein, so werde ich die Meldung so abfassen, daß Sie Ihren Paß gegen Ende dieses Monats erhalten werden.

Ferner will ich Ihnen verraten, daß Sie noch dauernd durch unsern Geheimdienst beobachtet werden, ob Sie dann in Berlin oder München sind, spielt keine Rolle. Auch müssen Sie sich vor der Sekretärin, die an Ihrer Stelle bei Herrn Staatsrat Dr. Furtwängler tätig ist, in acht nehmen. Ich habe von dieser viel Belastendes über Sie erhalten. Ich

(1935)

bitte Sie, von diesem Schreiben niemand etwas mitzuteilen, da sonst die Sache mit Ihrem Paß ergebnislos verlaufen würde. Befolgen Sie meine Anordnungen und Sie werden Ihren Paß wieder erhalten.

gez. R a u c h
Inspektor des politischen Geheimdienstes.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine so unverblümete Erpressung, unterzeichnet von einem, wenn auch noch so untergeordneten, Beamten der Geheimen Staatspolizei, abgeschickt werden konnte. Offenbar war der Verfasser der Meinung, ich sei ohne die geringste Möglichkeit, mir zu helfen.

Natürlich war der Inhalt des Briefes reinster Bluff. Ich hatte nichts zu verbergen. Die Hauptsache war, nicht den Kopf zu verlieren.

Es ist kein Geheimnis, daß manche Leute in ihrer Verzweiflung auf solche damals übliche Erpressungen reagierten und dadurch gelegentlich ihr Ziel erreichten. Aber dies kam für mich nicht in Frage. Ich suchte sofort einen Anwalt auf, der vor allem strengstes Stillschweigen anriet und vorschlug, persönlich das ominöse Schriftstück nach Berlin zu bringen. Dort gab er es seinem Nazibekanntem, welcher es an Himmler, den Chef der Gestapo, weiterleitete. Ich habe nie verstanden, warum daraufhin die Stelle, wo bis zu einem bestimmten Datum das Geld deponiert werden sollte, nicht beobachtet wurde, um so des Erpressers habhaft zu werden. Dann die eingehenden Nachforschungen, die die Gestapo anstellte, ließen darauf schließen, daß ihr die ganze Angelegenheit nicht sehr angenehm war.

Ich selbst verhielt mich gänzlich passiv und hoffte, daß nach Enthüllung dieses unsauberen Versuches die Gestapo mir sofort meinen Paß zustellen würde, schon um die Sache zu vertuschen. Aber nichts dergleichen geschah.

(1935)

Erst nach einigen Monaten wurde mir mitgeteilt, daß die bayrische Polizei den Auftrag erhalten habe, mich zu verhören, und so fand sich eines Tages der wohlbeleibte und biedere Ortspolizist des Dörfchens, in dem ich lebte, bei mir ein. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, und bei jeder noch so oberflächlichen Berührung mit irgendwelcher Behörde wurde ich unruhig. Aber die friedlich ländliche Form dieses Verhörs konnte die eingeschüchtertste Person mit Zutrauen erfüllen — nichts von preußischen Gestapomethoden war hier zu verspüren. Auf der Holzbank vor dem kleinen Häuschen unter einem blühenden Kastanienbaum saß der behäbige Vertreter der Dorfjustiz. Er war ein riesiger Mann mit kindlich rosigem Gesicht. Es dauerte eine Weile, bis es mir gelungen war, ihm den Fall klarzumachen, aber als er endlich begriffen hatte, um was es sich drehte, wurde er sehr interessiert und, anstatt daß er mich verhörte, versuchten wir beide, wie Sherlock Holmes und Watson, eine Erklärung der Angelegenheit zu finden.

Später wurde ich nochmals in Berlin vernommen. Einmal von einem sehr korrekten Polizeibeamten, der mir sofort sagte, ich solle mich nicht beunruhigen, gegen mich persönlich läge nichts vor, aber man hoffte, daß ich ihnen bei der Auffindung des Erpressers helfen könne. Obwohl ein Buchstabe seiner Schreibmaschine einen Defekt aufwies (das ck stand schief), hatten sie des Verbrechers nicht habhaft werden können — so sagten sie wenigstens. Noch ein letztes Mal wurde ich in der Sache befragt, als ich ein Jahr später, zum erstenmal mit Sir Thomas Beecham nach Berlin kam. Unnötig zu erwähnen, daß dieses letzte Verhör an Höflichkeit und Zuvorkommenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Das war das letzte, was ich von dieser unerfreulichen Angelegenheit hörte.

Doch ich bin dem Gang der Dinge etwas vorausgeeilt. Es war Anfang März 1935. Furtwängler wartete noch immer in Berlin auf eine Unterredung mit Goebbels und Hitler, um seine Lage zu klären. Ich lebte immer noch in meinem Schlupfwinkel in den bayrischen Bergen. Plötzlich

(1935)

erhielt ich wieder eine Nachricht von Furtwängler, er wünsche dringend mich zu sprechen und bäte mich, nach Potsdam zu kommen. Ich wählte einen Zug, der bei Morgenrauen dort ankam und wanderte einsam durch den winterlichen Sanssouci-Park, wo Furtwänglers Haus wie ein Märchenschloß in einem Gewand von Schnee stand. Ängstlich spähte ich umher, ob mich auch niemand erkenne.

Obwohl im Jahre 1935 der Reiseverkehr zwischen Deutschland und dem Ausland noch völlig normal war und im allgemeinen die Menschen frei ein- und ausreisen konnten, so waren wir beide — er natürlich weniger fühlbar als ich — alles eher als frei. Im Ausland gab es damals viele anteilnehmende Menschen, die bereit waren, Gefährdete aus unerträglicher Lage zu befreien. Ich besprach mit Furtwängler einen Vorschlag, der mir von ausländischen Diplomatenfreunden gemacht worden war, mich ohne Paß aus Deutschland hinauszubringen. Wie verlockend war dieses Angebot, um so mehr, als es den Anschein hatte, daß die Nazis mich auf unbestimmte Dauer gefangen halten wollten. Ich hatte aber zu bedenken, daß meine Mutter noch in Deutschland lebte und daß — falls ich in ungesetzlicher Weise das Land verließ — nicht einmal im Ausland jemand, der mit Deutschland zu rechnen hatte, es wagen könnte, mit mir in Verbindung zu sein, ohne sich selbst zu gefährden. Ich war mir klar, daß ich durchhalten mußte und daß mir nichts anderes übrigblieb, als Deutschland auf „legalem“ Wege zu verlassen, das heißt, auf die mühselige und marternde Weise, die Menschen meiner Art als einziger Ausweg offen stand.

Während wir unsere Lage so gründlich besprachen, als es die knappe Zeit zuließ, kam mir mehr als je zum Bewußtsein, daß es eine stärkere Welt gibt als die, mit der die Nazis uns zu schrecken versuchten — eine Welt ewiger menschlicher Grundsätze, eine Welt des Vertrauens.

Wir trennten uns heiter und ruhig. Gegen Abend, im Schatten der Dämmerung, stahl ich mich zu meinem Zug, der mich nach Bayern zurückführte.

(1935).

Kapitel 22

In Bayern lag um diese Zeit des Jahres noch tiefer Schnee. Damals wohnten Freunde von mir in einem einsamen Blockhaus über dem Isartal. Es war das Ehepaar Riezler, beide Katholiken, der Mann kam aus einer angesehenen Gelehrtenfamilie, er war einer der Assistenten von Furtwänglers Vater gewesen und gehörte zum intimsten Kreis des jungen Furtwängler. Eines Tages machte ich mich auf, diese alten Freunde zu besuchen.

Die Poesie dieses Bergaufenthaltes war unbeschreiblich. Von dem Blockhaus, hinter dem ein dichter Tannenwald schützend stand, hatte man einen weiten Blick bis zur Zugspitze. Weniger poetisch war die Bewirtschaftung des Hauses. Alles mußte den schmalen Bergpfad heraufgebracht werden. Meine Freunde versorgten sich vollkommen allein und kochten alles selbst auf einem kleinen Ofen, genannt „Küchenwunder“, und wahre Wunder wurden darauf auch hergestellt. Ein Gefühl von Unabhängigkeit ging von diesen beiden Menschen aus und legte sich wohltuend auf mich gehetztes Wesen. Abends wateten wir durch tiefen Schnee hinunter in das Dörfchen Ebenhausen. Dort war ein altes Gasthaus, die „Post“, eine typisch bayrische Dorfwirtschaft, mit der gleichzeitig die Metzgerei des kleinen Ortes verbunden war. Man saß dort in der rauchigen Wirtsstube, und die Bauern kamen und tranken Bier. Jeder sagte gerade heraus, was er dachte, und nie habe ich eine so originelle Oase von echter Ursprünglichkeit gefunden, wie dieses alte Wirtshaus im Isartal.

Allmählich mußte ich einsehen, daß die Regelung meiner Angelegenheiten viel länger dauern würde, als ich angenommen hatte. Und so beschloß ich, München zu verlassen und aufs Land zu ziehen. Der einfache Bauerngasthof in Ebenhausen schien mir in diesem Moment genau das Richtige zu sein. Ich nistete mich dort ein als einziger Gast. Ich hatte ein winziges Zimmerchen mit einem eisernen Öfchen. Der Anbau des Hauses, in dem mein Zimmer lag,

(1935)

war bitterkalt, da außer mir niemand dort lebte. Bis der Ofen in der Wirtstube brannte, war der einzig warme Platz am Herdfeuer in der Küche. Von der Welt hörte ich kaum je etwas, und Tag für Tag wanderte ich planlos in Schnee und Regen in den Wäldern herum, immer verfolgt und gequält von den gleichen Gedanken. Des Nachts war ich zwar tief erschöpft, aber ich konnte keinen Schlaf finden. Am Abend saß ich in der Wirtsstube und hörte, was die Bauern redeten. Ihre Gesichter wurden mir allmählich vertraut, aber wochenlang sprach ich zu niemandem ein Wort, außer zu einem alten struppigen Hund, der bald anfang, mich auf meinen einsamen Spaziergängen zu begleiten.

Auch ein inhaltsloser Tag muß gelebt werden, und so versuchte ich etwas Bestimmtes zu tun, was meine Zeit ausfüllen könnte. Solche Arbeit zu finden war nicht leicht, da es ja etwas sein mußte, was ich ganz für mich allein tun konnte. Eine Freundin aus München brachte mir etwas Tipparbeit, und ich schrieb einige zoologische Abhandlungen ab. Die Tage und vor allem die schlaflosen Nächte dehnten sich endlos, aber wie friedlich war das Leben dort, wie still und fern von der lauten Welt. Oft pilgerte ich zu dem nahen Kloster Schäftlarn und verbrachte eine beschauliche Stunde in der wundervollen, von Zwiebeltürmen gekrönten Klosterkirche. An Sonntagen ging ich mit den Bauern zum Gottesdienst. Der Abt von Schäftlarn war ein großer Gelehrter und eine starke, charaktervolle Persönlichkeit.

Unterdessen gingen die Dinge in Berlin immer noch nicht voran. Furtwängler war noch keine Unterredung gewährt worden, und die nun schon monatelange Ungewißheit seiner Lage irritierte ihn immer mehr. Von neuem schrieb er an einzelne Regierungsmitglieder, von neuem machte er eine Eingabe an Hitler. Von allen den Menschen, mit denen er sich besprach, riet ihm jeder etwas anderes, alles was er sagte, wurde entstellt und aufgebauscht weitergetragen. Es war klar, daß die Nazis anstrebten, Furtwängler „klein-

(1935)

zukriegen“. Bei seiner sensiblen Natur war dies um so leichter, je länger man ihn im ungewissen ließ. Bei all diesen Machenschaften spielte meine Person weiter eine Rolle. Der „Nervenkrieg“ ist ein Kampfmittel der Nazis, das sie nicht nur bei Furtwängler anwendeten. Ich hatte mich absichtlich von allem abgeschnitten und lebte in einer Umgebung, die weder mich noch einen „Fall Furtwängler“ kannte. Inzwischen wurde Furtwängler systematisch aufgehetzt. Dauernd wurden ihm erfundene Äußerungen von mir, die ihm angeblich schaden sollten, hinterbracht. Alles, was er zu hören bekam, wurde daraufhin abgestellt, ihn glauben zu machen, daß er ohne völlige Loslösung von mir nicht hoffen könne, wieder frei zu werden. Viel später einmal wurde mir erzählt, wie sehr sich die Nazis — unter ihnen vor allem Heydrich — der falschen Gerüchte gerührt haben, die sie damals dem impressionablen Künstler zuleiteten. „Die Schaffung einer Panik um Furtwängler herum“ nannten sie ihre Taktik. Gelegentlich erfuhr ich von diesen Dingen. In dieser Weise angeklagt und verfolgt zu werden, ohne sich verteidigen zu können, war ein seelisches Spießrutenlaufen ohne Ende.

Plötzlich gerieten die Dinge wieder in Fluß, aber sie nahmen eine gänzlich unerwartete Wendung. Eines Abends im März saß ich in der Wirtsstube, als eine besondere Bekanntmachung am Radio angesagt wurde. Sie begann mit den Worten: „Reichsminister Dr. Goebbels empfing heute Staatsrat Dr. Furtwängler.“ Und dann wurde verkündet, daß Furtwängler erklärt habe, er bedaure alle vorangegangenen Mißverständnisse, er habe niemals beabsichtigt, den Fall Hindemith zu einer politischen Frage zu machen, er anerkenne, daß die Leitung der Reichskunstpolitik in den Händen des Führers und Reichskanzlers liege...

War dies das Ende eines so verzweifelten Kampfes? Des tapfern Widerstandes im Ringen um die geistige Freiheit? Mein Herz stockte — ich konnte es nicht glauben.

Die Tatsache, daß Furtwängler scheinbar diese über alle Sender verbreitete Erklärung guthieß, wurde ihm nicht

(1935)

nur im Ausland verübelt; auch ungezählte Deutsche waren entsetzt darüber, daß dieser Mann, auf den so viele gebaut und der dank seiner einzigartigen Leistung so unabhängig von den Nazis war wie wenige andere — anscheinend klein beigegeben hatte.

Viel später erst habe ich die wahren Zusammenhänge erfahren. Furtwängler wurde dauernd von seinen Freunden und von seinem Publikum bedrängt, sie doch nicht im Stich zu lassen. Er war durch all das in einem schweren Gewissenskonflikt. Schließlich besprach er mit einigen Leuten, unter welchen Bedingungen er sich in den bevorstehenden Unterhandlungen eventuell bereit erklären sollte, seine Tätigkeit in Deutschland wieder aufzunehmen. Er legte seine Vorschläge und Bedingungen in Entwürfen zu einem Exposé fest. Nicht nur seine neue Sekretärin, sondern allerhand sonstige Hilfskräfte schrieben diese Entwürfe ab. Ein solcher Entwurf fand seinen Weg auf Goebbels' Schreibtisch. Mit diesem Papier in Händen hatte der schlaue Propagandaminister leichtes Spiel. Anstatt die immer wieder hinausgeschobene Unterredung zu gewähren, sandte er einen Referenten nach Potsdam mit einer bereits fertigen Erklärung, die nur noch Furtwänglers Unterschrift bedurfte. Der Wortlaut sollte unmittelbar nach der „Versöhnung“, an der Goebbels nicht mehr zweifelte, veröffentlicht werden. Jedoch dieser Text war derart, daß Furtwängler sich weigerte. Erst nach langem und hartnäckigem Verhandeln während einer langen Audienz kam als Kompromiß die Erklärung zustande, die der Öffentlichkeit übergeben wurde. Furtwängler war der Meinung, daß der endgültige Wortlaut nichts enthielte, was er nicht verantworten könne und im Grunde seinem Wunsch entspräche, jede politische Verantwortung los zu sein. Aber für die nicht Eingeweihten wirkte das Ganze eben doch wie ein Nachgeben Furtwänglers auf der ganzen Linie, um so mehr, als Goebbels aus „staatspolitischen Gründen“ einen Teil der vereinbarten Erklärung unterschlug.

Nachdem das Ergebnis der Unterredung im Rundfunk

(1935)

und in der Presse genügend ausgebeutet und das Prestige der Nazis im Falle Furtwängler wieder hergestellt war, stand nun der Aussprache mit Hitler nichts mehr im Wege. Inzwischen rückte das Datum für Furtwänglers nächstes Konzert in Wien, sein erstes Auslandskonzert nach langer Pause, immer näher. Wenn er rechtzeitig für die Proben zum Nicolai-Konzert eintreffen wollte, mußte er Berlin spätestens am 10. April verlassen. Die Unterredung mit Hitler war mehrmals hinausgeschoben worden. Schließlich wurde sie in der Reichskanzlei am Vormittag des Tages angesetzt, an dem Furtwängler abends nach Wien abreisen sollte. Ehe diese Zusammenkunft tatsächlich stattgefunden und Hitler das Ausreiseverbot aufgehoben hatte, war kein Grenzübertritt möglich.

Über den genauen Inhalt dieser Unterredung — vor allem soweit sie Furtwänglers zukünftige Tätigkeit in Deutschland betraf — wurde nichts Bestimmtes bekannt. Er hatte sich geweigert, eine feste Stellung in Deutschland anzunehmen, doch war er bereit, einige der Berliner Philharmonischen Konzerte zu dirigieren, sowie Konzerte mit den Philharmonikern in der Provinz und im Ausland. Er war auch gewillt, Opernvorstellungen im Reich zu leiten, jedoch nicht an der Berliner Staatsoper. Von Bayreuth war zunächst nicht die Rede. Er versprach ferner, nach seiner Rückkehr von Wien, am 25. April, ein Winterhilfskonzert in Berlin zu leiten. In diesem Konzert wurde er von seinem alten Publikum mit tobendem Beifall begrüßt. Hitler saß mit der ganzen Reichsregierung in der ersten Reihe. Während der Schlußovation stand er auf, ging zum Podium und reichte Furtwängler die Hand. Dieser symbolische Moment wurde natürlich fotografisch festgehalten und das Bild überall veröffentlicht.

Der 10. April, an dem die Aussprache Hitler-Furtwängler stattfand, war der Hochzeitstag Görings mit Emmy Sonnemann. Hitler war Trauzeuge, und daher war die Zusammenkunft auf eine frühe Morgenstunde anberaumt worden. Als Furtwängler jedoch mit seinem Wagen nach der

(1935)

Wilhelmstraße fahren wollte, kam er durch die Absperrung bereits nicht mehr durch, und als er schließlich auf endlosen Umwegen in der Reichskanzlei anlangte, war Hitler schon zur Hochzeit unterwegs. Von neuem mußte man den Führer zu erreichen suchen, um eine andere Stunde zu bestimmen. Schließlich trafen sich die beiden knapp vor der Abfahrt des Wiener Zuges. Die Reichskanzlei wies den Anhalter Bahnhof an, den Zug nicht ohne Furtwängler abfahren zu lassen. Also wartete der Zug, bis der Dirigent endlich auf dem Bahnsteig erschien und einstieg. Er war frei. Die Wiener Zeitungen berichteten in Schlagzeilen auf der Titelseite über seine Ankunft — „leider ohne die altgewohnte Sekretärin“ — — —.

Die altgewohnte Sekretärin saß inzwischen immer noch in ihrem Exil und wartete auf den Paß. Nicht einmal während Furtwänglers Abwesenheit von Berlin durfte sie dorthin fahren.

Während Furtwängler in der Wilhelmstraße auf Hitler wartete, stand Deutschland unter dem Zeichen von Görings Hochzeit. Diese pompöse Staatsaktion wurde mit allen Einzelheiten auf allen Sendern und in der Presse geschildert. Später wurde erzählt, daß Goebbels seinem Erzfeind und Rivalen in der Gunst des Führers durch diese Publizität einen Extraschabernack antun wollte. Ich weiß nicht, welche Wirkung die Schilderung dieser Feier im übrigen Reich hatte. Ich kann nur bezeugen, wie die Leute in Ebenhausen darauf reagierten.

Es war einer der ersten sonnigen Frühlingstage. Die Bauern saßen mit ihren Maßkrügen, anstatt in der Wirtsstube, im Freien auf den Holzbänken unter dem jungen Grün der Kastanienbäume im Hof der „Post“. Das Radio war vor das Küchenfenster gestellt worden, und alle hörten gespannt zu, wie die Feier und der reiche Gabentisch beschrieben wurden. Es war ein offenes Geheimnis, daß jeder „Volksgenosse“, und wenn er noch so arm war, darum angegangen worden war, zum mindesten eine Mark zu diesen Hochzeitsgeschenken beizusteuern. Alles wurde

(1935)

aufgezählt, die Yacht, die Brillantentiara mit dem diamantenen Hakenkreuz in der Mitte und vieles andere mehr. Die Bauern machten ihre Bemerkungen und bekundeten frei ihre Meinung über das Dritte Reich, dem nach Aussage seiner Führer eine tausendjährige Dauer beschieden sein sollte. Plötzlich sagte einer der biedereren Bayern: „Eines Morgens werden wir halt aufwachen und aus wird's sein mit dem Dritten Reich!“ Es war ein tröstlicher Gedanke.

Kapitel 23

Auf seiner Rückreise von Wien besuchte mich Furtwängler zum erstenmal seit seine Beziehung zu den Nazis wieder zusammengeleimt war. Wieder mußten wir uns in größter Heimlichkeit treffen. Er war durchaus nicht entspannt durch seine „Versöhnung“ mit der Regierung, er war sich noch nicht klar, welche Konsequenzen sie haben würde. In Wien wurde sein Verhalten stark kritisiert, und es war zweifelhaft, wie seine bevorstehenden Gastspiele in London und Paris aufgenommen würden. Er war müde und erschöpft, und wir sprachen kaum von etwas anderem als von seinen eigenen Angelegenheiten. Er hielt es für ausgeschlossen, daß ich je wieder meinen Fuß nach Berlin setzen könnte, außer zur endgültigen Auflösung meiner Wohnung. Ich fühlte, wie es ihn bedrückte, daß er keinerlei Möglichkeit sah, meine Lage zu erleichtern, und wir konnten nur von neuem die Hoffnungslosigkeit der ganzen Situation feststellen. Er ging allein weg, um zu vermeiden, daß wir zusammen gesehen würden. Ich blieb wie gelähmt zurück, und es dauerte eine ganze Weile, bis ich mich zusammenreißen konnte, um auch meinerseits das Haus zu verlassen. Es war weniger die Unsicherheit meiner Zukunft als das Entwürdigende meiner gegenwärtigen Lage, was mich so tief bedrückte.

Es blieb mir nichts übrig, als für den Augenblick in

(1935)

Bayern zu bleiben. Durch Wochen und Monate hindurch schwankte das Wetter zwischen Schnee und Regen, und ich saß in meinem armseligen Zimmer an dem winzigen Öfchen. Kam mal ein Sonnenstrahl, so sog man ihn auf wie ein Verdurstender. Der Spätfrühling war unbeschreiblich schön. Die würzigen Wälder, die Berge mit ihren weichen Umrissen, der Duft der Wiesen gegen Abend, die singenden Vögel, der klare Himmel mit seinen wechselnden Wolken — all das war so friedlich und beglückend. Ich hätte dies alles sehr genossen, wenn nicht die Ungewißheit der Zukunft so quälend auf mir gelastet hätte.

Während mein Fall unentschieden und mein Schicksal völlig in der Hand der Nazis war, enthielt ich mich tunlichst jeder Korrespondenz mit dem Ausland. Aber meine Freunde außerhalb Deutschlands bewährten sich jetzt. Einer von ihnen, ein prominenter Holländer, kam sogar öfters zugereist, um zu sehen, wie es mir ginge, und es war wohlthuend, sich mit ihm auszusprechen. Ihm habe ich es wohl zu verdanken, daß ich ein Angebot des bekannten Sammlers und Musikologen Anton van Hoboken erhielt, für sein „Archiv für Photogramme musikalischer Meisterhandschriften“ nach Amerika zu fahren, um dort nach weiteren Autographen zu suchen. Hoboken hatte dieses Archiv gegründet und es der Nationalbibliothek in Wien im Jahre 1927 zur Verfügung gestellt. Es war in der Albertina untergebracht und bestand aus fotografischen Reproduktionen handschriftlicher Originalpartituren der großen Meister. Der Sinn des Archivs war, dem Studenten, der bisher darauf angewiesen war, das Manuskript dort einzusehen, wo sich das Original zufällig befand, nun zu ermöglichen, Fotokopien musikalischer Meisterwerke der ganzen Welt an einer Stelle vereint vorzufinden. Hoboken war damals bestrebt, sein Archiv so viel als möglich zu erweitern, und einige amerikanische Bibliotheken hatten die Absicht ausgesprochen, gleiche Sammlungen zu begründen.

(1935)

Trotz dieses Angebotes einer Arbeit im Ausland, welches ich den Behörden unterbreitete, wurde mir mein Paß nicht zurückerstattet. Schließlich wurde mir geraten, eine neue Eingabe an die zuständige Stelle zu machen. Zu diesem Zwecke war meine Anwesenheit in Berlin unumgänglich nötig.

Inzwischen war Furtwängler nach London abgereist, um in Covent Garden „Tristan“ zu dirigieren. Zum erstenmal dirigierte er in London und Paris, ohne daß ich dabei war! Ich aber fuhr nach Berlin, wo ich mich zuerst ganz eingeschüchtert und allem entfremdet fühlte. Die Frau eines ausländischen Diplomaten sagte einmal zu mir: „Nichts verstehen die Nazis so gut, wie Menschen zu demütigen.“ Kaum kam ich nach Berlin, fingen sie sofort wieder mit ihren Machenschaften an. Es wurde mir bedeutet, ich solle mich möglichst unauffällig verhalten, mit niemandem sprechen und mich lediglich meinen Paßangelegenheiten widmen. Am Tag meiner Ankunft ging ich auf mein früheres Polizeirevier. Der alte Inspektor flüsterte mir zu: „Fräulein Doktor, ich bewundere Ihre Geduld. Wir kennen Sie doch nun schon seit so vielen Jahren. Wie können Sie das alles aushalten?“ Schließlich wurde mir gesagt, welche Formalitäten ich zu erfüllen hätte, und ich machte meine Eingabe.

Das Wiedersehen mit einigen Freunden in Berlin gab mir neue Zuversicht, und obwohl dieser Berliner Aufenthalt viele schmerzliche Gefühle aufwühlte, kam ich mit frischem Mut nach Bayern zurück. Mittlerweile war es Ende Mai geworden, alles stand in Blüte, und der kleine Ort strahlte wohlthuenden Frieden aus.

Kurz nach meiner Rückkehr kam Graf Lerchenfeld mich besuchen. Er schlug mir vor, für den Sommer an den Starnberger See, in die Nähe seines Hauses, überzusiedeln und dort die weitere Entwicklung meiner Angelegenheiten abzuwarten. Dies war ein willkommener Gedanke, und an einem sonnigen Morgen wanderte ich über die Berge und mietete mich für Mitte Juni in Percha ein.

(1935)

Inzwischen hatte Furtwängler seine Aufführungen in Covent Garden beendet und ließ mir sagen, daß er mich sofort nach Schluß seines Pariser Gastspieles besuchen würde. Er kam nach München, wo er auch einige Male dirigierte, und wir trafen uns häufig im schönen Heim eines treuen Freundes. Die Nazis fuhren fort, Furtwänglers Beziehung zu mir eine übertriebene Bedeutung beizumessen, und Herr Heß erkundigte sich während Furtwänglers Münchner Aufenthalt persönlich, ob ich wohl in der Nähe sei.

Mein neues Heim in Percha war ein reizendes kleines bayrisches Blockhaus mit blühenden Geranien an allen Fenstern. Das Haus gehörte zwei hochkultivierten Frauen aus der Familie Mendelssohn. Eine von ihnen, Fräulein Marta Mendelssohn-Bartholdy, war eine direkte Nachkommin von Felix Mendelssohn. Die andere, ihre Cousine, entstammte der schweizerischen Gelehrtenfamilie Dubois-Reymond. Obwohl beide nach der Nürnberger Gesetzgebung nicht zur „jüdischen Rasse“ gehörten (die eine hatte ein Achtel, die andere ein Viertel jüdischen Blutes, wie so schön ausgerechnet werden mußte), fühlten sie sich im Hitler-Deutschland nicht wohl und hatten sich auf das Land zurückgezogen. Sie hatten sich hier ein bezauberndes Heim geschaffen. Schöne Möbel aus Mendelssohnschem Familienbesitz und alte Bilder schmückten die Zimmer. Hier brauchte ich mich nicht in mich zu verschließen, wie bei den Bauern, und das tiefe menschliche Verständnis dieser vornehmen Frauen war unendlich wohltuend.

Mein Freund und Nachbar, Graf Lerchenfeld, war der Neffe des Grafen Hugo Lerchenfeld-Koefering, der während dreißig Jahren das Amt des bayrischen Gesandten in Berlin bekleidet hatte. Die Berichte dieses Diplomaten an den König von Bayern sind hochinteressante Dokumente der Zeit von der Begründung des deutschen Reiches bis zur Abdankung Wilhelms II. Der Neffe bearbeitete damals die Memoiren seines Onkels. Die Königlich Bayrischen Archive hatten ihm gern Einsicht in die nötigen Dokumente ge-

(1935)

stattet und waren mit dem Plan seines Buches einverstanden. Ein erster Band erschien 1935*. Als ich nach Percha übersiedelte, begann Graf Lerchenfeld gerade mit der Sichtung des Materials für den zweiten Band, und ich half ihm manchmal dabei. Dies war eine hochinteressante Arbeit — eine neue Welt tat sich mir auf.

Der bedeutendste Teil des Buches war ein Kapitel über Wilhelm II. Der Kaiser war ursprünglich ein großer Verehrer des älteren Lerchenfeld gewesen, aber im Verlaufe der schwankenden Konjunktur des politischen Lebens war seine Freundschaft einer etwas konventionelleren Beziehung gewichen.

Graf Lerchenfeld senior, als Doyen des diplomatischen Corps und Vertreter Bayerns, des bedeutendsten deutschen Bundesstaates neben Preußen, stand eine gewichtige Stimme bei den Beratungen über die Abdankung des Kaisers zu. Er kannte den Monarchen sehr genau und schrieb offen und ehrlich über ihn. Dieses Kapitel gehört wohl zu den aufklärendsten Dokumenten, die über die Person Wilhelms II. existieren. Aber der Verfasser hat in seinen letztwilligen Verfügungen an die Veröffentlichung dieses Teils der Memoiren gewisse Bedingungen geknüpft.

Furtwängler war Mitte Juni zu seinem Ferienaufenthalt nach Polen und an die Ostsee gefahren. Lange Wochen hindurch hörte ich nichts von ihm. Es war ja auch nichts zu sagen. Plötzlich stellte er seinen Besuch bei mir für Mitte August in Aussicht. Er kam per Flugzeug und blieb zwei Tage. Obwohl er nun gewissermaßen ein freier Mann war, erfüllten ihn allerhand neue Sorgen. Er hatte herausgefunden, daß meine Nachfolgerin ihrer Aufgabe keineswegs gewachsen war. Aber sie genoß die Unterstützung der Nazis. Was sollte er tun?

* Erinnerungen und Denkwürdigkeiten von Hugo Graf Lerchenfeld-Koefering, Kgl. Bayr. Staatsrat und Gesandter am Kgl. Preuß. Hof 1843—1925.

(1935)

Ich muß gestehen, daß trotz aller meiner Verzweiflung damals das Leben am See in diesen Sommertagen schön und harmonisch war. Viele vornehme, wertvolle Menschen hatten seit Generationen ihre Besitzungen in der Gegend, andere hatten sich neu angesiedelt. Sie waren alle keine Nazis und lebten unter sich in ruhiger Zurückgezogenheit. Aber auch dieser abgelegene Winkel blieb von Eindringlingen nicht verschont. Am Ufer des Sees, nahe von Schloß Berg, wo der unglückliche König Ludwig von Bayern ertrunken war, lag ein wunderschöner Besitz mit einem großen Park. Das Haus, welches aus den achtziger Jahren stammte, hatte lange leer gestanden. Plötzlich hieß es, daß es verkauft sei. Ein Heer von Arbeitern zog ein, kostspielige Umbauten wurden vorgenommen und der ganze Park neu angelegt. Man zerbrach sich den Kopf, wer wohl der Krösus sein mochte, der sich solches leisten konnte — es war der deutsche Innenminister Dr. Frick, dessen jährliche Bezüge nach angeblichen Parteigesetzen die Summe von 12 000 Reichsmark nicht übersteigen durften. Ehe er Justizminister in Thüringen wurde — als erster Naziminister in Deutschland —, war Frick ein kleiner Beamter in Bayern und besaß kein eigenes Vermögen.

Vom Moment an, da Frick seinen Wohnsitz bezogen hatte, jagten dauernd Ordonnanzen durch die Gegend. Seine Post wurde ihm durch Motorrad mit kleinen Beiwagen gestellt. Monatelang lebte er dort mit seiner Familie, „bewacht“ von einer ganzen Horde von SS.-Männern, für die am Eingang zu seiner Besitzung besondere Baracken gebaut worden waren.

Jetzt, wo ich schon seit so vielen Jahren in England lebe, kommt mir dies „Bewachen“ der Nazi-Minister noch grotesker vor als damals. Weder der englische König noch der Premier sind von solchem Pomp und solchen Sicherungsmaßnahmen umgeben, wie sie diese deutschen „Diener des Volkes“ nötig zu haben glaubten.

(1935)

Kapitel 24

Inzwischen fing mein Geschick an, sich zu wenden. Von verschiedenen Seiten bemühten sich einflußreiche Freunde, mir zur Rückgabe meines Passes zu verhelfen. Die Gefahr, daß ich Furtwängler schaden würde, sowie ich einmal im Ausland wäre, war groteskerweise einer der Hauptvorwände gewesen, mit denen die Nazis die Einbehaltung meines Passes begründet hatten. Nach endlosen Nachforschungen, welche der vielen in Frage kommenden Stellen meinen Paß zurückhielt, wurde mir schließlich bedeutet, an das Hauptquartier der Gestapo eine Eingabe zu richten unter Angabe, daß ich eine Beschäftigung im Ausland annehmen wolle. Herr van Hoboken wollte mich Anfang Dezember in Holland treffen, Anfang Januar sollte ich nach Amerika abreisen.

Inzwischen hatte Furtwängler meine Nachfolgerin Nummer 2 engagiert. Der dauernde Wechsel nach zwanzig Jahren stetiger Arbeit mit mir war für ihn sehr beunruhigend. Er hatte sich dem politischen Druck gefügt, hatte aber weder Zeit noch Lust, sich ständig mit der Neuorganisierung seiner Geschäfte zu befassen, welche sich bisher immer glatt abgewickelt hatten. Er erklärte daher plötzlich, daß, wenn mir nicht gestattet würde, nach Berlin zu kommen und von neuem seine Angelegenheiten zu ordnen, er nicht imstande sei, die nötige Zeit für alle von ihm übernommenen Aufführungen zu erübrigen.

Ehe ich aber seinem Wunsch nachkommen konnte, mußte die Genehmigung von Herrn Hinkel im preußischen Kultusministerium eingeholt werden, der die „kulturelle Betätigung der Nicht-Arier im Reich“ überwachte. Diese — mir bisher unbekannt — Nazi-Kulturgröße erteilte mir großspurig die Genehmigung zur Ordnung von Furtwänglers Angelegenheiten, jedoch unter der Bedingung, daß dies während Furtwänglers Abwesenheit von Berlin zu geschehen habe. Und überdies sollte ich — so wurde mir

(1935)

weiter bedeutet — wenn irgend möglich von niemandem gesehen werden!

Während meiner Anwesenheit in Berlin versuchte ich, mich in Furtwänglers Papieren zurechtzufinden. Wie sinnlos war dies alles! Wofür hatte Furtwängler nachgegeben? Um einer Wahnidee der Nazis zu genügen, war unsere in Jahren sorgfältigster Arbeit aufgebaute Organisation gänzlich unqualifizierten Menschen ausgeliefert worden. Zwar konnte Furtwänglers große Kunst von alledem nicht berührt werden, aber seine Nerven wurden durch diese Komplikationen in viel stärkerem Maße belastet als früher; und das machte sich bereits mehr und mehr fühlbar.

Schon damals hatten die Nazis im Grunde mehr Feinde als Freunde. Bald wußte man in Berlin, daß ich „wieder da“ sei, und ich bekam rührende Zeichen von Anhänglichkeit zu spüren. Nicht nur von den Musikern, sondern auch von den Taxichauffeuren an der Haltestelle an der Ecke meiner Straße und den Marktfrauen in der Halle.

Ich hatte viel Besuch. Viele beklagten sich über das Regime, und ich war auf bestem Wege, wieder in all die Wirrnisse hineingezogen zu werden. Dies wollte ich aber unter allen Umständen vermeiden, und nachdem ich alle nötigen Schritte in meiner Angelegenheit unternommen und Furtwänglers neues Sekretariat ins Lot gebracht hatte, fuhr ich schnellstens nach Bayern zurück.

Am 2. November erhielt ich meinen Paß. — Jedoch entdeckte ich zu meinem Schrecken, daß er abgelaufen war! Wie bezeichnend für die ganze Angelegenheit. Ich sagte mir sofort: „Dies ist eine neue Falle. Die Gestapo weiß genau, daß der Paß jetzt nutzlos ist, und deshalb schickt sie ihn zurück.“ Neues Bangen und neues Verhandeln. Diesmal hatte ich aber die wirkungsvolle Unterstützung der holländischen Gesandtschaft. Schließlich wurde mir mitgeteilt, ich möchte bei meinem Polizeirevier zwecks Aushändigung eines neuen Passes vorsprechen. Diesmal schien es wirklich Ernst zu sein. Ich brach also meine Zelte in Bayern ab und fuhr nach Berlin.

(1935)

Im Zuge saßen Frau Wagner und Tietjen, aber die Situation war so, daß ich es nie hätte wagen können, diesen treuen Freund anzureden, wenn er mich nicht in meinem Abteil aufgesucht hätte. Er sagte: „Nur Mut, jetzt kommt alles in Ordnung; kommen Sie zu mir, wenn Sie mich brauchen.“

Am 22. November 1935 erhielt ich einen Paß mit fünf Jahren Gültigkeit für In- und Ausland. Ich war frei! Endlich konnte ich wieder ein normales Leben beginnen. Die Gedanken jagten sich in meinem Kopf, während ich das kostbare Dokument fest an mich gepreßt hielt.

Doch meine Freude war von kurzer Dauer. Am nächsten Morgen erschien ein Beamter der Gestapo und nahm mir den Paß von neuem wieder ab. Dieser Rückschlag spiegelte den Kampf der verschiedenen Richtungen hinter den Kulissen wider. Genau wie die Mitglieder der Regierung, jeder auf seine Weise, ihre Interessen zu verfolgen suchten, so wurde auch meine Angelegenheit ein Spielball aller dieser sich befehrenden Mächte.

Nur mit größter Vorsicht konnte ich meine Freunde über das Vorgefallene verständigen, um nicht ihre Hilfsaktion für mich zu erschweren. Einige Tage später wurde mir bedeutet, mich nach Einbruch der Dunkelheit in eine bestimmte Seitengasse zu begeben, um dort einen vertrauenswürdigen Boten zu treffen. Ich ging mit klopfendem Herzen. Der Bote sagte zu mir, ich solle mir keine Sorgen machen — der Paß würde mir bestimmt bald zurückgegeben.

Das Schicksal war einmal freundlich gewesen. In diesen Tagen hatten Furtwängler und Tietjen bei Göring eine Opernbesprechung. Göring empfing Furtwängler mit den Worten: „Nun, sind Sie endlich zufrieden? Fräulein Dr. Geißmar hat ja jetzt einen neuen Paß.“ „Ja“, antwortete Furtwängler, „sie hat ihn 24 Stunden gehabt, dann ist er wieder abgeholt worden.“ Dies wußte Göring nicht. Er geriet in Wut und erklärte, er würde persönlich die Sache in Ordnung bringen.

(1935)

Der Paß kam aber nicht sofort. Von Tag zu Tag wartete ich. „Jetzt ist mir alles hier gleichgültig“, sagte ich zu meiner Mutter, „nur weg will ich, weg von Nazi-Deutschland, so weit wie möglich!“ Ich packte zwei kleine Reisetaschen — und wartete von Tag zu Tag ...

Nach zwei endlos erscheinenden Wochen klingelte es eines Tages an der Haustür. Es war der nur zu bekannte Gestapobeamte. Schweigend händigte er mir den Paß aus. Im gleichen Moment rief Görings Sekretärin an, um mir zu sagen, daß der Paß unterwegs sei. „Ich danke“, sagte ich. „Wann reisen Sie?“ fragte sie. „Morgen“, antwortete ich, obwohl ich wußte, daß ich Berlin noch am gleichen Tag verlassen würde.

Wir schickten unsere Mädchen aus dem Haus, damit sie nichts bemerken sollten; denn wir trauten niemand mehr. Ein Freund holte mein Gepäck und erledigte für mich die Zoll- und Devisenformalitäten an der Bahn. Gegen Abend ging meine Mutter aus, und bald nachher verließ ich meinerseits die Wohnung, als ob ich spazieren gehen wollte.

Ich stieg in den Haag-Expresß und ging in meinen Schlafwagen. Die holländische Gesandtschaft hatte mir ein Schreiben für die Grenze mitgegeben. Alles ging glatt, und nach einem langen und bangen Jahr verließ ich Deutschland und fuhr einer unbestimmten Zukunft entgegen.

ZWISCHENSPIEL IN AMERIKA

Kapitel 25

Nur wer es selbst erlebt hat, kennt das Gefühl, mit dem man die Grenzen der Heimat für immer hinter sich läßt, aus welchen Gründen auch immer es geschehen mag. Man verliert etwas unwiederbringlich, was kein neues Leben einem je ersetzen kann. Jeder muß es mit sich selbst ausmachen, welches seine innere Beziehung zu seinem Vaterland ist, wenn er es aus politischem Zwang verläßt. Alles dies war mir noch nicht klar, als Deutschland und damit das alte Leben mit seinem Wechsel von Erfolg und Enttäuschungen langsam aus meinem Gesichtskreis verschwand.

Zur Zeit, als meine Ausreise mehr oder weniger gesichert schien, war Furtwängler mit den Berliner Philharmonikern in England — zum erstenmal ohne mich. Er hatte mir sagen lassen, ich möchte mich nach meiner Ankunft in Holland mit ihm in Verbindung setzen, und so sandte ich ihm nach London die Nachricht mit meiner Adresse im Haag.

Zwei Tage später, früh morgens, wurde unter meiner Tür ein Brief hereingeschoben. Er trug Furtwänglers nur zu vertraute Schriftzüge. Zum ersten Male seit länger als einem Jahre hatte er gewagt, einen Brief an mich eigenhändig zu adressieren. Er schrieb mir, er wolle mich vor meiner Abreise nach Amerika sehen und würde daher seine Rückreise in Holland unterbrechen.

Seine Zeit war knapp. Nur 24 Stunden lagen zwischen seinem letzten Londoner Konzert und dem darauffolgen-

(1935)

den in Dortmund. Um die Zeit auszunutzen, beschloß ich, ihn in Vlissingen abzuholen, wo er nachmittags um fünf Uhr mit dem Orchester eintreffen sollte.

So wie die Dinge lagen, mußte ich unter allen Umständen vermeiden, von den Philharmonikern gesehen zu werden. Ich setzte mich daher schon in den bereitstehenden Zug nach dem Haag, und es gelang mir, ihm an Bord des ankommenden Schiffes die Nachricht zu schicken, daß ich im zweiten Wagen säße.

Der Zug nach Deutschland stand auf dem nächsten Geleise. Verborgten hinter einem Vorhang sah ich die altgewohnten Instrumentenkoffer umladen und die vertrauten Gesichter der Musiker, als sie in ihre Abteile stiegen.

Ein Gepäckträger kam mit Furtwänglers Handtaschen an meinem Zug entlang. Wie in alten Zeiten sagte ich: „Hier herein bitte.“ Und schon erschien Furtwängler, glücklich, mich endlich frei zu sehen. Er begann sofort, mir von England zu erzählen. Die Tour war nicht ganz wie früher verlaufen, und er war sich nicht ganz im klaren, ob er dies auf die allgemeinen Verhältnisse oder auf das Fehlen der alten sorgfältigen Vorbereitung zurückführen sollte. Er war müde und verstimmt und sagte mir, daß er sich entschlossen habe, nicht mehr so viel zu dirigieren. Er wollte im Winter einen langen Urlaub nehmen, den er in Ägypten zu verbringen gedachte. Im Haag angekommen, verließen wir den Bahnhof — für alle Fälle getrennt — und verlebten den Abend im gastlichen, kultivierten Heim guter Freunde.

Kurz darauf lud mich Mengelberg zu einem Konzert nach Amsterdam ein und ließ mich bitten, ihn in der Pause im Künstlerzimmer aufzusuchen.

Dies war das erstemal seit langer Zeit, daß ich ein Konzert besuchte, und zum erstenmal nach langer Zeit fühlte ich mich wieder in einem Künstlerzimmer willkommen. Es war ein französisches Programm. Der französische Botschafter plauderte mit Mengelberg, als ich heraufkam, und Mengelberg stellte mich mit den Worten vor: „Dies ist die

(1935)

berühmte Furtwängler-Sekretärin.“ Ich fühlte mich bei dieser Art Berühmtheit nicht ganz behaglich. Mengelberg sagte mir, ich sollte mich während meines Aufenthaltes in Holland als seinen Gast betrachten und für alles, was ich benötigte, über sein Büro verfügen.

Dies sollte sich bald als eine große Annehmlichkeit erweisen. Damals war es im allgemeinen noch nicht schwierig für einen deutschen Paßinhaber, Auslandsvisen zu bekommen, denn die Emigration hatte noch kein allzu hohes Maß erreicht. Noch fanden fremde Länder es nicht nötig, sich gegen unkontrollierte Einwanderung zu schützen, wie dies später der Fall war. Deutsche Kinder und Studenten bekamen noch ihre Gelder für das Studium im Ausland bewilligt. Aber gerade um die Zeit, als ich in Holland war, wurden die Bestimmungen etwas verschärft. Die verschiedenen Regierungen hatten ihren Konsulaten Anweisung gegeben, ein Visum nur in der Stadt zu gewähren, in der der Paß ursprünglich ausgestellt war. Wie schon erwähnt, war ich aus Deutschland sofort abgereist, als ich meinen Paß bekam, und hatte mir gedacht, daß ich meine Visa leicht in Holland bekommen würde. Indessen stellte es sich bald heraus, daß nicht einmal ein holländischer Freund, Chef eines Weltkonzerns, mir helfen konnte. Für mich stand jedoch eines fest: Unter keiner Bedingung würde ich meinen Paß nach Deutschland zurückschicken.

Meine Mutter verständigte sich mit der amerikanischen Botschaft in Berlin, und Botschafter Dodd erklärte sich sofort bereit, für mich eine Ausnahme zu machen. Er wies das amerikanische Generalkonsulat in Amsterdam dementsprechend an, und ich erhielt meinen amerikanischen Sichtvermerk.

Frankreich verweigerte damals plötzlich jedem deutschen Paß das Einreisevisum, und ich wollte doch so gern einige Tage in Paris verbringen, um alte Fäden wieder aufzunehmen. Der französische Botschafter im Haag konnte nichts dazu tun, aber Mengelberg sandte ein Telegramm an den Quai d'Orsay, und das französische Außenministerium

(1935)

erteilte mir telegrafisch die Bewilligung. Infolgedessen machte das belgische Transit keine weiteren Schwierigkeiten, und so hatte ich alles, was ich brauchte.

Knapp vor Weihnachten fuhr ich nach Paris. An der Bahn holte mich Lucienne Couvreur, Rouchés Tochter, mit ihrem Gatten ab. Sie hatte sich während aller meiner Schwierigkeiten großartig benommen und immer Mittel und Wege gefunden, mir zu schreiben. Wie glücklich war ich, diese treuen Freunde wiederzusehen! Ich kam mir wie verzaubert vor in dem wunderbaren alten Haus am Bois de Boulogne, und in der ersten Nacht gingen wir überhaupt nicht ins Bett, so viel hatten wir uns zu erzählen.

Rouché zeigte mir seine Korrespondenz mit der neuen Geschäftsführung der Berliner Philharmoniker. Wie plump wurden nun diese delikaten Dinge behandelt, auf die wir früher so viel Sorgfalt verwendet hatten. Und doch, wie weit sind die Nazis oft mit ihren Methoden gekommen!

Zu diesem Zeitpunkt waren die Dinge allerdings nicht mehr ganz so einfach. Die Stimmung in Frankreich wurde immer ungünstiger, besonders nach der militärischen Besetzung des Rheinlandes, und diese Strömung war so stark, daß die für April 1936 angesetzten traditionellen Pariser Frühjahrskonzerte der Philharmoniker abgesagt werden mußten.

Eines Abends waren wir im Theater, um ein neues Stück zu sehen. Plötzlich stand Herr von Hoesch, der deutsche Botschafter in London, vor mir, der die Weihnachtstage in seinem geliebten Paris verbrachte. Gerade ihn zu treffen war aufregend — so viel meines alten Lebens war mit ihm verknüpft gewesen. Trotzdem überkam mich damals das Gefühl, daß nun alles anders sei und daß ich als Flüchtling kein Recht mehr auf seine Freundschaft hätte. Ich sagte ihm offen, was ich fühlte; er aber nahm meine beiden Hände und sagte: „Warum denn nicht, sind wir nicht alte Freunde?“

Dies waren seine letzten Worte zu mir. Ich habe ihn nicht wiedergesehen, denn als ich nach London kam, war

(1936)

er noch nicht zurück, und während ich mich in Amerika aufhielt, starb er. Er hat vielleicht unter den Nazis mehr gelitten als wir, die wegen unserer Rasse verfolgt wurden. Aber er hat nie geklagt. Immer habe ich seine tiefe Lebensweisheit bewundert und habe seinen Wahlspruch zu meinem eigenen gemacht: *In dubio abstine!*

Am Weihnachtstag war ich zum Frühstück in der italienischen Botschaft. Cerruti waren inzwischen von Berlin nach Paris versetzt worden, und ich hatte ihnen sofort geschrieben, nachdem ich frei war. Wie viel hatten auch sie und ich uns zu erzählen! Ich habe sie später noch oft in Paris besucht, auch nachdem ich endgültig in London meine Zelte aufgeschlagen hatte. Später fiel Cerruti einem jener plötzlichen politischen Revirements zum Opfer, welche Mussolini so gerne aus heiterem Himmel von Zeit zu Zeit anordnete.

Von Paris aus fuhr ich für eine Woche nach London, und auch hier traf ich alte Freunde. Von der deutschen Botschaft sah ich natürlich niemanden, aber der österreichische Gesandte, Baron, jetzt Sir George Franckenstein, lud mich ein, und ich werde niemals seine Güte vergessen, die er mir in jenen Tagen entgegenbrachte.

Am 4. Januar 1936 fuhr ich nach New York.

Kapitel 26

Heute — im Mai 1941 — da ein großer Teil der europäischen Welt ihre Rettung in der Einwanderung nach Amerika zu sehen scheint, ist der Maßstab für das Einzelschicksal ein anderer, als er es im Jahr 1936 war. Es ist eine merkwürdige psychologische Tatsache, wie viel mehr der Einzelne ertragen kann, wenn er sein Geschick mit Millionen andern teilt.

Während ich dies nach einer von Kanonendonner erfüllten Nacht im bombardierten London schreibe, kann ich aus eigener Erfahrung sprechen. Wie völlig aus dem

(1936)

Gleichgewicht gebracht waren die Menschen sonst durch ungewöhnliche Ereignisse, etwa durch Erdbeben oder dergleichen. Heute zwischen Bomben durch die Luft, Häuser stürzen ein, große Brände und Explosionen sind an der Tagesordnung. Man hat sich daran gewöhnt, wie an den Rhythmus von Tag und Nacht. Angesichts dieser Erlebnisse hat sich auch unser Verhältnis zum Tode völlig verändert.

Heute stauen sich die Menschen vor den Schiffen nach Amerika. Als ich Deutschland im Jahre 1935 verließ, war der Drang nach dem Westen erst im Keime der Entwicklung. Zwar hatten viele Verfolgte Hitler-Deutschland verlassen, aber sie lebten ruhig irgendwo in Europa. Noch hatte die durch Hitler hervorgerufene Weltkrise ihren Höhepunkt nicht erreicht.

Als ich im Jahre 1936 nach Amerika fuhr, war ich ein Einzelschicksal, das noch nicht in den Strudel der Vergewaltigung ganzer Völker hineingerissen war. Mein Feind war das Land, in dem meine Familie seit Hunderten von Jahren ansässig gewesen, die Welt, in der ich aufgewachsen war, und an der ich mit allen Fasern meines Herzens hing.

Als ich bei dichtem Nebel in Southampton mein Schiff bestieg, gedachte ich meiner früheren amerikanischen Reisen. Wie anders war diese Fahrt! Doch je mehr sich das Schiff der neuen Welt näherte, desto mehr erfüllte mich tiefe Dankbarkeit, daß es mir vergönnt war, ein neues Leben anzufangen — wie immer es sich auch gestalten mochte.

Eine Freundin, die mich bei der Landung abholen wollte, sandte mir ein Telegramm, daß sie krank sei, und so stand ich allein an fremdem Ufer.

Ich dachte mir: diese Ankunft ist symbolisch für das Leben, das mir bevorsteht, so ist es eben jetzt. Mein Ankunftstag sollte aber der einzige einsame während meines Aufenthaltes in Amerika sein. Bereits mitten in der Nacht

(1936)

klingelte das Telefon. Es war Joseph Schuster, einer der beiden Solocellisten der Berliner Philharmoniker, welcher Berlin vor achtzehn Monaten verlassen und seitdem in Amerika festen Fuß gefaßt hatte. In einem Konzert von Artur Schnabel hatte ihm jemand gesagt, daß ich angekommen sei. Zufällig wohnte er im gleichen Hotel und erklärte, er müsse sofort zu mir heraufkommen. Mit der Nachtruhe war es zwar aus, dafür wurde aber für ihn und für mich ein Stück unseres früheren, längst begrabenen Lebens wieder lebendig, während wir bis in die Morgenstunden plauderten.

Nach und nach tauchten auch andere alte Freunde auf. Ich war beglückt in dem Gefühl, eine Zeitlang ruhig in New York bleiben zu können.

Wie ungewohnt war es, wieder als freier Mensch, ohne Angst zu leben, zu telefonieren, Musik zu genießen, in die Oper zu gehen, wie in alten Zeiten die Künstler in ihren Garderoben zu besuchen, Zeitungen und Zeitschriften aus der ganzen Welt zu lesen, Briefe ohne Hemmung zu schreiben und sich langsam aus dem unnatürlichen und verkrampten Zustand, in dem man sich befunden hatte, zu lösen.

Es war wie eine Genesung nach einer langen und schweren Krankheit. Es dauert lange, bis man sein Gleichgewicht wieder findet, aber von dem, was man erlitten hat, wird man nie wieder ganz frei.

Um diese Zeit war Sir Thomas Beecham in Amerika. Ich kannte ihn seit vielen Jahren und hatte ihn immer bewundert. Es strahlte von ihm so viel Unabhängigkeit und Freiheit aus. Sein erstes Konzert mit den Berliner Philharmonikern in meiner Amtszeit fand 1929 statt, und das Orchester verstand sich mit ihm von der ersten Probe an. Im Konzert passierte ein komischer Zwischenfall. Als Sir Thomas das Podium betrat, ging sein Schuhband auf. Anstatt sich vor dem ihn begrüßenden Publikum zu verbeugen, bückte er sich — mit dem Rücken gegen den Saal — und brachte erst mal in aller Ruhe

(1936)

seine Schuhe in Ordnung. Die Berliner Presse wußte damals nicht recht, was sie mit dem exzentrischen Gast anfangen sollte, und trotz aller Anerkennung der künstlerischen Leistung wurde der Vorfall, daß Sir Thomas bei seinem ersten Erscheinen dem Publikum den Rücken zugedreht habe, unnötig breitgetreten.

Immer, wenn Sir Thomas nach Berlin kam, erfreute uns seine freie Art, sich zu geben, und sein sprühender Witz. Er war unser treuer Freund seit 1927, als die Berliner Philharmoniker mit Furtwängler zum erstenmal in London gastierten. Es wird zwar behauptet — und ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß Sir Thomas höchst selbst der Urheber dieses Gerüchtes ist —, daß er niemals andere als seine eigenen Konzerte besucht. Aber wenn die Berliner und Furtwängler in London spielten, fand er sich stets ein, und immer wurde er vom Orchester freudig begrüßt. Immer hatte er Zeit für uns, und zwar nicht nur für Furtwängler, sondern auch für mich, und es ist eine in den Annalen meiner Arbeit für Furtwängler einzig dastehende Tatsache, daß ich im Winter 1934 nicht mit ihm in die Provinz abfuhr, weil Sir Thomas mich in London zum Mittagessen eingeladen hatte!

Über Sir Thomas' Großzügigkeit gibt es zahllose Geschichten. 1932 erlebten wir selbst ein kleines Beispiel davon. In jenen Jahren waren die Karten für Gastkonzerte der Berliner meist kurz nach Eröffnung der Kasse bereits vergriffen. Auch der Vorverkauf für die Englandtour 1932 war ausgezeichnet. Aber kurz vor Beginn der Reise starb plötzlich unser englischer Agent Lionel Powell, und seine Firma machte Bankrott. Es hieß, daß sein Tod inmitten der Winter-Season die Firma umgeworfen habe. Im Frühjahr darauf hätten sich wohl Einnahmen und Ausgaben die Waagschale gehalten, und es wäre keine Schwierigkeit entstanden. Nun aber, durch Powells Tod, waren sämtliche Einnahmen — also auch unsere Vorverkaufsgelder — Bestandteil der Konkursmasse geworden, und daher war das bare Geld, von dem die Ausgaben für die Tournee und die

(1936)

Gehälter des Orchesters bezahlt werden sollten, nicht vorhanden. Trotzdem waren wir uns einig, daß wir die Tournee möglichst nicht absagen wollten, um unser englisches Publikum nicht zu enttäuschen. Nachdem ich den Rat der deutschen Botschaft und ihres Rechtsbeistandes eingeholt hatte, setzte ich mich etwa vierzehn Tage vor Tourneebeginn in den Zug nach London, um zu sehen, was zu machen sei. Hier wurde ich zunächst von dem Anwalt der Botschaft beraten, der mir zwar in ausführlicher Weise den Tatbestand auseinandersetzen, aber nicht das geringste zur praktischen Lösung der Dinge beitragen konnte. Die Sache schien hoffnungslos. Weder bestand die geringste Aussicht, daß wir in absehbarer Zeit zu unserem Geld kommen, noch daß wir die Unkosten für die bevorstehende Reise ein zweites Mal aufbringen könnten. Ich war gerade zu dem deprimierenden Ergebnis gekommen, daß uns nichts anderes übrig bleiben würde, als die Konzerte doch abzusagen, als ich gebeten wurde, sofort Sir Thomas Beechams Anwalt aufzusuchen. Dieser erklärte mir: „Ich bin beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß Sir Thomas sehr ungehalten über diese unglückselige Angelegenheit ist. Er will sie in Ordnung bringen.“ „Was meinen Sie damit?“ fragte ich. „Es paßt Sir Thomas nicht, daß das Berliner Philharmonische Orchester in England Schwierigkeiten dieser Art hat. Er beabsichtigt, die Unkosten für die Tournee zu garantieren.“ „Was beabsichtigt er?“ fragte ich von neuem. „Sir Thomas wird alle Unkosten aus seiner Tasche bestreiten. Er hat mich beauftragt, das Nötige mit Ihnen zu besprechen.“ Die wenigen Formalitäten waren schnell erledigt. Meine schüchterne Bitte, Sir Thomas meinen Dank persönlich abstatten zu dürfen, wurde ausweichend beantwortet, und noch am gleichen Abend fuhr ich erleichterten Herzens nach Berlin zurück.

Vierzehn Tage später begann die Tour, und jedes Konzert war ausverkauft. Die Erwähnung der überaus komplizierten Verrechnung mit den nicht zur Verfügung stehenden Vorverkaufsgeldern gehört nicht hierher. Das letzte

(1936)

Konzert fand in der Albert Hall statt, und am Morgen während der Probe erhielten wir die endgültige Abrechnung. Sie zeigte ein Plus auch ohne die Vorverkaufsgelder, und so brauchten wir Sir Thomas' großmütige Garantie gar nicht in Anspruch zu nehmen. Gerade als wir uns dies klar gemacht hatten, erschien er unerwartet auf der Probe. Ich ging auf das Podium und erklärte dem Orchester, was sich ereignet hatte. Das Orchester begrüßte ihn mit enthusiastischem Bogengeklapper, und die Wogen der Begeisterung schlugen hoch.

So bestand seit Jahren zwischen ihm und den Berliner Philharmonikern eine aufrichtige Freundschaft. Sir Thomas ging überall gerne hin, wo gute Musik gemacht wurde, und deshalb kam er — bis zu einem bestimmten Zeitpunkt — häufig nach Berlin. Er war ein von innen heraus unpolitischer Künstler, das heißt, er trennte seine Musik von Politik, solange das nur irgend möglich war.

Im Dezember 1933 dirigierte er ein Konzert mit den Philharmonikern in Berlin und engagierte gleichzeitig einige Sänger für Covent Garden. Wir lebten damals alle schon stark unter Nazidruck, und sein Besuch war für uns eine große Erfrischung. Ehe er abreiste, frühstückte ich mit ihm im „Esplanade“ und brachte ihn dann an seinen Zug. Als wir uns verabschiedeten, sagte er plötzlich: „Wenn Sie je hier irgendwelche Schwierigkeiten bekommen sollten, müssen Sie nach Covent Garden kommen und für mich arbeiten.“

Oftmals während des langen Jahres, als ich auf meinen Paß wartete, waren meine Gedanken zu ihm geflogen, als dem einzigen Menschen, für den es mich wirklich noch interessiert hätte zu arbeiten, aber nie hatte ich ihm ein Wort geschrieben oder ihn von meinen Schwierigkeiten wissen lassen.

Kurz nachdem ich angekommen war, gab Sir Thomas ein Konzert mit dem New York Philharmonic Orchestra. Ich meldete mich bei ihm, und er bestellte mich nach dem Konzert ins Künstlerzimmer. Ich ging also in den mir wohl-

(1936)

bekannten „Green Room“ von Carnegie Hall und fand dort Sir Thomas, zwar noch etwas erhitzt von dem Konzert, aber in seiner üblichen sprühenden Laune. „Hallo!“ begrüßte er mich, „wie geht es Ihnen? Ich habe die unglaublichsten Geschichten über Sie gehört ... ist das wirklich alles wahr?“ Da das Künstlerzimmer aber voller Menschen war, ging ich schnell über diese Frage weg, und wir verabredeten eine Zusammenkunft.

Zwei Tage später besuchte ich ihn dann in seinem Hotel, dem „Savoy Plaza“. Seit diesem Besuch habe ich Sir Thomas in vielen Hotelsalons gesehen und habe mit ihm in vielen Hotels gewohnt. Wie auch der Raum ursprünglich aussehen mag, sobald Sir Thomas ihn bewohnt, nimmt er einen bestimmten Charakter an; Bücher, Noten und Zeitungen liegen auf den Tischen, und wenn er im Ausland ist, sicher wenigstens eine Nummer von der „Times“. Immer ist sein Reiseschach aufgestellt mit einem angefangenen Problem; Bleistifte liegen herum und seine kostbaren Pfeifen, die er mit Kunst und Sorgfalt stopft, nicht zuletzt seine speziellen Zigarren, die seit den letzten dreißig Jahren immer für ihn angefertigt werden. Trotz aller Versuche von Tabakinteressenten, den berühmten Kenner für eine andere Marke zu gewinnen, bleibt er seiner Zigarre treu. Und mitten in dieser Umgebung er selbst, wie er es sich gern nach getaner Arbeit bequem macht, von gepflegtester Eleganz, in seinen weißseidenen Pyjamas und dem türkischen Schlafrock darüber — ein Bild des Behagens und der selbstverständlichen Sicherheit.

Bald waren wir in ein langes Gespräch vertieft. „Nun müssen Sie mir aber genau erzählen, was Sie erlebt haben“, befahl er mit Humor in seinen funkelnden Augen, aber auch voller Güte und Ermutigung.

Sir Thomas ist einer der wenigen Menschen, mit denen man über alles offen und mit völliger Unbefangenheit reden kann. Es gibt nichts, was ich nicht gern mit ihm besprechen und was er mit seinem durchdringenden Verstand nicht sofort zurechtgerückt hätte.

(1936)

Nachdem ich ihm meine Erlebnisse des vergangenen Jahres geschildert hatte, erzählte ich ihm, mit was ich gerade beschäftigt war. Dies interessierte ihn sehr, und er erklärte es sofort für wünschenswert, daß auch in England ein Archiv musikalischer Fotogramme gegründet würde. Ich setzte ihm auseinander, daß ich mir noch nicht klar über die Entwicklungsmöglichkeiten meiner Arbeit sei. Dann sagte ich zu ihm: „Es gibt nur eine Arbeit auf der Welt, die mich interessieren würde, und das ist: für Sie zu arbeiten. Können Sie mich nicht nächsten Sommer bei der Covent Garden Season ausprobieren?“ Sir Thomas strich mit seiner unnachahmlichen Würde seinen Bart. „Warum nicht? Sie sind gerade die Person, die ich brauchen kann. In etwa zwei Wochen fahre ich zurück nach England. Ich bin gerade dabei, die Oper und das Orchester umzuorganisieren, und ich werde Ihnen Genaueres in etwa drei Wochen schreiben.“ Getröstet und voller Hoffnung für ein neues Leben verließ ich ihn. Er hatte mit mir ausgemacht, daß ich ihn nach seinem letzten Konzert am 20. Januar in New York noch einmal aufsuchen sollte. Dies tat ich, und er schlug mir vor, daß ich in jedem Fall „irgendwie“ zum Season-Beginn auftauchen sollte.

Inzwischen hatte ich langsam angefangen, Fühler auszustrecken, um die Forschungen für das Wiener Fotogramm-Archiv aufzunehmen. Erwünscht waren vor allem Originale von J. S. und Ph. E. Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Chopin, Mendelssohn und Brahms. Die Aufgabe war betreffs Amerikas besonders interessant, weil dort nicht nur viele Bibliotheken musikalische Originalhandschriften haben, sondern weil es auch eine ganze Reihe einzelner Liebhaber gibt, die mit Eifer und Begeisterung, oft auch mit großen Kenntnissen, ihre Privatsammlungen immer weiter auszubauen versuchen. Obwohl diese Art Arbeit mehr mit Musikwissenschaft als mit dem aktiven „Musikbetrieb“ zu tun hatte, brachte sie mich doch wieder in meine alte Welt zurück.

(1936)

Mein erster Besuch galt Miß Belle da Costa Green, der Leiterin der Morgan Library, die ich von früheren Besuchen in Amerika kannte. Sie hatte bei Adolf Furtwängler studiert, der viel für den älteren Morgan gesammelt hatte. Miß Green war Morgans Sekretärin und rechte Hand gewesen, und es hieß, daß sie jahrelang die Preise auf dem internationalen Kunstmarkt bestimmt habe.

Miß Green zeigte mir verschiedene kostbare Manuskripte und erklärte dann, sie habe das beste für zuletzt aufgehoben. Es war die Partitur der Sonate in G-dur für Geige und Klavier Opus 96 von Beethoven — ein Manuskript, das lange Jahre hindurch verloren geglaubt und niemals fotografiert worden war. Sie erlaubte mir ohne weiteres, eine Fotografie herstellen zu lassen und gab mir eine Reihe von Adressen, an die ich mich zwecks Auffindung anderer Manuskripte wenden sollte. Trotz meiner völligen Un- erfahrenheit auf diesem Gebiet schien sich alles ganz gut anzulassen.

Ein anderer höchst interessanter Fund war die Skizze zum letzten Satz der „Mondschein-Sonate“ von Beethoven, die dem bekannten amerikanischen Pianisten Ernest Hutcheson gehört. Das Blatt war viele Jahre lang im Besitz von Robert Schumann und ist Schumanns Album entnommen. Schumann hat eigenhändig den Titel darauf geschrieben.

Die Musikkritiker schienen wenig von diesen Dingen zu wissen. Ich besuchte unter anderen den — seither verstorbenen — Laurence Gilman, den langjährigen Musikkritiker der „New York Herald Tribune“, Amerikas anerkannten Wagner-Spezialisten. Nach einem langen Gespräch über Bayreuth sagte er mir, er habe gehört, irgendwo in Amerika sei ein kostbares Wagner-Manuskript, der Text zu einer der großen Opern. Ich versuchte nun, dies aufzstöbern, und durch puren Zufall kam ich dem Original auf die Spur. Es war das Libretto zu den „Meistersingern“, säuberlich geschrieben in Wagners feiner Handschrift. Es war damals im Besitz eines großen amerikanischen Samm-

(1936)

lers, der es sorgfältig in einem tiefen Gewölbe verwahrt hielt. Er zeigte es mir selbst und nannte den fabelhaften Preis, mit dem das kostbare Dokument damals bewertet wurde. Der Fund wurde in Musikerkreisen viel besprochen, und als Toscanini davon hörte, ließ er sich das Manuskript zeigen.

Meine Nachforschungen wurden immer faszinierender. Hilfe wurde mir von allen Seiten angeboten. Besondere Unterstützung fand ich bei einem Gelehrten, der Berichte über seltene Bücher und Manuskripte schrieb. Jedenfalls bestand kein Zweifel, daß in den Vereinigten Staaten viel Material zu finden war, und daß für die ganze Sache großes Interesse bestand.

Es wurde damals sogar der Plan besprochen, in New York und Washington ähnliche Archive zu gründen, zuerst das bis jetzt in Wien schon Gesammelte in Kopie für Amerika zu erwerben und dann das weitere Fotokopieren von Manuskripten mit Wien zu unternehmen und auszubauen.

Nichts stand im Wege, die Ausführung dieser Idee sofort in Angriff zu nehmen; doch Wien zog die Einwilligung dazu hinaus, und so mußte der Plan zunächst zurückgestellt werden. Die spätere Entwicklung der Dinge beweist, wie bedauerlich dies war. Nach dem Anschluß, als die Nazis in Wien einzogen, übernahmen sie natürlich auch die Leitung der Wiener Museen und so auch der Albertina, in der das Fotogramm-Archiv untergebracht war. Dies war das Ende des großzügigen Planes, der für die Musikwissenschaft der ganzen Welt von großer Bedeutung gewesen wäre.

Seit meiner Abreise nach Amerika hatte ich von Furtwängler nichts gehört, aber im Februar erhielt ich einen Brief — in Warschau aufgegeben —, der einen Monat gebraucht hatte, um in meine Hände zu gelangen.

Zu jener Zeit verdichtete sich das Gerücht, daß Toscanini die Absicht habe, seine Stellung als Direktor des New York Philharmonic Symphony Orchestra niederzulegen. Es hieß, daß alle Versuche, ihn zu halten, gescheitert seien, und daß

(1936)

er angeblich Furtwängler als einen geeigneten Nachfolger vorgeschlagen habe.

Furtwängler hatte eine selten mühelose Karriere gemacht, aber in Amerika war er in den Jahren 1924 bis 1927 auf mehr Schwierigkeiten gestoßen als in irgendeinem anderen Land. Trotzdem waren seine Konzerte bei vielen Musikern unvergessen, und jetzt, nach zwölf Jahren, sprachen sie noch mit Bewunderung von seinen Aufführungen, besonders von seiner Wiedergabe der Ersten Symphonie von Brahms.

In jedem Fall beschloß der Vorstand des New York Philharmonic, den Versuch zu machen, Furtwängler zu gewinnen, und sandte ihm ein Kabel nach Wien, wo er sich gerade aufhielt.

Furtwängler hatte von Anfang an starke Bedenken. Er hatte nach seiner „Versöhnung“ mit den Nazis keine feste Stellung inne; er war nur Gastdirigent des Berliner Philharmonischen Orchesters und der Berliner Staatsoper. Auch seine Tätigkeit in Bayreuth, wo er im Sommer 1936 zum erstenmal, nach fünfjähriger Pause, wieder dirigierte, konnte nicht als feste Tätigkeit bezeichnet werden. Er bekleidete auch kein offizielles Amt innerhalb der Reichsmusikkammer mehr, war aber natürlich deren Mitglied, wie es jeder deutsche Musiker sein mußte. In den Augen der Welt blieb er aber ein Repräsentant des deutschen Musiklebens. Nach langem Hin und Herr willigte er schließlich telegraphisch ein, für eine bestimmte Zeit der Saison das Amt des Direktors des New York Philharmonic Orchestra zu übernehmen. Am Samstag, den 29. Februar 1936, wurde Furtwänglers Engagement in der New Yorker Morgenpresse veröffentlicht und fand zunächst recht günstige Aufnahme. Dann aber ereignete sich etwas Seltsames. Die Abendpresse brachte gleichzeitig mit der Ankündigung des New Yorker Engagements in fetten Schlagzeilen eine Associated-Preß-Meldung aus Berlin des Inhalts, daß Furtwängler wieder in sein altes Amt als Direktor der Berliner Staatsoper eingesetzt sei.

(1936)

Der Posten eines Direktors des New York Philharmonic Orchestra ist eine der größten Dirigentenstellungen der Welt, und sogar, wenn die Meldung von Furtwänglers erneuter Annahme der Leitung der Berliner Staatsoper den Tatsachen entsprochen hätte, wäre es eine große Taktlosigkeit gewesen, diese Berufung am gleichen Tage wie das amerikanische Engagement zu veröffentlichen. Abgesehen davon war die New Yorker Berufung nur unter der Voraussetzung erfolgt, daß Furtwängler keinerlei feste Bindung hatte und in Deutschland sowie im Ausland nur als Gastdirigent wirkte. Indessen kann man eine Associated-Preß-Meldung nicht einfach ignorieren, und so entstand in einem Teil des New Yorker Publikums eine nur zu begreifliche Mißstimmung, die auch in der Presse zum Ausdruck kam. Während dies alles die Gemüter erregte, war der ahnungslose Furtwängler auf dem Weg nach Ägypten.

Es war nicht möglich, die Dinge einfach auf sich beruhen zu lassen. Eine Rückfrage bei der Associated Preß in Berlin ergab die überraschende Erklärung, daß diese Meldung „aus offizieller Quelle“ stamme. Diejenigen Amerikaner, die gegen Furtwänglers Berufung gewesen waren, sahen ihren Verdacht bestätigt, daß er doch ein verkappter Nazi sei.

Die Direktoren des Philharmonic, die sich alle für Furtwängler eingesetzt hatten, beschlossen nun, die Luft zu reinigen. Sie waren für ihren Kandidaten eingetreten und wollten in ihrem eigenen wie in seinem Interesse jedes Mißverständnis aus dem Wege schaffen. Telegramme wurden gewechselt, und Furtwängler kablete, er sei nicht Direktor der Berliner Staatsoper.

„I am not chief of Berlin Opera, but conduct as guest.
My job is only music. Wilhelm Furtwängler.“

Nochmalige Rückfragen bei der Associated Preß bestätigten andererseits, daß die Meldung des Berliner Büros auf offizieller Information beruhe.

Unmittelbar bevor Furtwängler nach Ägypten abfuhr,

(1936)

war von deutscher Seite wieder einmal alles versucht worden, um ihn zur Annahme einer festen Bindung zu bewegen, aber ohne Erfolg. Als nun in Deutschland plötzlich die Nachricht von seinem New Yorker Engagement bekannt wurde, geriet alles in Aufregung. Während er sich auf der Reise nach Ägypten befand und einige Tage lang nicht erreicht werden konnte, hat Göring angeblich die Mitteilung verbreitet, daß Furtwängler wieder in sein altes Amt an der Staatsoper eingesetzt sei. Görings Eitelkeit ließ es nicht zu, daß jemand eine Stellung ausschlug, die er angeboten hatte, und gleichzeitig eine Berufung nach New York annahm.

Während in den Musikkreisen der Kampf um die Furtwängler-Angelegenheit tobte, ereignete sich etwas, was nicht nur in New York, sondern für die ganze Welt im Moment alle anderen Fragen in den Hintergrund rückte: Am 7. März 1936 marschierte Hitlers Armee in das Rheinland.

Ich ging am gleichen Abend den Broadway entlang; eine aufgeregte Menschenmenge wogte hin und her; Bilder der einziehenden Truppen in voller militärischer Ausrüstung wurden gezeigt. Eine gespannte, dumpfe Atmosphäre herrschte überall — als stünde der Krieg unmittelbar bevor. Angesichts solcher Ereignisse war der Kampf der New York Philharmonic Society um Furtwängler eine aussichtslose Sache. Es ging jetzt um andere Dinge.

Bei den Redaktionen der Zeitungen liefen Hunderte von Briefen für und gegen Furtwängler ein. Freundliche und ablehnende Kommentare wurden gleicherweise veröffentlicht. Es protestierten die Gewerkschaften und erklärten, man würde ihn nicht landen lassen. Es protestierte unter anderen die Karl-Schurz-Gesellschaft, obwohl Furtwängler deren Ehrenmitglied in Deutschland war; es protestierte der Bund der in Amerika lebenden Deutschen, die Teachers' Union, die American Federation of Musicians und die American Federation of Labour.

(1936)

Den deutschen Dirigenten zu dem Standpunkt einiger seiner Freunde zu überreden: „it will all blow over“ wäre aussichtslos gewesen. Er hatte schon unter viel zu großen Bedenken zugesagt.

In einem Kabel, das am 15. März veröffentlicht wurde, verzichtete er auf seine Berufung. Es lautete:

„Political controversy disagreeable to me stop am not politician but exponent of German music which belongs to all humanity regardless of politics stop I propose postpone my season in the interest of Philharmonic Society until the time public realizes that politics and music are apart.

Luxor, 13. März 1936.

Furtwängler *.“

Das nächste, was ich von Furtwängler hörte, war die Mitteilung, daß in Berlin verbreitet würde, ich sei der Anstifter des ganzen Konfliktes und habe die Juden von New York gegen ihn aufgehetzt.

Ich besaß noch von meinen frühern Besuchen her eine Reihe von Freunden in Amerika. Es hatte immer eine Anzahl Künstler aus Europa in den USA. gelebt, die sich dort zeitweilig aufhielten oder ständig niedergelassen hatten. Zu alten Bekannten gesellten sich bald neue.

Der Hauptdirigent der Metropolitan Opera war damals Artur Bodanzky. Wie schon erwähnt, war Bodanzky vor Annahme seiner New Yorker Berufung von 1915 erster Kapellmeister des Mannheimer Hof- und Nationaltheaters

* „Politische Kontroversen sind mir zuwider. Ich bin nicht Politiker, sondern Vertreter deutscher Musik, die der ganzen Menschheit gehört unabhängig von Politik. Schlage vor, mein Gastspiel zu verschieben im Interesse der Philharmonic Society, bis das Publikum einsieht, daß Musik und Politik nichts miteinander zu tun haben.

Luxor, 13. März 1936.

Furtwängler.“

(1936)

gewesen, das auch schon andern großen Dirigenten als Sprungbrett gedient hat. Die alte Freundschaft aus den Mannheimer Tagen zwischen Bodanzkys und meinen Eltern hatte immer weiter bestanden, und nach meines Vaters Tod pflegten meine Mutter und ich Bodanzky und seine Frau jeden Sommer im Engadin zu treffen.

Bodanzky, der selbst die Wahl Furtwänglers als seines Nachfolgers in Mannheim befürwortet hatte, war voller Interesse und Freundschaft für seinen jüngeren Kollegen, und während unserer früheren Besuche in Amerika hatten wir viele schöne Stunden in seinem gastfreien Hause verbracht.

Nun kam ich allein, und er zeigte warmes Verständnis für meine Lage, aber in einem Punkt war er unerbittlich: er ließ sich auf keinerlei Argumentieren ein zugunsten derjenigen, die sich mit dem Nazi-Regime in irgendeiner Form eingelassen hatten.

Dank seiner war ich bald wieder in der Metropolitan Opera zu Hause und genoß dies mit vollen Zügen. Ich hörte „Lohengrin“ und den „Ring“ und traf wieder viel alte Freunde aus europäischen Opernhäusern, unter andern Lauritz Melchior; dieser trat nicht mehr in Deutschland auf, war aber dafür bei dem New Yorker Publikum äußerst beliebt — er und seine populäre Frau „Kleinchens“. Wie schön war es, sie nun in New York wieder zu treffen! Wo Lauritz auch lebt, läßt er sich niemals in seinen Gewohnheiten stören. Als ich zum erstenmal bei Melchiors zum Mittagessen ankam, waren sie gerade aufgestanden. Das Mittagessen wurde mit dem ersten Frühstück verbunden. Der Tisch war voll der herrlichsten Leckerbissen bayrischer Art: Würste, Bier und wunderbar gekochtes Beinfleisch. Die ganze Familie einschließlich Kleinchens bayrischer Eltern setzte sich in Pyjamas zu Tisch. Bald nach diesem Wiedersehen hatte Melchior Geburtstag, und ich erhielt eine Einladung, die Zeit „von sieben Uhr abends bis sieben Uhr morgens“ bei ihnen zu verbringen. Die Wohnung war aus diesem Anlaß festlich

(1936)

dekoriert worden, und eine Unmenge Menschen war versammelt, es war das reinste Volksfest. An jenem Abend traf ich zum erstenmal die später so gefeierte Kirsten Flagstad, die damals Melchiors Partnerin in allen Wagner-Opern war.

Ein aufregendes Wiedersehen feierte ich mit Alma Mahler, welche 1919 den Dichter Franz Werfel geheiratet hatte. Dessen Drama „Der Weg der Verheißung“ sollte damals gerade in New York unter Leitung von Max Reinhardt aufgeführt werden, und deshalb waren Werfels zur Zeit in Amerika. Alma und ich waren alte Freunde. Als ich im Jahre 1921 zum erstenmal Furtwängler nach Wien begleitete, suchte ich sie auf. Sie ist ein merkwürdiges Gemisch verschiedener Elemente, eine hinreißende und kraftvolle Persönlichkeit. Unser erstes Gespräch hatte mich erfaßt wie eine schwere Meereswoge. Alma kannte das Leben und war eine gereifte Frau — in ihrer Gegenwart fühlte ich mich wie ein unerfahrenes Kind. Sie hatte viel erlebt, und sie hatte eine seltene Einfühlungsgabe in das Schicksal anderer. Wie gut konnte man mit ihr über das Leben an der Seite eines genialen und komplizierten Künstlers reden. Nie war ich in Wien, ohne bei ihr zu sein, und manchmal kam sie auch mit Werfel nach Berlin. Als wir uns nun 1936 in New York trafen, war ich gestrandet, und die Welt, die uns beide verbunden hatte, war nun für mich verschlossen. Sie aber hatte noch ihr schönes Haus auf der Hohen Warte und war noch immer die „Königin“ des geistigen und politischen Wien; Schuschnigg und andere Mitglieder der österreichischen Regierung waren häufige Gäste in ihrem Salon. Jedoch auch ihre Stunde schlug, und sie verließ Wien noch in der gleichen Nacht, als Hitler in Österreich einmarschierte. Als wir uns dann im Jahre 1938 in London wieder trafen, war sie es, die auf der Wanderschaft war, während ich mittlerweile meine Zelte in Covent Garden aufgeschlagen hatte.

Nun, im Jahre 1936, saßen wir in New York im „St.-Regis“-Hotel, wo sie mit Werfel wohnte, und redeten Stun-

(1936)

den und Stunden von den Geschehnissen, die uns bewegten. Sie versuchte mir Mut zu machen, indem sie erklärte, es müsse doch alles wieder in Ordnung kommen ... aber ich bezweifle, ob sie dies je selbst geglaubt hat.

Eine andere Freundin von früher war *Eleonora von Mendelssohn*, die ich kannte, seit ich 1920 zum erstenmal in Berlin gearbeitet hatte. Sie war ein leidenschaftliches Geschöpf, und ihre große Liebe zum früheren Deutschland kam in einem unbändigen Haß gegen die Nazis zum Ausdruck. So sah ich sie nun wieder, das exotische Wesen, die Tochter einer italienischen Mutter und eines deutsch-jüdischen Vaters, des bekannten Bankiers Robert von Mendelssohn, der ein Freund von berühmten Musikern, ein Mäzen größten Stils und ein Liebhaber der bildenden Künste gewesen war. Und während wir zwei heimatlosen Frauen über unser gemeinsames Schicksal redeten, stieg das Bild des Mendelssohnschen Hauses im Grunewald vor mir auf — dieses Heims von Kunst und Schönheit und höchster Kultur, mit seinen Sammlungen, seinen wunderbaren Rembrandts und El Grecos. Nun war der Geist des Hauses zerstört, und seine Kinder — wie so viele — irrten in der Welt herum.

Kapitel 27

Schnell verflog die Zeit, und am 4. April 1936 schiffte ich mich auf der *Isle de France* nach Europa ein. An Bord waren allerhand Freunde, vor allem einige Sänger von der Metropolitan, die zur Covent Garden Season fuhren. Die Seereise schien mir sehr kurz, und am 10. April landeten wir in Plymouth.

Es war Karfreitag und strahlende Sonne — die Wiesen, die ich in Amerika so sehr vermißt hatte, leuchteten im goldenen Glanz der Schlüsselblumen.

Nachdem ich in London angekommen war, rief ich Sir Thomas an. Bekanntlich geht er nicht ans Telephon. Wenn es nicht abgestellt werden kann, ist er imstande, mit größter Seelenruhe daneben zu sitzen, während es immer weiter klingelt. Nur bei seltenen Gelegenheiten nimmt er den Hörer selber ab, und dann gibt er mit verstellter Stimme einen derart schreckenerregenden Ton von sich, daß ein nicht Eingeweihter sofort völlig eingeschüchtert schnell wieder einhängt.

Nichts dergleichen geschah, als ich anrief. Sir Thomas antwortete selbst mit lebenswürdigstem Ton: „Hallo, also Sie sind gelandet. Wie wäre es heute mit Lunch?“

Die Götter waren mir günstig. Nicht nur hatte ich ihn gleich erreicht, sondern er hatte auch Zeit — ein sehr seltener Zufall.

In diesen Tagen wohnte Sir Thomas wegen der Nähe von Covent Garden im „Waldorf Hotel“, und dort suchte ich ihn am 18. April auf. Er begrüßte mich voll Wärme, und ich fühlte seine ehrliche Anteilnahme. Eine Welle von

(1936)

Frische und Energie ging von ihm aus und wirkte auf mich wie Champagner. Nachdem wir uns über allerhand unterhalten hatten, fing er an, mich genauer auszufragen. Ich erzählte ihm von meinen New Yorker Erlebnissen. Jedoch Sir Thomas verliert nie gern viel Zeit, und so nahm er bald eine Diktatormiene an:

„Nun also, wie steht es eigentlich mit Ihnen? Sind Sie frei?“

„Ich bin noch nicht ganz frei“, antwortete ich, „aber wenn Sie mich wollen, so werde ich mich freimachen.“

„Ja“, sagte er, „ich will Sie.“

Er stand auf, ging an seinen Schreibtisch und schrieb den folgenden Brief:

Walddorf Hotel, Aldwych
W. C. 2, 18. April 1936.

Liebe Dr. Geißmar!

Es freut mich zu hören, daß Sie in der Lage sind, mein Angebot als Generalsekretärin für alle meine musikalischen Angelegenheiten anzunehmen.

Diese haben in den letzten Jahren ein so internationales Ausmaß angenommen, daß nur jemand mit Ihrer großen Erfahrung und Kenntnis des Kontinents den Aufgaben und der Verantwortung gerecht werden kann, die eine solche Stellung mit sich bringt.

Ich bin Ihr sehr ergebener
Thomas Beecham.

Er sagte: „Ich habe mir die Sache wohl überlegt. Es hat gar keinen Sinn, daß Sie nur zur Season kommen.“ (In meinen kühnsten Träumen hätte ich nicht mehr zu hoffen gewagt.) „Sie müssen ganz zu mir kommen, und ich werde Ihnen jetzt gleich sagen, was meine Pläne sind.“

Er begann dann im einzelnen darzulegen, wie seiner Ansicht nach das Orchester und die Oper organisiert werden müßten.

Sofort war ich mit größtem Interesse bei der Sache und fühlte mich glücklich, wieder eine wirkliche Aufgabe vor

(1936)

mir zu haben. So wie die Musikverhältnisse in der Welt nun einmal lagen, war Sir Thomas der einzige Dirigent seines Niveaus, der sowohl der Leiter eines Orchesters als eines Opernhauses war. Außerdem war er als Persönlichkeit der einzige seiner Art, mit dem man so arbeiten konnte, wie ich es liebte.

Ich erklärte ihm dann meine gesetzliche Lage. Als ich Deutschland sechs Monate vorher verlassen hatte, war die Geheime Staatspolizei dahingehend informiert worden, daß ich auf eine Geschäftsreise nach Amerika gefahren war, und ich war noch nicht ausgewandert. Ich hatte damit zu rechnen, daß die Gestapo sich in absehbarer Zeit nach meinen weiteren Plänen erkundigen würde. Sie hatte damals die Gewohnheit, Deutsche, die entweder im Ausland lebten oder sich auf einer Auslandsreise befanden, plötzlich auszubürgern oder ihr Konto zu sperren. Es war langsam an der Zeit, daß ich meine Situation klärte.

Sir Thomas riet mir, meinen Wohnsitz so schnell als möglich von Berlin nach London zu verlegen. Ehe ich dies tun konnte, mußte ich die Unbedenklichkeitserklärung meiner Steuerbehörde und meine polizeiliche Abmeldung von Berlin in Händen haben. Ohne diese beiden Bescheinigungen konnte ich mich in London nicht anmelden. Wir fanden es daher am besten, meinen Rechtsbeistand aus Berlin kommen zu lassen, da nur Spezialisten sich in den immer komplizierteren und dauernd wechselnden Bestimmungen der Nazis auskannten.

Sir Thomas und ich beschlossen, von unserer neuen beruflichen Bindung noch nichts verlauten zu lassen, damit die Nazis mir die Annahme meiner neuen Stellung nicht durch Erschwerung der Formalitäten vereiteln konnten. Er wollte aber seinen Anwalt verständigen, damit die notwendige Eingabe für meine Arbeitserlaubnis in England unverzüglich gemacht werden könnte.

Er meldete mich für den nächsten Tag bei seinem Anwalt an, und ehe ich ihn verließ, sagte er so ganz nebenbei:

„Übrigens, ich kümmere mich nie um Geld, wie Sie viel-

(1936)

leicht schon gehört haben. Geld langweilt mich. Aber sagen Sie mir, wieviel Gehalt Sie haben wollen.“

Nach all den Schwankungen meines Geschicks war ich noch ganz benommen von der Wendung der Dinge. Auch für mich stand Geld nie an erster Stelle. Es war die Arbeit, auf die es ankam. Ich nahm mich aber zusammen und nannte eine Summe, von der ich annahm, daß sie der von ihm umrissenen Tätigkeit entspräche.

„Einverstanden“, sagte Sir Thomas und entließ mich.

Am nächsten Tag suchte ich den Anwalt auf, der seit vielen Jahren die Angelegenheiten von Sir Thomas betreute. Dem Anwalt schien meine Begeisterung für meine zukünftige Arbeit etwas Besorgnis einzuflößen, und er fragte mit einem Anflug von Humor, ob ich mir auch klar sei, was ich übernommen hätte. Abgesehen von dieser Warnung hat er mich stets nach Kräften unterstützt. Als wir zur Besprechung des finanziellen Punktes kamen, sagte er mir, daß Sir Thomas mein Gehalt doppelt so hoch angesetzt habe als ich ihm vorgeschlagen hätte. Niemals werde ich ihm seine Großzügigkeit vergessen. Wohl war ich eine Arbeitskraft, die im Augenblick in seine Pläne paßte, doch ich befand mich in größter Notlage, und er wußte es. Wie viele andere hätten das an seiner Stelle ausgenutzt!

Mein Rechtsbeistand kam sofort angereist. Er war ein untersetzter, phlegmatischer Sachse, der durch nichts aus seiner Ruhe zu bringen war. Irgendwie hatte er es fertiggebracht, mit den Nazis auf gutem Fuße zu bleiben, obwohl er vielen half, die von ihnen verfolgt wurden. (Später durften ja bekanntlich „Arier“ nicht mehr die Geschäfte von „Nichtariern“ bearbeiten.)

Mein Berater war stolz und geehrt, nach London gerufen worden zu sein, und er brachte es fertig, in zwei Tagen mehr von der Stadt zu sehen als ich in den ganzen späteren Jahren. Vorsichtig begann ich, ihm mein Geheimnis anzuvertrauen.

„Um Gottes willen, bewahren Sie strengstes Stillschwei-

(1936)

gen, bis Sie Ihre polizeiliche Abmeldung hier in Händen haben“, sagte er und fügte ironisch hinzu, „na, die Nazis werden sich ja ganz besonders freuen, wenn sie von dieser Angelegenheit hören!“

Wir vereinbarten einen Code für seine Mitteilung an mich aus Deutschland und verabredeten, daß, wenn er mir ein Telegramm schickte: „Bruno ist abgereist“, dies heißen sollte, daß meine Papiere unterwegs und alles im Lot sei.

Inzwischen waren die Proben für die internationale Season in Covent Garden in vollem Gange. Zwar durfte ich ja noch nicht sagen, daß ich inzwischen zu Sir Thomas in ein „dienstliches Verhältnis“ getreten sei, doch ging ich jeden Tag ins Opernhaus und nahm oft an seinem Mittagessen teil. Dies wurde ihm von Boulestin, dem bekanntesten Restaurant — sein Besitzer, Marcel Boulestin, war der Verfasser berühmter Kochbücher und früherer Musikkritiker — ins Opernhaus geschickt. Diese Mittagsstunde war stets eine heitere und anregende Unterbrechung der Arbeit. Es war immer genug zum Essen da für die vielen interessanten Leute, die zu dieser Zeit hereinzuschneien pflegten.

Ich wohnte regelmäßig allen Proben von Sir Thomas bei. Einmal befand ich mich in schwieriger Lage meinem späteren Freund und Mitarbeiter Charles Moor gegenüber. Er war seit Jahren Chefregisseur von Covent Garden und war gerade im Begriff, mich aus dem Zuschauerraum hinauszweisen, weil nach den strengen Gesetzen des Hauses nur Mitglieder des Personals den Proben beiwohnen durften. Und so mußte ich ihm erklären, daß Sir Thomas selbst mich bestellt habe, um auf ihn im Parkett zu warten!

Es war nicht immer leicht für mich, den Mund zu halten. Besonders nicht, als Herbert Janssen, der berühmte Bariton von Berlin und Bayreuth, der seit siebzehn Jahren regelmäßig nach Covent Garden kam, zu mir sagte: „Wissen Sie, Geißmar, es gibt nur einen Platz auf der Welt, wo Sie hingehören — und das ist Covent Garden!“

(1936)

Bei diesen Proben wirkte Sir Thomas wie ein lebendiger Dynamo. Alles hing von seiner unerschöpflichen Energie ab, und es schien nichts zu geben, was er beruhigt einem andern allein überlassen konnte. Um seine Stimme zu schonen, benutzte er eine Polzeipfeife, die er an einem schwarzen Band um seinen Hals hängen hatte. Heute, wo ich fast alles verloren habe, besitze ich noch diese Pfeife — ein Überbleibsel glücklicherer Tage. Nach allen meinen Nöten schien mir dieses freie Leben wie ein Traum. Zwar hatte ich noch keine richtigen Pflichten und kam nur ins Opernhaus, wenn Sir Thomas mich bestellte. Aber ich machte mich langsam mit allem vertraut, besonders mit Sir Thomas selber.

Am 29. April war sein Geburtstag. Natürlich durften die Proben keine Unterbrechung erleiden, aber auf der Bühne herrschte heitere Stimmung, und dem berühmten Tabakkenner wurde ein Kistchen einer ganz besonderen Marke überreicht, zu dessen Ankauf das ganze Personal beigetragen hatte.

Inzwischen hatte er des öftern mit mir über seine weiteren Pläne gesprochen. Es war die Rede von einer Tournee des London Philharmonic Orchestra nach Deutschland unter seiner Leitung. Außerdem sollte die Coronation Season im Royal Opera House mit einer zehnwöchigen Spielzeit gefeiert werden. Neben der damals so beliebten deutschen Season sollten noch eine französische und eine italienische Opernreihe zur Aufführung kommen.

Ich schlug Sir Thomas vor, daß er seine Pläne für die französischen Opern mit meinem alten Freund, Monsieur Jacques Rouché, dem Direktor der Pariser Oper, besprechen sollte. Sir Thomas ist stets für neue Vorschläge zu haben. Er liebt schnelle Entscheidungen, und das macht die Arbeit mit ihm einfach und leicht. So sagte er sofort: „Sehr einverstanden. Am besten, Sie fahren gleich nach Paris. Besprechen Sie die Sache im allgemeinen mit Herrn Rouché — und dann fahren Sie gleich weiter auch nach der Schweiz während der dortigen Konzerte der Berliner Philharmoniker und verhandeln mit Dr. Furtwängler. Ich möchte gern,

(1936)

daß er die deutschen Opern hier nächstes Jahr dirigiert und werde Ihnen einen Brief mitgeben.“ Verschmitzt zwinkerte er mich an. Das war echt Sir Thomas. Natürlich wollte er sich die Mitarbeit des großen Wagnerdirigenten sichern, aber wie gütig von ihm, mir die Möglichkeit zu geben, meinen alten Chef und Freund wieder zu treffen.

In strahlendster Laune trat ich meine erste Reise auf den Kontinent in englischen Angelegenheiten an. Weder meine deutsche Abmeldung noch meine englische Arbeitserlaubnis war vor meiner Abreise eingetroffen. Aber Sir Thomas' Anwalt gab mir einen Brief für den Immigration Officer, welcher besagte, daß ich in Geschäften des Royal Opera House reiste und daß keine Schwierigkeit bezüglich meiner Arbeitserlaubnis für England zu erwarten sei.

In Paris standen die Kastanien in voller Blüte im Bois de Boulogne, wo ich bei alten Freunden in einem der schönen aristokratischen Häuser wohnte. Es war wie in alten Zeiten. Ich besuchte Robert Brussel im Ministère des Beaux-Arts, mit dem ich früher von Deutschland aus so viele Konzerte und Opernvorstellungen arrangiert hatte. Ich sagte ihm, daß ich jetzt für Covent Garden arbeitete und skizzierte ihm die Pläne für die Coronation Season. Er war äußerst interessiert und sagte mir jede Hilfe von seiten seines Ministeriums zu.

In diesen wenigen Tagen schuf ich eine Basis für die zukünftige Arbeit mit Covent Garden und war glücklich, mich wieder in meinem alten Wirkungskreis bewegen zu können. Täglich berichtete ich an Sir Thomas in ausführlichen Briefen.

Dann fuhr ich nach Zürich weiter. Zufällig teilte ich meinen Schlafwagen mit der langjährigen Sekretärin von Huberman. Sie war auf dem Wege von Amerika nach Wien, um sein dortiges Heim aufzulösen, da er die Entwicklung der Dinge klar voraussah.

Dies war eine merkwürdige Reise für mich heimatlosen Wanderer. Da ich von meinem gesetzlichen Berater noch keine Nachricht bekommen hatte, daß meine Angelegen-

(1936)

heiten geordnet seien, war ich noch von den deutschen Behörden abhängig und mußte sehr vorsichtig sein.

Als ich morgens in Basel aus meinem Schlafwagen stieg, kaufte ich eine Zeitung. Eine fette Schlagzeile fiel mir sofort ins Auge: „Wilhelm Furtwängler für ein Jahr beurlaubt.“ Was für ein seltsamer Auftakt für unser Wiedersehen!

Es war ein sehr bewegtes Wiedersehen. Wir waren uns einig, daß ich den Konzerten besser fernbliebe, aber sonst wollten wir die drei Tage in der Schweiz richtig ausnützen. Bald mußte er zu seinem Konzert nach Luzern weiterfahren. Freunde hatten ihm ein Auto zur Verfügung gestellt, und in diesem Auto erwartete ich ihn am nächsten Morgen an einer verborgenen Stelle, um nicht von den Orchestermitgliedern gesehen zu werden. Allerdings hörte ich später, daß der Orchesterdiener Jastrau, dieser Ur-Berliner, dem nie etwas entging, mich im Auto hatte sitzen sehen. Als ich ihn viel später wiedersah, sagte er zu mir: „Na, wissen Sie, Fräulein Doktor, ich habe Sie damals in Luzern gesehen und habe mir schon mein Teil gedacht. Aber verraten habe ich nischt.“

Einen Tag verbrachte ich mit Furtwängler und zwei englischen Freunden auf dem „Dolder“. Inmitten aller persönlichen Aufregungen und bei allen freundschaftlichen Gefühlen vergaß ich nicht einen Augenblick den Zweck meiner Reise. Furtwänglers Entschluß, ein ganzes Jahr nicht zu dirigieren, war sicher eine Lösung vieler Schwierigkeiten, aber ich war doch entschlossen, nicht unverrichteter Dinge zu Sir Thomas zurückzukommen, und so suchte ich Furtwängler zu überreden, seine „Nichtdirigierperiode“ vor den Coronation-Festlichkeiten zu beenden, wobei mich die beiden Engländer energisch unterstützten. Wir alle redeten auf ihn ein, bis er hilflos ausrief: „Ja, was wird aber der Göring dazu sagen?“ Eine seiner größten Schwierigkeiten bei Erreichung dieser einjährigen Ruhepause war nämlich Görings Enttäuschung über diesen Entschluß gewesen. Er hatte bestimmt darauf gehofft, Furtwängler wenigstens als

(1936)

Gastdirigent für sein geliebtes Opernhaus in Berlin zu gewinnen.

Ich sandte einen langen Bericht über alle diese Einzelheiten an Sir Thomas und teilte ihm auch mit, daß ich in Zürich ein Telegramm von meinem Rechtsberater bekommen hatte, daß „Brunos Abreise“ unmittelbar bevorstünde. Dies war ein heller Streifen am bisher bewölkten Himmel, und ich hoffte, daß nun alles bald nach Wunsch geregelt sein würde.

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Paris zurück. Dort fand ich einen Brief von Sir Thomas vor, der mir mitteilte, daß das London Philharmonic Orchestra bald eine offizielle Einladung für eine Deutschlandreise unter seiner Leitung erhalten würde.

Da Furtwängler am folgenden Tag für seine Opernproben in Paris erwartet wurde, war ich froh, mit ihm diese Angelegenheit noch gleich an Ort und Stelle besprechen zu können. Furtwängler, der so viele Jahre mit seinem Orchester in England gefeiert worden war, begrüßte den Plan eines Gegenbesuches wärmstens. Wir besprachen im einzelnen, wie alles am besten arrangiert werden sollte. Ich blieb noch einen weiteren Tag zu einem Frühstück, welches Rouché für den polnischen Komponisten Karol Szymanowski gab, dessen Ballett „Harnasie“ gerade uraufgeführt worden war, und fuhr dann nach London zurück.

Ich konnte es kaum erwarten, Sir Thomas wiederzusehen und ihm zu berichten. Er war mitten in seiner Opern-Season und sehr beschäftigt, aber er hatte immer Zeit für mich. Wie schön war es, eine „Götterdämmerung“-Aufführung zu hören mit der vertrauten Besetzung, mit Frieda Leider und ihrem Mann zu Mittag zu essen und über alle Opernneuigkeiten zu plaudern!

Sir Thomas sagte mir, daß er inzwischen die Einladung für die Deutschlandreise von Ribbentrop erhalten hatte, der damals „Außerordentlicher und bevollmächtigter Botschafter des Deutschen Reiches“ in London war.

(1936)

Natürlich ergaben sich aus dieser Einladung eine Reihe von Fragen. „Ich glaube“, meinte Sir Thomas, „es spart uns allen viel Zeit und Mühe, wenn Sie sofort wieder nach Paris zurückfahren und alles Nötige mit Furtwängler besprechen.“ So fuhr ich in der gleichen Woche zum zweiten Male über den Kanal.

In Paris überreichte mir Furtwängler einen offiziellen Brief von Generalintendant Tietjen. Tietjen schrieb, daß er erfahren habe, daß ich Generalsekretärin von Sir Thomas geworden sei und daß er diesen einladen wolle, einige Opernvorstellungen in Berlin zu dirigieren. Aber ehe er ihm direkt schriebe, wünschte er festzustellen, ob Sir Thomas, dessen bemerkenswerte Unabhängigkeit in bezug auf Einhaltung von Verpflichtungen bekannt war, auch ernstlich gewillt sei, die Einladung anzunehmen. Diese Vorfrage sollte etwaigen Mißstimmungen vorbeugen auf Grund der Tatsache, daß Sir Thomas im Jahr zuvor eine „Tristan“-Aufführung an der Berliner Staatsoper im letzten Moment abgesagt hatte. Außerdem schrieb Tietjen, es sei empfehlenswert, daß Sir Thomas ihn brieflich von meiner Anstellung verständige, damit er dann bei dem „Herrn Ministerpräsidenten“ das weitere veranlassen könne. Tietjen, als Generalintendant der Preußischen Staatstheater, genoß die Gunst Görings, welcher zwar unvorstellbarer Verbrechen gegen seine Mitmenschen schuldig, aber ein Lamm an Güte und Milde war, wo sein geliebtes Opernhaus in Frage kam. Als Preußischer Ministerpräsident übte er, wo er nur konnte, seine Macht im Interesse seines Opernhauses aus und verließ sich für die Ausführung seiner Absichten vollkommen auf Tietjen. Der mir wohlgewogene Tietjen erbat von Sir Thomas eine offizielle Bestätigung meiner Anstellung, um allen etwaigen Versuchen von Naziseite, mir meine Arbeit in London zu erschweren, zuvorzukommen.

Während ich in Paris mit Furtwängler die englisch-deutschen Pläne besprach, verhandelte ich auch mit Rouché. Er erklärte seine Bereitwilligkeit, mit Covent Garden für die französischen Opernaufführungen zusammenzuarbeiten.

(1936)

Auch Brussel bestätigte mir, daß solche Pläne die Unterstützung der französischen Regierung finden würden. Ich besprach ferner die Frage eines Gastspieles von Sir Thomas an der Pariser Oper und bekam die Antwort: „Nous ne demandons pas mieux.“ Es gibt Zeiten, in denen alles nach Wunsch geht, und als ich bei meiner Rückkehr Sir Thomas von dem Ergebnis meiner verschiedenen Unterredungen berichtete, erklärte er, meine Arbeit ginge ja wie geschmiert.

Bei meiner Rückkehr in London erwartete mich ein Telegramm: „Bruno heute abgereist.“ Endlich frei! Meine Übersiedlung nach London war ohne jede Schwierigkeit bewerkstelligt worden. (Nebenbei hat sie mich etwa 100 000 Mark gekostet*.) Strahlend teilte ich Sir Thomas die erfreuliche Nachricht mit, wozu er nebenbei bemerkte: „Übrigens, Ihre Arbeitsbewilligung ist auch eingetroffen, Sie können also losschießen.“

Ich zeigte ihm dann Tietjens Brief, den er mit belustigtem Schmunzeln zur Kenntnis nahm. Er seinerseits zeigte mir das neue Briefpapier, das er hatte drucken lassen. „Wie gefällt Ihnen das?“, fragte er. Auf diesem Papier, mit dem Briefkopf „Sir Thomas Beecham, Bart., General Secretary Dr. Geißmar; Royal Opera House, Covent Garden, W.C. 2“, schrieb er sofort an Tietjen.

28. Mai 1936.

General-Intendant Tietjen, Staatsoper Berlin.

Sehr geehrter Herr Tietjen!

Ich teile Ihnen hierdurch mit, daß ich Fräulein Dr. Berta Geißmar als Generalsekretärin für alle meine musikalischen Angelegenheiten engagiert habe.

* Es war die Reichsfluchtsteuer — eine Summe, die ich der deutschen Regierung zahlen mußte für die Erlaubnis, meiner Heimat zu entfliehen und mich in einem anderen Land niederzulassen.

(1936)

Ich beabsichtige Dr. Geißmar Ende Juni nach Deutschland zu senden, um verschiedene Dinge mit Ihnen zu besprechen.

Ihr sehr ergebener
Thomas Beecham.

In diesen Tagen hatte ich wirklich nicht die leiseste Ahnung, ob ich jemals wieder nach Deutschland fahren könnte. Dies focht aber Sir Thomas nicht im geringsten an. Er konnte das Ganze nur von der humoristischen Seite ansehen und nahm als selbstverständlich an, daß, wenn er mich in seinen geschäftlichen Angelegenheiten nach Deutschland schicken wollte, dieser sein Wunsch genügen würde, um alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Merkwürdigerweise war es auch so.

Die Season war immer noch in vollem Gange und Sir Thomas sehr in Anspruch genommen. Nicht nur mußte er fast jeden Abend am Pult stehen, sondern er hatte auch die Oper als ihr Direktor verwaltungsmäßig zu leiten; dazu arbeitete er damals schon sorgfältig am Spielplan für die Coronation Season.

Für mich war natürlich alles gänzlich neu, aber Sir Thomas machte es mir leicht. Er forderte mich auf, so viel wie möglich in seinem Zimmer zu sein, während er arbeitete, und so lernte ich schnell, wie die Dinge bei ihm gehandhabt wurden.

Er war sehr großzügig und ließ mir völlig freie Hand, meine Arbeit so einzurichten, wie ich es gewöhnt war. Ich teilte meine Akten in bestimmter Weise ein und wandte meine alte und erprobte Methode an. Vor allem vermied ich, zu viel mit ihm über die ungezählten Fragen, die von allen Seiten für ihn einliefen, zu reden, sondern tippte sauberlich alles auf eine Art täglichen Fragebogen auf, so daß er meistens einfach „ja“ oder „nein“ hinzuzufügen brauchte. Die für ihn eingelaufenen Briefe wurden auf einem Extratisch ausgelegt, in manchen Fällen schon mit erklärenden Notizen von mir versehen. Aber Sir Thomas machte in be-

(1936)

zug auf seine Korrespondenz keine Ausnahme von anderen großen Männern. Er hatte seine besondere Art, mit seinen Briefen umzugehen. Er pflegte einen Brief in die Hand zu nehmen, ihn anzusehen, dann herumzudrehen und ihn wieder auf den Tisch zu legen. Damit war meist sein Interesse zu Ende, und der Rest blieb mir überlassen. Wenn er hingegen eine Angelegenheit als wichtig erachtete, widmete er ihr seine ungeteilte Aufmerksamkeit, und wenn er selbst einen Brief diktierte, so war er von peinlichster Genauigkeit; der Brief mußte immer wieder neu geschrieben werden, bis er seinen Anforderungen genügte.

Die Erledigung der Korrespondenz war allerdings nur ein Bruchteil meiner Arbeit mit ihm. Die Haupttätigkeit bestand natürlich aus den laufenden Geschäften, die von dem Büro eines Operndirektors und Orchesterleiters zu erledigen sind. Aber Covent Garden war ein besonderer Boden, und manchmal entstanden Situationen, bei denen ich, besonders im Anfang, als ich meinen Chef noch nicht so intim kannte, nicht wußte, wie ich ihnen gerecht werden sollte. Sir Thomas gab mir sehr selten Anweisungen oder Erklärungen für irgend etwas. Zum Beispiel hat er mir niemals auch nur mit dem leisesten Hinweis geholfen, mich in dem Gewirr der ungezählten neuen Menschen zurechtzufinden, mit denen ich notgedrungen in Berührung kam. Ich mußte mir über alle mein eigenes Urteil bilden, während er sich damit begnügte, zu sagen, daß einer entweder ein Dummkopf oder etwas Ähnliches sei.

Eines Tages, als ich mich wieder einmal gezwungen sah, den Ausweg aus einem Dilemma allein zu finden, ohne nur eine Ahnung von den Wünschen meines Chefs zu haben, fragte ich ihn, warum er mir eigentlich niemals irgendwelche Anweisungen gäbe — wie sollte ich je wissen, ob ich etwas richtig machte oder nicht. Während andere Leute, wenn sie unzufrieden sind, dies zum Ausdruck bringen, hatte Sir Thomas die unbequeme Angewohnheit, in einem solchen Fall einfach zu schweigen. Wenn ich auch vor meiner Arbeit mit ihm einen verantwortungsvollen Posten beklei-

(1936)

det hatte, so war ich doch hier fremd; Covent Garden hatte seine ganz besondere und strenge Etikette, und Sir Thomas konnte, ohne daß er nur die Stimme erhob, der anspruchsvollste Chef sein, den man sich denken kann. „Ja, wissen Sie“, erklärte er mir, „als ich ein kleiner Junge war und schwimmen lernen sollte, warf mich mein Lehrer einfach ins Wasser, und ich bin immer ein Anhänger dieser wirksamen Erziehungsmethode geblieben. Außerdem“, fügte er mit seiner unnachahmlichen Selbstsicherheit hinzu, „wenn ich mir jemand als meinen persönlichen Mitarbeiter engagiere, so tue ich es, weil ich ihm vertraue, und selbstverständlich bleibt es ihm überlassen, wie er seine Arbeit einrichtet.“

Man muß viele Jahre in England gelebt haben, um zu erkennen, daß eine solche Einstellung das Ergebnis jenes Geistes ist, um den eine verworrene Welt heute kämpft.

Kapitel 28

Inzwischen gingen die Verhandlungen für die Deutschlandreise des London Philharmonic Orchestra weiter, und Sir Thomas nahm es als selbstverständlich an, daß ich seine Angelegenheiten auch in Deutschland für ihn erledigte. Indessen, gewitzigt durch meine Erfahrungen, sagte ich ihm: „Das ist alles schön und gut, aber nach allem, was ich erlebt habe, muß ich sicher sein, daß mir in Deutschland nichts zustößt. Ich werde die Reise gerne bearbeiten, aber ich will mich frei bewegen können und davor sicher sein, daß, während die eine Behörde sich mit den Vereinbarungen einverstanden erklärt, eine andere beschließt, mich bereits an der Grenze zu verhaften, oder eine dritte mir wieder meinen Paß abnehmen läßt.“ Man hörte zu jener Zeit von vielen Fällen, in denen Leuten ohne die geringste gesetzliche Handhabe ihre Pässe weggenommen wurden. Sir Thomas nahm alles, was ich sagte, nicht ernst und erklärte mit Bestimmtheit: „Machen Sie sich keine Gedan-

(1936)

ken, in dieser Angelegenheit wird es keine Übergriffe geben.“ Ich wollte nicht mehr Schwierigkeiten als nötig machen, denn ich schämte mich, daß ich solche Möglichkeiten überhaupt erwähnen mußte.

Inzwischen wurde ich mit Sir Thomas immer mehr vertraut. Jeder Tag begann mit einem langen Telefongespräch. Eines Morgens rief er mich an und sprach mit mir über allerhand. Schließlich sagte er: „Übrigens — Sie können nach Deutschland fahren, so oft und so lange Sie wollen; das ist alles in Ordnung.“ Er sagte dies ganz nebenbei, gerade wie er sagen würde: „Bitte kommen Sie um zwölf Uhr ins Opernhaus.“ Später ging ich zu ihm, um näheres zu hören. Nach allen Erfahrungen war mir die Sache nicht geheuer, aber für ihn war sie kein Problem. „Ja, wissen Sie“, erklärte er mir, „ich habe gestern mit Ribbentrop eine Besprechung gehabt. Ich habe ihm gesagt, daß Sie alle meine musikalischen Angelegenheiten bearbeiten und selbstverständlich die deutsche Tournee betreuen, und daß ich natürlich sicher sein müßte, daß nicht die geringsten Schwierigkeiten gemacht würden. Aber er hat mir gesagt, Sie hätten nur Freunde in Deutschland, und daß sie alle stolz darauf wären, daß ich eine deutsche Sekretärin habe. Sie sehen also“, schloß Sir Thomas, „es ist kein Grund für Befürchtungen.“

Das war echt Ribbentrop. Ich war zwar an allerhand gewöhnt, aber eine so schamlose und zynische Lüge wie diese von Ribbentrop ging denn doch zu weit. Es darf nicht vergessen werden, daß in diesem Moment „Freundschaft mit England um jeden Preis“ das Losungswort der Nazi-Außenpolitik war. Hitler, der wenig wußte, wie es in der Welt wirklich aussah, vertraute auf Ribbentrop, der weiße Gamaschen trug und sich bemühte, englischer zu sein als die Engländer.

Natürlich hatte ich keine Verbindung mit der deutschen Botschaft, aber eines Tages rief mich Baron Fries, der frühere Privatsekretär Hoeschs, an. „Endlich haben wir Sie erwischt“, sagte er, „wo stecken Sie denn?“ Ich sagte: „Ich

(1936)

stecke im Royal Opera House“. „Aber warum melden Sie sich denn nicht?“ „Wie sollte ich?“ gab ich zur Antwort. Er verstand natürlich und frug weiter: „Aber Sie haben doch hoffentlich nichts dagegen, einen alten Freund zu treffen?“ Nein, dagegen hatte ich nichts. Fries war Hoesch treu ergeben gewesen. Dafür hatte er später unter Ribbentrop zu büßen. Fries war in jeder Beziehung hilfreich und sagte mir, daß Ribbentrops Vertrauensmann, der damals sein Verbindungsoffizier für alle besonderen Angelegenheiten zwischen England und Deutschland war, bald in London zurück erwartet würde. Ich mußte diesen Mann unbedingt sprechen, damit die Tournee sofort in die richtigen Wege geleitet wurde. Ribbentrop hatte zwar an Sir Thomas einen sehr pompösen Brief geschrieben, in welchem er ihm mitteilte, daß er die Vorarbeiten begonnen und die für die Arbeit passenden Leute damit beauftragt habe, aber was ich von anderer Seite über die Vorbereitungen zu dieser Tournee auf deutscher Seite hörte, versetzte mich in größte Unruhe, und ich mußte befürchten, daß die Reise verkorrt würde, ehe sie nur angefangen hatte.

Kurz darauf rief mich plötzlich Ribbentrops Verbindungsmann an, der gerade angekommen war. Er fragte, ob ich in die deutsche Botschaft kommen könnte, um die Tournee zu besprechen. Ich sagte, ich möchte das lieber nicht. Dies war der erste Konflikt in meiner neuen Arbeit. Ich war fest entschlossen, alles Erdenkliche für Sir Thomas zu tun, aber ich war gerade so fest entschlossen, meinen Fuß nicht in die deutsche Botschaft zu setzen, solange die Nazis am Ruder waren. Andererseits konnte ich aber den betreffenden Herrn nicht gut zu mir bitten, denn ich lebte in einem Dachzimmer, um mir Geld für mein neues Heim zu sparen. Schließlich vereinbarten wir, uns im „Carlton Hotel“ zu treffen, und dorthin begab ich mich mit unbehaglichem Gefühl. Bei einem Cocktail wurde nun ganz vorsichtig das Gespräch angebahnt. Zuerst brachte ich kaum ein Wort heraus. Aber der Betreffende war niemand, vor dem man sich zu fürchten brauchte. Er war ein vornehmer und fein-

(1936)

fühliges Mann aus altem Adel, der sein Leben meist im Ausland verbracht und nun eine ziemlich freie Funktion übernommen hatte. Schon zwei Jahre später hat er seine Verbindung mit Ribbentrop und dem diplomatischen Dienst gelöst. Er sagte mir, daß der Botschafter ihm die Organisation der Tournee überlassen habe, gab aber offen zu, daß er in solchen Dingen ganz unerfahren sei. Als ich merkte, wie wenig Bescheid er wirklich wußte, sagte ich: „Das beste ist, ich entwerfe einen Plan. Wenn die Hauptpunkte feststehen, ist alles andere einfach.“ Dies schien ihn sehr zu erleichtern, und er erzählte mir dann, daß Ribbentrop einen Vertreter für die ganze Reise innerhalb Deutschlands ernannt habe. Ich kannte den Mann. Diese Wahl war die schlechteste, die man hatte treffen können. Obwohl ich es mir damals kaum leisten konnte, Ratschläge zu erteilen, sagte ich sofort: „Das ist unmöglich! Wenn ein Boxkämpfmanager gesucht würde, dann wäre der Mann am Platz, aber er ist keinesfalls jemand, den man auch nur in die Nähe von Beecham bringen kann; der reißt Ihnen einfach aus, wenn Sie das tun.“

Glücklicherweise schien ich trotz aller meiner politischen Schwierigkeiten immer noch eine Art Autorität zu haben, denn Ribbentrops Abgesandter wurde bedenklich. Ich schlug dann weiter vor: „Die Sache ist einfach. Ich bearbeite die Tournee von England aus, und das Büro der Berliner Philharmoniker kann alles innerhalb Deutschlands regeln. Die wissen genau, was zu tun ist und haben jahrelang mit mir zusammen diese Arbeit gemacht. Wenn die London-Philharmonic-Orchestra-Tour auf diese Weise gehandhabt wird, können Sie sicher sein, daß die Sache klappt.“ Er begrüßte diese einfache Lösung wärmstens und war nur besorgt, wie er den schon ernannten deutschen Vertreter, der anscheinend von der Reichsmusikkammer empfohlen worden war, im guten wieder loswürde. Aber das war nicht meine Sorge. Als wir uns trennten, sagte ich: „Sie können sich auf mich verlassen; aber unter zwei Bedingungen: Ich wünsche weder meine frühere Sekretärin noch den von den Nazis

(1936)

eingesetzten neuen Geschäftsführer der Berliner Philharmoniker zu treffen. Abgesehen von diesen Bedingungen will ich unter die Vergangenheit einen Strich machen und die ganze Angelegenheit nur vom Gesichtspunkt meiner neuen Arbeit für England betrachten.“

Der Verbindungsmann kehrte bald darauf nach Berlin zurück und traf seine Anordnungen nach den mit mir besprochenen Richtlinien. Die Berliner Philharmoniker waren hell begeistert von dem Plan, die Tournee für ihre englischen Kollegen in ihrem Büro zu bearbeiten. Sie hatten so oft in England gespielt, daß es für sie Ehrensache und ein Vergnügen war, alles daran zu setzen, daß der Besuch der Londoner Philharmoniker in Deutschland tadellos vonstatten ging.

Furtwängler hielt seine schützende Hand über den Plan, zu dem er mir ausführliche Briefe schrieb. Gleichzeitig teilte er mir mit, daß er inzwischen meine dritte Nachfolgerin engagiert habe, und sprach die Hoffnung aus, daß ich bei meiner kommenden Anwesenheit in Deutschland Zeit genug haben würde, um ihr das Nötige beizubringen! Sir Thomas, dem ich diesen Fall vortrug, genehmigte mir mit Paschamiene den dazu erforderlichen Urlaub.

Obwohl Beecham Furtwängler als Künstler hoch schätzte, behandelte er ihn beinahe väterlich und redete ihn meistens als „my boy“ an. Sir Thomas ist nicht leicht zu durchschauen, und man ist nie sicher, was er denkt. Alle unsere Nazinöte und Katastrophen schienen für ihn eine dauernde Quelle von Belustigung zu sein. Wenn sich jedoch eine wirklich ernste Frage ergab, konnte ich stets auf ihn rechnen, und immer war ich sicher, bei ihm ein williges Ohr und wirksame Unterstützung zu finden.

Inzwischen hatte Sir Thomas seine Sommerpläne gemacht. Er wollte für einen Monat nach Norwegen und dann zu den Vorstellungen nach Bayreuth gehen, um sich seine Sänger für die Coronation Season zu engagieren. Ich sollte

(1936)

ihn in Nürnberg treffen und dann mit ihm nach Bayreuth weiterfahren. Wie ich es von Furtwängler her gewöhnt war, tippte ich ihm einen Reiseplan auf, aber er betrachtete dieses Stück Papier mit mißtrauischen Blicken. Bald sollte ich erfahren, daß er ein Fachmann im Lesen von Landkarten und Fahrplänen ist und keiner Unterstützung solcher Art bedarf. Er wäre ein Genie von einem Reiseagenten geworden. Jedoch dämpfte er meinen Eifer keineswegs und bemerkte nur trocken: „Das einzig Vernünftige an diesem ganzen Plan ist, daß wir uns am 24. in Nürnberg treffen!“ Nachdem er mir alle möglichen Instruktionen erteilt hatte, verließ er London Ende Juni.

Ich bereitete mich für meine Abreise nach Deutschland vor, kaum sechs Monate, seitdem ich bei Nacht und Nebel meine Heimat mit dem bestimmten Gefühl verlassen hatte, daß ich sie nie wiedersehen würde.

Kapitel 29

Mit sehr gemischten Gefühlen bestieg ich in Holland den Zug nach Berlin. An der deutschen Grenze wurde mein Paß kontrolliert, aber keinerlei Frage gestellt. Mein Gepäck wurde nicht geöffnet. Berlin zeigte sich in strahlendem Wetter, und bald war ich in unserer Wohnung und begann, meiner Mutter über meine Erlebnisse zu berichten.

Schon vor meiner Ankunft hatte die Geschäftsführung der Berliner Philharmoniker sich erkundigt, wann sie mir ihre Aufwartung machen könnte, und auch vom „Stab Ribbentrop“ war angefragt worden, wann meine Ankunft zu erwarten sei.

Meine Mutter ist eine Frau von geradem Charakter, und seit 1933 hatte sie unter der Unwürdigkeit meiner Situation schwer gelitten. Obwohl sie Furtwängler wie einem Sohn zugetan war, hätte sie es lieber gesehen, daß wir uns viel früher getrennt hätten. Kein Wunder daher, daß ihr

(1936)

die seltsamen Umstände, unter denen ich zurückkehrte, nicht recht in den Kopf wollten. „Ich kann mich nicht darüber freuen“, meinte sie, „es ist zu verrückt nach allem, was wir vorher erlebt haben.“ „Ich muß dies jetzt alles hinter mir lassen“, sagte ich. „Ich habe eine Aufgabe zu erfüllen und darf an nichts anderes denken.“

Bald klingelte das Telephon. Es war das Philharmonikerbüro, um zu fragen, ob die Geschäftsführer mich sofort aufsuchen könnten. „Es ist gar nicht nötig, daß Sie mich besuchen“, antwortete ich. „Ich habe den Auftrag, geschäftliche Dinge zu verhandeln, und ich werde in einer halben Stunde in Ihrem Büro vorsprechen.“

Wie schon erwähnt, hatte ich die Bedingung gestellt, weder meine alte Sekretärin noch den Nazigeschäftsführer treffen zu müssen. Daran wurde streng festgehalten.

Der erste Geschäftsführer, der noch zu meiner Zeit amtiert hatte, war sofort nach Furtwänglers Rücktritt entlassen worden. Sein vom Propagandaministerium ernannter Nachfolger hatte sich als unfähig erwiesen. Er hatte vorher eine Auslandsstellung innegehabt, die er angeblich wegen seiner Nazigesinnung verloren hatte. Er mußte daher „belohnt“ werden. Der gegenwärtige Vorsitzende war vor dem Naziregime am Rundfunk tätig gewesen. Ich kannte ihn seit langem, hatte ihn aber nicht gesehen, seit er der Geschäftsführung der Philharmoniker angehörte.

Zu der vereinbarten Zeit nahm ich all meinen Mut zusammen, ging zu meinem alten Büro und klingelte. Der schon erwähnte Arbeitslose öffnete die Tür. Er war in SA-Uniform und sagte: „Heil Hitler, Fräulein Doktor, das ist aber ein schönes Wiedersehen.“

Er führte mich in mein früheres Zimmer, das jetzt der erste Geschäftsführer inne hatte. Als Ersatz der einstigen Behaglichkeit grüßte mich von der Wand ein Riesenbild von Adolf Hitler.

Noch ehe ich diesen Eindruck ganz überwunden hatte, kamen der Vorsitzende und Höber, mein alter Mitarbeiter, herein, etwas verlegen grinsend, und schüttelten mir die

(1936)

Hände. „Na, Sie haben es ja schnell geschafft“, erklärten sie. „Wir haben uns alle so darüber gefreut.“

„Ich auch“, sagte ich, „jetzt müssen Sie mir aber alles erzählen, was es bei Ihnen Neues gibt.“ Das taten sie, und dann fragten sie mich, wen ich von früheren Orchestermitgliedern in der Welt getroffen hätte. Ich hatte sie alle gesehen, einige von ihnen in London und einige in New York.

Bald erschien mein altes Trudchen, deren Dienste ich mit dem Orchester geteilt hatte, und brachte Kaffee und den von mir so geliebten Streußelkuchen, den sie mir in früheren Zeiten immer zu meinem Kaffee im Büro vorgesetzt hatte. Sie strahlte übers ganze Gesicht. Merkwürdigerweise drohte ihr jetzt niemand mehr mit Entlassung für den Fall, daß sie sich erdreistete, mit mir in Berührung zu kommen.

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, gingen wir an die Arbeit. Höber und ich, die in vergangenen Zeiten ungezählte Tournees arrangiert hatten, waren in unserm Element. Bald nahm der Plan Gestalt an. Als wir begannen, auf Einzelheiten einzugehen, sagte ich ruhig und bestimmt: „Bitte sorgen Sie dafür, daß dieses große musikalische Ereignis nicht für Nazizwecke ausgenutzt wird, vor allem verhindern Sie, daß sich irgend jemand in die Arrangements des Bierabends der beiden Orchester nach dem Berliner Konzert einmischt.“ Diese Anregung wurde streng befolgt.

Zwei Tage später fuhr ich nach Bayreuth weiter. Bayreuth war immer ein seltsames Pflaster. Von jeher war es der Schauplatz vieler sich kreuzender Interessen und Leidenschaften gewesen, in die man hineingezogen wurde, ob man wollte oder nicht.

Als ich im Jahre 1931 zuletzt dort war, stießen das alte und das neue Bayreuth, das Bayreuth der Cosima und das Bayreuth der Winifred Wagner, hart aufeinander. Das Bayreuth Furtwänglers, der zu dem Festspielhügel wie zur

(1936)

Gralsburg auf sah, war ein anderes als das von Toscanini, der mit Siegfried Wagner vor dessen Tod gearbeitet hatte. Und dann gab es schließlich noch das Bayreuth Richard Wagners, das anders war als das der Gegenwart.

Nur wenn man sich die verschiedenen unterirdischen Strömungen dort und deren verschiedenen Ursprung klar macht, kann Bayreuth als Ganzes verstanden werden. Wie man auch über Bayreuth denken mag, niemand kann sich seiner Atmosphäre entziehen: dieser Tradition einer großen kulturellen Epoche, dem Zauber seiner weichen und verträumten Landschaft, welche das alte poetische Barockstädtchen umgibt und — vor allem nicht dem Reiz des Festspielhügels.

Im Jahr 1936 wohnten fast alle überlebenden Mitglieder der Familie Wagner in Bayreuth. Nach dem Tod ihres Gatten Siegfried war Winifred Wagner Alleinerbin und Herrscherin. Sie leitete die Festspiele, und das Erbe Richard Wagners war ihr anvertraut als Vorerbin ihrer vier damals noch unmündigen Kinder. Winifred war eine geborene Engländerin, aber sie war in Deutschland erzogen worden. Sie hatte einen schönen, klaren Kopf, ein reines, edles Profil und konnte von bezauberndem Liebreiz sein. Trotz allen Glanzes ihrer Stellung hatte sie es nicht leicht, und ich glaube, daß ihre Unzugänglichkeit und gelegentliche Unverbindlichkeit eher einer inneren Unsicherheit als einer wirklichen Härte des Wesens zuzuschreiben war. Es war keine leichte Aufgabe für diese junge Frau, unter den Augen der Vergangenheit Bayreuth seiner Zukunft entgegenzuführen.

Die vier Wagnerkinder waren alle sehr ausgesprochene Persönlichkeiten. Sie waren unter merkwürdigen Verhältnissen in dieser einzigartigen Atmosphäre aufgewachsen, und niemand hatte es je fertig gebracht, ihnen Disziplin beizubringen. Als ich im Sommer 1931 mit Furtwängler bei den Festspielen arbeitete, da war kein Mensch vor ihnen sicher, und niemand wußte, was sie in der nächsten Minute anstellen würden.

(1936)

Wieland, der älteste, war damals — 1936 — neunzehn Jahre alt. Er hatte viel künstlerische Neigungen, aber bis dahin noch keine entscheidende Begabung gezeigt. Er malte und beschäftigte sich damals mit Plänen für eine neue „Parsifal“-Ausstattung, die er später auch zum Teil ausführte. Er war ein großer, starker Mensch mit unverkennbaren Wagnerzügen. Hitler hatte ihn besonders in sein Herz geschlossen, und es hieß, daß, als im Herbst 1939 der Krieg ausbrach, er ihm verboten habe, am aktiven Kampf teilzunehmen mit Rücksicht auf sein kostbares Wagnerisches Blut!

Die nächste war Friedelind, allgemein „Maus“ genannt. Sie hatte bis ins Letzte die Züge ihres Großvaters, sogar die zwei verschieden geformten Ohren; ihre schlanken, langen, aristokratischen Hände hatte sie von Liszt durch Cosima geerbt. Maus war in vieler Hinsicht das Ebenbild ihres Großvaters. Sie war hochbegabt, gerade und mutig. Sie war kein einfacher Charakter und ist im Leben sehr entschieden ihren eigenen Weg gegangen.

Verena, die dritte, ein zauberhaftes Geschöpf, gertenschlank, mit großen, melancholischen grauen Augen, war nach Aussage aller, die es beurteilen konnten, das Ebenbild der Cosima und schlug im Aussehen nach der Lisztschen Seite.

Wolfgang, der jüngste, war ein bildhübscher Junge mit Wagnerzügen, aber von allen Kindern ähnelte er seiner Mutter am meisten. Obwohl er damals noch ein kleiner Kerl war, zeigte er schon ausgesprochene handwerkliche Begabung und war der Schatten des bekannten technischen Direktors der Festspiele, Herrn Eberhard, dem die bühnentechnische Vollkommenheit Bayreuths zu danken war.

Diese vier Kinder mit ihrer jungen Mutter waren die Zukunft von Bayreuth; aber noch lebte die Vergangenheit, welche Treue zur Tradition forderte und ängstlich über allem wachte, was innerhalb der Mauern von Wahnfried und auf dem Festspielhügel vor sich ging. Mit unverminderter Anteilnahme verfolgten die betagte Gräfin Blandine

(1936)

Gravina, die hochgebildete Daniela Thode und Frau Eva Chamberlain die Entwicklung der Festspiele, und ihre Anwesenheit machte das Leben für Frau Winifred nicht immer leicht.

All diese Mitglieder der Familie wohnten damals in dem Bayreuth, dem Hitler sein leidenschaftliches Interesse schenkte. Er war schon als junger Mensch ein passionierter Wagnerianer gewesen, und es muß für ihn ein großes Erlebnis gewesen sein, als er die junge und schöne Schwiegertochter Richard Wagners im Hause von Frau Bechstein in München kennenlernte. Winifred hatte die Lage Deutschlands nach dem letzten Kriege schmerzlich empfunden. Sie war daher für Hitlers nationale Ideen empfänglich, aber es dauerte lange, bis ihr Gatte Siegfried Wagner einwilligte, Hitler in „Wahnfried“ zu empfangen. Maus erzählte mir, daß sie niemals Hitlers ersten Besuch 1922 vergessen hat: wie verhungert er aussah und wie armselig. Sie erinnerte sich genau aller Kämpfe um seine Person. Ihre Großmutter Cosima, welche damals noch lebte, aber schon sehr leidend und fast erblindet war, hatte sich geweigert, ihn zu empfangen. Noch lange nach diesem ersten Besuch konnte Hitler nur bei Nacht und Nebel und durch Hintertüren nach „Wahnfried“ kommen; später erhielt er seine eigene prunkvolle Wohnstätte im umgebauten früheren Siegfriedhaus im Garten von „Wahnfried“, und dem Besucher konnte es fast scheinen, daß nicht Richard Wagner, sondern Adolf Hitler der dominierende Geist von Bayreuth sei.

Hitler ließ der berühmten Stätte allen erdenklichen Schutz und alle mögliche Fürsorge angedeihen. Dazu gehörte in erster Linie, daß Bayreuth — wie die Staatsoper Berlin — dem Machtbereich von Goebbels, dem alle anderen Theater im Reich angehörten, entzogen wurde. Frau Winifred teilte das blinde Vertrauen Görings in Tietjen, seinen Generalintendanten, und so entwickelte sich eine enge Arbeitsgemeinschaft zwischen der Berliner Staatsoper und Bayreuth, bei der Tietjen allmählich die gleiche

(1936)

Autorität auf dem Festspielhügel erhielt, über die er in Berlin verfügte. Für Frau Wagner war dies eine große Entlastung ihrer Verantwortung. Bald darauf wurde Tietjen im Falle des Todes der Mutter auch zum Vormund der vier Wagnerkinder bestellt.

Das war das Bayreuth, das mich erwartete. Ich wohnte in der „Post“, wie so oft in früheren Zeiten. Der dicke Wirt begrüßte mich in alter Freundschaft. Das Festspielhaus hatte mein Zimmer bestellt — das genügte. Er fragte mich sofort: „Fräulein Doktor, was wollen Sie essen? Ich koche Ihnen, was Sie wollen.“ „Natürlich gibt's nur eins“, sagte ich, „Kalbshaxe mit Kartoffelsalat.“ Eine so umfangreiche Kalbshaxe, wie er mir anbrachte, hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen, und trotz des großen Hakenkreuzes in seinem Knopfloch setzte er sich an meinen Tisch, um mir Gesellschaft zu leisten. Die Sänger kamen gern am Abend in die „Post“ zum Nachtessen oder um ein Glas Bier zu trinken, und so trafen wir uns alle wieder.

Inzwischen hatte ich die Nachricht erhalten, daß der Generalintendant mich am nächsten Tag früh um neun Uhr erwarte. Ich wanderte an einem strahlenden Morgen die altgewohnten Pfade zum Festspielhügel hinauf. Als ich ankam, standen Tietjen und Frau Wagner vor dem Haus. Tietjen forderte mich zu einem kleinen Spaziergang um den Hügel auf. Ich erzählte ihm, wie gerne ich in England sei und sagte ihm auch ganz offen meine Ansicht über die politische Lage. Dann bestellte ich ihm Sir Thomas' Grüße und berichtete über die Pläne für die Coronation Season. Schließlich brachte ich ihm vorsichtig bei, wie viele deutsche Sänger in Covent Garden für die deutschen Opernaufführungen 1937 gebraucht würden, worauf er spöttisch bemerkte: „Die Berliner Staatsoper soll wohl während der Coronation Season schließen?“ Jedoch er versprach mir seine Unterstützung, wo nur möglich, und war sehr erfreut, daß Sir Thomas nach Bayreuth kommen wollte, um sich mit ihm persönlich zu besprechen.

(1936)

Dann suchte ich Frau Wagner auf. Bei meinem letzten Aufenthalt mit Furtwängler im Sommer 1931 war unsere Beziehung etwas gespannt gewesen. Nun kam ich unabhängig von den Unterströmungen jener Tage, und so war alles gut. Sie lud Sir Thomas ein, in allen Vorstellungen in ihrer Loge zu sitzen. Ich besprach mit ihr, wo er wohnen sollte. Die Unterkunftsfrage war sehr schwierig, da Ribbentrop die halbe Umgebung belegt hatte. Er hatte ungezählte Engländer eingeladen, die aber alle im letzten Moment nicht erschienen.

Ich teilte Tietjen mit, Sir Thomas wünschte, daß ich ihn nach Bayreuth begleitete, und erklärte dann: „Ich werde aber unter keinen Umständen den Vorstellungen beiwohnen. Wenn ich nach zwanzigjähriger Arbeit mit Furtwängler mein Gesicht in Deutschland nicht mehr zeigen konnte, wie soll ich da das Festspielhaus betreten?“

„Natürlich werden Sie sich die Aufführungen anhören“, erwiderte Tietjen, „und außerdem werden Sie auch an dem Frühstück teilnehmen, welches Frau Wagner für Sir Thomas gibt, um den Führer zu treffen. Es ist schon alles bestimmt für den freien Tag zwischen dem ‚Ring‘.“ Mir wurde äußerst unbehaglich zu Mute. Aus einwandfreier Quelle hörte ich später, daß Hitler bestimmt habe, ich sei wie ein Mitglied der englischen Regierung (!) zu behandeln. Ich würde diese groteske Verfügung nicht erwähnen, wenn sie mir nicht ausdrücklich bestätigt worden wäre und wenn sie nicht so typisch für Hitlers Methoden gewesen wäre. In jedem Falle war ich entschlossen, ein Zusammentreffen mit Hitler zu vermeiden. Ich dachte mir, Sir Thomas werde mir schon aus der Klemme helfen.

Nach einer Probe erschien Furtwängler vor dem Festspielhaus mit seinem neuen Auto, um mich abzuholen. Wir fuhren nach der Feustelmühle, seinem romantischen Wohnsitz außerhalb des Ortes. In dem altmodischen Garten aßen wir zu Mittag und machten dann einen großen Spaziergang. Ich blieb zum Abend, um seine neue Sekretärin, meine Nachfolgerin Nummer 3, kennenzulernen, die mit

(1936)

ihrem Hund erschienen war. Mein Eifer, meine Nachfolgerinnen anzulernen, ließ allmählich etwas nach. Es gibt Dinge, die man niemanden beibringen kann, vor allem nicht Liebe und Hingabe zu einer Sache. Sie schien mir aber voll guten Willens, und so hoffte ich das Beste.

Alles war nun vorbereitet. Ich begab mich für meine drei Wochen Ferien an den Starnberger See, während Sir Thomas sich in Norwegen aufhielt. Die Zeit verflog schnell. Ich hatte einigemal an Sir Thomas unter einer norwegischen Adresse geschrieben. Erst später sollte ich erfahren, daß er, wenn er verreist, zwar Adressen hinterläßt, aber selten seine Briefe abholt. Es scheint mir höchst wahrscheinlich, daß auch meine Briefe noch immer bei der Bank in Oslo liegen, die er mir angegeben hatte, wenn sie nicht inzwischen den Deutschen in die Hände gefallen sind. Unter diesen Briefen war einer, den ich vom Bayreuther Verkehrsamt wegen Sir Thomas' Unterkunft erhalten hatte. Dieser Brief fing an: „Betreffend Herrn Beecham, englischer Furtwängler!“

Der erste „Ring“-Zyklus begann am 23. Juli. Sir Thomas wollte am 24. zur „Walküre“ eintreffen. Als ich zwei Tage vorher in Bayreuth ankam, war an der Bahn schon Hochbetrieb. Aber wie sah das in normalen Zeiten so poetische Städtchen aus! Es war kaum zu erkennen. Hakenkreuzfahnen flatterten überall, und die ganze Straße hinauf zum Festspielhügel hing voll blutroter lang wallender Flaggen mit der Swastika.

Diesmal wohnte ich in meinem alten Quartier am Festspielhügel bei Frau Johanna Schuler, der Witwe des früheren Festspieldirektors. Frau Schuler hat ein großes Stück der Geschichte Bayreuths miterlebt und zu Cosima in naher Beziehung gestanden. Sofort erzählte sie mir alle lokalen Neuigkeiten; Preetorius huschte einen Augenblick herein, in der Pause während der „Rheingold“-Generalprobe, dann kam Furtwängler, um mich abzuholen, und wir fuhren in das Land hinaus.

(1936)

Bayreuth war wieder einmal in Siedehitze. Furtwängler hatte Krach mit weiß Gott wem, und der ganze Ort war voller Gerüchte. Auch auf mich herrschte große Wut, weil ich erklärt hatte, daß der Vertreter der Auslandsstelle der Reichsmusikkammer ein Rindvieh sei — was meiner Ansicht nach der absoluten Wahrheit entsprach.

Früh am nächsten Morgen kam Ribbentrops Verbindungsmann in Bayreuth an und erschien sofort bei mir, um nach Sir Thomas zu fragen, der am Nachmittag erwartet wurde. Kaum hatte er mich verlassen, bekam ich ein Telegramm: „Kann leider nicht kommen. Beste Grüße Thomas Beecham.“ Da saß ich nun. Ich meldete ein Gespräch nach Covent Garden an. Obwohl Sir Thomas' Telegramm in London aufgegeben war, hatte das Opernhaus keine Ahnung, wo er sich in diesem Moment aufhielt. Später erfuhr ich, daß es zum „Zeremoniell“ von Covent Garden gehört, daß, wenn Sir Thomas sich im Opernhaus nicht meldet, niemand den Versuch macht, ihn zu erreichen.

„Gut“, sagte ich mir, „ich werde ihn schon finden. Allein bleibe ich keinesfalls nur einen weiteren Tag hier, mir brennt der Boden unter den Füßen. Ich fahre sofort nach London zurück.“ Gedacht — getan. Ich meldete mich bei Tietjen, was an dem betreffenden Morgen sehr schwer war, da er probte, und teilte ihm den Inhalt des Telegramms mit. „Unter keinen Umständen bleibe ich allein in Bayreuth“, erklärte ich. Er verstand, riet mir aber, Frau Wagner vor meiner Abreise aufzusuchen. Frau Winifred war sehr wenig erfreut. „Ja, das geht doch aber nicht. Der Führer erwartet Sir Thomas und will mit ihm in meiner Loge sitzen!“ Ich sagte: „Ich habe keine Ahnung, was los ist, aber ich will sofort nach London zurückfahren und sehen, was vorliegt. Das ist alles, was ich tun kann.“ Frau Wagner fühlte sich durch meinen Vorschlag erleichtert. Mittlerweile kam der Verbindungsmann wieder zu mir. Er war aufs höchste erregt über die Nachricht, daß Sir Thomas seinen Besuch abgesagt hatte. „Da ist bestimmt etwas passiert“, rief er aufgeregt, „womöglich stecken die Italiener

(1936)

hinter der ganzen Sache!“ Zu dieser Zeit galt Sir Thomas für einen Freund Edwards VIII. Die Deutschen schienen sein Verhalten als Barometer für die politische Lage zu betrachten. Was die Italiener bei dieser ganzen Sache zu tun haben sollten, war mir schleierhaft.

Dieser kleine Vorfall ist ein Beispiel, das zeigt, mit welcher Naivität die Nazis der englischen Politik gegenüberstanden. Sie dachten allen Ernstes, daß sie Schlußfolgerungen auf die allgemeine Lage aus dem Verhalten eines einzelnen Mannes ziehen könnten, nur weil er im Ruf stand, zu dem engeren Kreis um den König zu gehören. Im Grund war es ein ähnlicher Irrtum, wie ihn Ribbentrop beging. Sein Ziel war damals bestimmt eine deutsch-englische Entente. Sein Fehler war, daß er anscheinend dachte, er könnte sich die britische Gunst erwerben, wenn er gewisse Salons in Mayfair frequentierte. Seine Haltung während seiner Botschafterzeit in England zeigt, daß er nicht die geringste Ahnung vom britischen Charakter und von britischer Politik hatte. Dieselbe prinzipiell falsche Auffassung konnte man auch bei Hitler selber beobachten, der vorschlug, dem Royal Opera House Covent Garden für die Coronation Season ein Duplikat der prachtvollen Bayreuther Lohengrinausstattung von 1936 zum Geschenk zu machen. Man erzählte sich damals, daß Edward VIII., als er von dem Plan des Führers erfuhr, erklärt habe, er persönlich habe nichts dagegen, solange er nicht der ver... Opernaufführung beiwohnen müßte — worauf der Plan wieder fallen gelassen wurde.

Um zwei Uhr mittags, bei glühender Hitze, fuhr ich ab, um noch abends das Hoekschiff zu erreichen. Alles klappte Gott sei Dank, und mit großer Erleichterung fuhr ich über die Grenze. Kaum hatte ich Holland erreicht, sandte ich Sir Thomas ein humoristisches Telegramm an seine übliche Adresse: „Komme nach London, um Sie zu holen. Hitler erwartet Sie. Grüße Geißmar.“ Kampfesmutig landete ich in London und hatte nichts anderes im Kopf als Sir Thomas zu finden. Unbeeinträchtigt von Rücksichten auf Covent-

(1936)

Garden-Zeremonielle schellte ich ihn in London aus. Nun ist es eine von Sir Thomas' zwar sehr amüsanten, aber keineswegs immer bequemen Eigenheiten, daß er, wenn es ihm paßt, einfach verschwindet. Er behauptet, dies sei die einzige Möglichkeit, sich im Leben die nötige Ruhe zu verschaffen. Anscheinend hatte er gerade damals wieder dieses seltene Bedürfnis nach Ruhe. Jeder, den ich fragte, warnte mich: „Um Gottes willen, lassen Sie ihn ungestört“, oder: „an Ihrer Stelle würde ich lieber warten, bis ich von ihm höre“ und so weiter. Ich war aber keinesfalls gewillt, zu warten, bis ich von ihm hören würde, und das Schicksal wollte, daß ich seinen Aufenthaltsort entdeckte. Er hatte sich ins „Euston“-Hotel zurückgezogen. Ich rief ihn an, als wenn es das Normalste in der Welt sei, ihn dort aufzustöbern. Smith, sein unentbehrlicher Diener, war hilfreich, und Sir Thomas kam in höchst eigener Person ans Telefon. „Haben Sie mein Telegramm bekommen?“ fragte ich ihn. „Ja“, sagte er, „am besten kommen Sie gleich zu mir.“ „Jawohl“, antwortete ich höchst befriedigt und stürzte in das nächste Taxi.

Im „Euston“-Hotel saß, ein Bild des Behagens und der Seelenruhe, Sir Thomas, elegant wie immer, in seinem weißseidenen Pyjama und türkischen Schlafrock und mit der unvermeidlichen Zigarre beim Frühstück.

„Also“, befahl er, „nun erzählen Sie mir einmal alles von Bayreuth.“

„Über Bayreuth ist sehr viel zu sagen“, antwortete ich ihm, „aber die Hauptsache ist, daß ich Sie sofort zurückbringen soll, da Hitler Sie nächsten Sonntag in der Wagnerloge als seinen Gast begrüßen will.“

Erwartungsvoll und sehr skeptisch schaute ich ihn an und schilderte ihm weiter die Lage. Aber ihm konnte nichts imponieren. Ob Hitler auf ihn wartete, war ihm gänzlich gleichgültig.

„Jetzt werde ich Ihnen mal etwas sagen“, erklärte er. „Ich kann im Augenblick einfach nicht nach Bayreuth fahren. Ich habe sehr viel in London zu erledigen, und außerdem müs-

(1936)

sen Sie verstehen, daß ich in Bayreuth zu arbeiten haben werde. Wollen Sie bitte Frau Wagner mein aufrichtigstes Bedauern übermitteln und ihr gleichzeitig ankündigen, daß ich später zum ‚Lohengrin‘ und zum zweiten ‚Ring‘ kommen werde. Sie fahren natürlich mit.“

„Ich habe mir überlegt“, fuhr er fort, „daß es leichter sein wird, während des zweiten Teils der Festspiele dort zu arbeiten als während des ersten Zyklus.“ Kein Wort über Hitler. Seine Miene war undurchdringlich. Nur seine Augen funkelten verdächtig, und ich war nicht im Zweifel, daß er seine Pläne geändert hatte, um der Politik zu entgehen und nur als Künstler nach Bayreuth zu fahren. Ich fühlte mich sehr erleichtert.

Kapitel 30

Sir Thomas beabsichtigte, bis zu seiner Abreise nach Bayreuth in London zu bleiben. Eines Tages sagte er mir, daß er beschlossen habe, sein Zimmer unten im Opernhaus aufzugeben und sich oben drei ineinandergehende Räume als neues Büro einzurichten. Ich sollte das erste Zimmer bekommen, dann kam sein großer Arbeitsraum und hinter diesem noch ein privater Bibliothekraum mit seiner Musikbibliothek. Außer durch eine schmale eiserne Türe, zu welcher Sir Thomas allein den Schlüssel hatte und welche direkt ins Theater führte, war dieser innere Raum nur von seinem Büro aus zugänglich. Der Eingang zu der ganzen Flucht ging durch mein Zimmer, an dessen Außenseite ein Schild mit unseren beiden Namen angebracht war.

Ende Juli wurde ich bereits wieder nach Berlin geschickt. Es war gerade um die Zeit der Eröffnung der Olympischen Spiele. Große Plakate, die zum Besuch Deutschlands einluden, waren an der Einfahrt zur Liverpool Street Station angebracht. Alle Züge nach dem Kontinent liefen damals dreifach. Nicht nur wegen der Olympischen Spiele, es war

(1936)

überhaupt Reisezeit. Meine Mitreisenden fuhren alle nach Berlin; auf dem Schiff war man wie Heringe zusammengepfercht.

In Berlin mußte mein Auto einen großen Umweg machen. Trotz der Olympiade waren viele Straßen aufgerissen wegen der gigantischen Pläne des Führers, der Nachwelt eine Stadt zu hinterlassen, welche den Stempel der „architektonischen Kultur“ des Dritten Reiches trug. Der Chauffeur schüttete mir sofort im breitesten Berliner Jargon sein Herz aus: „Janz Berlin ist aufgerissen, meine Dame, sag ick Ihnen, wohin soll det noch führen! — Na, wir haben's ja dazu“, schloß er ironisch. Schließlich, nachdem er mich durch ein halb gesperrtes und reich beflaggtes Berlin gefahren hatte, lieferte er mich am Haus meiner Mutter ab. Bald war ich mit dem Berliner Philharmonischen Orchesterbüro bei der Arbeit, die letzten Einzelheiten für die Tournee der Londoner Philharmoniker festzulegen.

Am 7. August fuhr ich nach England zurück. Fast hätte ich meinen Zug am Bahnhof Friedrichstraße versäumt wegen erneuter Absperrungen der Linden bis zum Brandenburger Tor, da Hitler inzwischen beschlossen hatte, die Charlottenburger Chaussee zu verbreitern, die vom Brandenburger Tor am Reichstag vorbei durch den Tiergarten führt. Auch hier wieder ein wütender Chauffeur, der seiner Empörung in unzweideutigem Geschimpfe Luft machte. „Die Stimme des Volkes“ schien alles eher als hitlerfreundlich!

Am 11. August wurde die Ernennung Ribbentrops zum deutschen Botschafter in London bekannt.

Die nächsten Wochen vergingen schnell. Bald war ich wieder auf dem Wege nach Bayreuth. Ich mußte in letzter Minute den Luxuszug nehmen, weil das Büro von Covent Garden beim Bestellen eines Schlafwagens für Dr. Geißmar vergessen hatte zu erwähnen, daß ich eine Frau bin, und ein Mann das zweite Bett hatte. Schließlich kam ich an, und nachdem ich alle Formalitäten und Höflichkeitsbesuche hinter mir hatte, überreichte mir Tietjen meine Karten für die

(1936)

Vorstellungen — in der ersten Reihe der sogenannten „Verwandtenloge“. Ich nahm diese Karten ohne weiteren Widerspruch an auf Grund meiner Arbeit für Covent Garden.

Sir Thomas sollte für alle Vorstellungen seinen Platz in der Wagnerloge haben. Furtwängler sollte mit ihm sitzen, damit sie miteinander über die Sänger sprechen könnten. Tietjen dirigierte den zweiten ‚Ring‘.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr fuhr ich nach Nürnberg, um Sir Thomas abzuholen. Mit zweistündiger Verspätung, aber frisch und elegant wie immer, stieg er aus seinem Schlafwagen. Während des Frühstücks ließ er sich alles über Bayreuth berichten, und dann fuhren wir nach dem ihm für seinen Aufenthalt zur Verfügung gestellten Quartier. Es war ein altes Jagdschloß eines der Markgrafen von Bayreuth, mit einem achteckigen Turm in der Mitte, welcher bald „Sir Thomas' Turm“ hieß. Um ihn herum war ein äußerst romantisches „Kavaliershaus“ gebaut, in dem noch die Tafelung und die Möbel der Zeit vorhanden waren. Später war dieses Schloßchen von einem reichen Mann aufs geschmackvollste hergerichtet worden, ohne den alten Barockstil zu zerstören. In dem Turm selbst war ein großer Musiksaal mit einer Galerie, um den herum andere Wohnräume lagen. Die Gastzimmer im Obergeschoß waren mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet. Das Schloßchen stand allein auf einem Hügel, weit weg von aller Welt, umgeben von einem altmodischen Garten mit einer schönen alten Zisterne. Es hatte einen wundervollen Blick über die weite, wellige Landschaft. Abgesehen von den Dienstboten, lebte Sir Thomas allein in dem Haus. Er war bezaubert von diesem romantischen Ort. Nicht weniger angetan war er von dessen Einsamkeit.

Nachmittags war „Parsifal“. Furtwängler dirigierte, und die französische Sopranistin Germaine Lubin sang zum erstenmal die Kundry. Ich fühlte mich im Festspielhaus zuerst etwas befangen, besonders da viele alte Bekannte um mich herum saßen, für die der Wechsel meiner Stellung

(1936)

keine kleine Sensation bedeutete. Aber bald ließ die Musik einen alles vergessen.

Sir Thomas verbrachte die erste Pause mit Frau Wagner und Tietjen, während ich von den Sängern im Restaurant zum Kaffee eingeladen war. Am „Sängertisch“ in Bayreuth herrschte immer beste Stimmung, und alles wäre gut und schön gewesen, wenn nicht ausgerechnet eine von Görings Schwestern mir gegenüber gesessen hätte. Görings Schwestern spielten damals eine gewisse Rolle. Sie erzählten gern Klatsch, und ihrem harmlosen Geschwätz wurde auf Grund der Stellung ihres Bruders ein gewisser Wert beigemessen. Sie waren einfache bürgerliche Frauen; besonders Frau Riegele, mein Gegenüber, war eine rundliche spießige Person. Sie schwärmte für den Tenor Max Lorenz und kehrte sich nicht im geringsten daran, daß dessen Frau, Lotte, eine Jüdin war. Eine aufrichtige Freundschaft verband sie mit dem Ehepaar. Es war natürlich nicht zu vermeiden, daß ich ihr vorgestellt wurde, aber niemand wird mir übelnehmen, daß ich ihre Unterhaltung nicht suchte. Obwohl ich in den Pausen unentwegt auf sie stieß, machte ich einen Bogen, wo ich nur konnte. Später wurde mir erzählt, daß sie sich beklagt habe: „Ich weiß gar nicht, was Fräulein Dr. Geißmar hat, ich versuche, sie freundlich zu grüßen, aber immer weicht sie mir aus“, worauf Lotte Lorenz mit ihrer Berliner Schnauze geantwortet haben soll: „Sie wissen wohl nicht, daß man Fräulein Dr. Geißmar ein ganzes Jahr ihren Paß vorenthalten hat. Da können Sie ihr wirklich nicht verdenken, daß sie sich zurückhält!“

In der zweiten Pause wollte Sir Thomas Furtwängler begrüßen. Wir stiegen also die winklige Treppe hinten im Festspielhaus hinauf zu Furtwänglers Zimmer. Er saß aufgelöst da und hatte nur das Allernötigste an, denn es war sehr heiß. Der Gegensatz zwischen den zwei berühmten Dirigenten, mit denen ich so nahe verbunden war, wurde mir in diesem Moment besonders stark bewußt: Furtwängler, etwas geniert, weil er gerade sein Luftbad nahm, und doch erfreut, seinen englischen Kollegen und mich zu sehen,

(1936)

Sir Thomas elegant wie immer, in seinem wunderbar geschnittenen leichten grauen Anzug und seidenem Hemd, der vollendete Weltmann. „Wie gefällt Ihnen Ihre neue Sekretärin?“ fragte Furtwängler, worauf Sir Thomas großmütig antwortete, daß sie ein wahres Wunder sei und alles wisse.

Nach dem „Parsifal“ fuhr ich mit Sir Thomas auf sein Schloßchen zurück. Während seines ganzen Bayreuther Aufenthalts ging er immer sofort nach den Vorstellungen nach Hause, und ich verbrachte den Rest des Abends mit ihm. Es war so wohltuend, nach dem Trubel des Festspielhügels in diesen Frieden zurückzukehren.

Am nächsten Morgen arbeiteten Furtwängler und Sir Thomas am Repertoire für die Coronation Season. Friedlich saßen sie in Furtwänglers schönem Garten. Es war eine große Aufgabe. Sir Thomas, der für Repertoireaufstellungen ein besonderes Geschick hat, zeichnete in seiner säuberlichen Handschrift den ganzen Spiel- und Probenplan auf.

Am Nachmittag war „Lohengrin“. Die erste „Lohengrin“-Aufführung, die von Furtwängler, Tietjen und Preetorius gemeinsam herausgebracht wurde, hatte im Berliner Städtischen Opernhaus im Jahre 1929 stattgefunden. Es war das erstemal gewesen, daß Furtwängler überhaupt in Berlin eine Oper dirigierte, und die Aufführung machte großes Aufsehen. Zu Siegfried Wagners Zeiten bestand keine Verbindung zwischen Bayreuth und Furtwängler. Trotz seines unbestreitbaren Genius als Interpret Wagnerscher Werke wurde Furtwängler niemals auf den Festspielhügel eingeladen. Statt seiner landeten dort gelegentlich recht merkwürdige Leute. Jedoch einmal besuchte Siegfried Wagner inkognito eine dieser Berliner „Lohengrin“-Aufführungen. Er war aufs tiefste beeindruckt und beschloß, die Aufführung mit ihren drei führenden Künstlern für Bayreuth zu gewinnen. Er sollte aber die Verwirklichung dieses Planes nicht mehr erleben.

Bekanntlich herrschte in Bayreuth die Regel, in jeder Festspielzeit den „Ring“ und „Parsifal“ zu geben, während die anderen Opern abwechselnd an die Reihe kamen. 1936

(1936)

wurde „Lohengrin“ in einer prachtvollen Neuinszenierung herausgebracht. Furtwängler leitete die ersten Abende, während in der zweiten Hälfte der Festspiele Tietjen dirigierte. Maria Müller sang die Elsa, und Franz Völker war — jedenfalls was seine Stimme betrifft — ein idealer Lohengrin. Das ausgezeichnete Zusammenwirken erstranger Sänger, des Festspielorchesters und der vereinten Chöre der Berliner Staatsoper und Bayreuths wurde unterstützt von großartigen Bühnenbildern und meisterhafter Regie. Bei der Bayreuther Premiere soll Hitler zu Tränen gerührt gewesen sein. Er ging hinter die Bühne, um jedem der Mitwirkenden die Hand zu reichen. (Übrigens war dies die Ausstattung, die Hitler dem Royal Opera House Covent Garden zur Coronation Season zum Geschenk hatte machen wollen.)

Sir Thomas war bald auf dem Festspielhügel sehr beliebt. Seine sichere und liebenswürdige Art gewann ihm schnell alle Sympathien, und der Nimbus, der ihn als Herrn von Covent Garden umgab, trug natürlich zu seiner Beliebtheit bei. Er benutzte gerne die langen Pausen, um mit Furtwängler allerlei zu besprechen, und wir saßen manchmal im Freien vor dem Restaurant zu dritt beisammen. Es widerte mich an, zu sehen, wie Leute, für die ich während meiner Schwierigkeiten mit den Nazis aufgehört hatte zu existieren, sich plötzlich unter irgendeinem Vorwand an unseren Tisch heranschlängelten.

Selten habe ich so stark wie in Bayreuth empfunden, was für ein Wahnsinn Hitlers ganze Rassentheorie ist und wie unnatürlich die Spaltung, die er in die Menschen hineingetragen hat. Ich war genau die gleiche, die vor kaum einem Jahr noch von jedem hatte gemieden werden sollen. Ich hatte mich nicht verändert, aber die Nazis waren es, denen es jetzt paßte, ihre eigenen Prinzipien zu ignorieren, weil sie sich davon einen Vorteil versprachen. Ich fühlte eine aufrichtige Erleichterung bei vielen, die sich freuten, daß wenigstens ein Fall existierte, bei dem die Absurdität der Nazitheorien so schnell ad oculos demon-

(1936)

striert wurde. Trotz alledem war ich mir keinen Moment im Zweifel über den wahren Stand der Dinge und über die unheimliche Macht, welche die Nazis sogar auf solche ausübten, die mit ihrer Ideologie nicht übereinstimmten. Es war beglückend, alte Freunde wiederzusehen und dabei festzustellen, wie wenig es Hitler im Grund gelungen war, die Menschen zu überzeugen. Doch daß sie die Nazipolitik — wenigstens nach außen hin — so widerspruchslos annahmen, schien mir ein Verrat an ihrem Gewissen, den man nicht verzeihen kann.

Natürlich gab es viel zu tun in Bayreuth. Der Tag war kurz, weil die Vorstellungen um vier Uhr anfangen. Die Künstler freuten sich auf die Londoner Season, und jeder war gespannt, zu erfahren, wie die endgültige Besetzung der deutschen Opern ausfallen würde.

Sir Thomas war stets bestrebt, für Covent Garden das Beste zu bekommen, und obwohl Preetorius, der große Bühnenbildner, kaum ein Wort Englisch konnte, vertrugen sich die beiden sehr gut. Zu seiner Freude forderte Sir Thomas ihn auf, neue Dekorationen für den „Holländer“ zu machen, und lud ihn ein, sofort nach London zu kommen, um die Covent-Garden-Bühne in Augenschein zu nehmen. Sir Thomas selber wurde in sämtliche Geheimnisse und Neuerungen der Festspielhausbühne eingeweiht; seine Fachkenntnisse und sein reges Interesse gaben Anlaß zu vielen bühnentechnischen Diskussionen.

Inzwischen hatte der „Ring“ angefangen. Sir Thomas wohnte jeder Aufführung bei, jedoch am Schluß entwich er stets schnell in seinem Auto, ehe wir in den Strom der Menschen gerieten. Auch tagsüber hielt er sich gern abseits; meist fuhren wir in das umliegende Land hinaus. Auf einer dieser Fahrten erzählte er mir, daß er im Sommer 1899 in Alexanderbad bei Bayreuth gewohnt hatte, als der Kampf zwischen Wagnerianern und Brahmsianern auf seinem Höhepunkt war. Dies hatte ihn veranlaßt, seine ersten ernsteren Studien der Brahms'schen Musik zu machen.

(1936)

Schließlich neigte sich unser Aufenthalt seinem Ende zu. Eine Entente cordiale für die Coronation Season war zwischen der Berliner Staatsoper und dem Royal Opera House Covent Garden geschaffen worden. Alle für London benötigten Sänger sollten, wenn nur irgend möglich, von Berlin beurlaubt werden. Furtwängler sollte zweimal den „Ring“ dirigieren mit Tietjen als Regisseur, und Preetorius wurde mit neuen Dekorationen für den „Fliegenden Holländer“ und für Glucks „Orpheus“ beauftragt. Sir Thomas sagte zu, eine Neuinszenierung des „Orpheus“ in Berlin zu dirigieren. Diese Aufführung sollte später in London wiederholt werden. Mein Chef hatte sich viele neue Freunde erworben und war sehr befriedigt mit dem Ergebnis seines Bayreuther Besuches.

Am Tag nach der „Götterdämmerung“ ging er nach Paris, während ich nach London zurückfuhr, wo ich mich zunächst mal gründlichst ausschließ.

Kapitel 31

In London mußten zunächst alle Bayreuther Verhandlungen bestätigt und protokolliert werden. Die Besetzung des „Rings“ ist auch in normalen Zeiten immer eine schwierige Sache, und für die Coronation Season wollte Sir Thomas natürlich nur das Allerbeste.

Besonders wichtig ist die Wahl der Brunhilde und des Siegfried; deshalb war es notwendig, zuerst die Besetzung dieser Partien endgültig zu sichern. Lauritz Melchior, der nicht mehr in Deutschland sang, war seit vielen Jahren ein Liebling der Londoner. Er sollte den Siegfried in einem „Ring“-Zyklus singen, und Max Lorenz, der Bayreuther und Berliner Siegfried, in dem anderen.

Für die Brunhilde wollten die Londoner trotz ihrer alten Freundschaft für Frieda Leider die norwegische Hochdramatische, Kirsten Flagstad, deren Weltruhm damals im

(1936)

Aufstieg war, für einen Zyklus gewinnen. Dies war nicht leicht, da Frau Flagstad in Amerika schon viele Verpflichtungen eingegangen war. Eines Morgens, als Sir Thomas und ich an den Besetzungsplänen arbeiteten, schien es plötzlich, als ob wir mit dem Brunhildeproblem nicht weiterkämen und womöglich zwischen zwei Stühlen sitzen würden.

Frau Flagstad war damals gerade in Wien, wo die Proben zu ihrem ersten Auftreten in der Staatsoper stattfanden. Wie immer war Sir Thomas schnell entschlossen. „Wieviel Uhr ist es genau?“ fragte er mich. Es war zwölf Uhr mittags. „Wissen Sie, Doktor“, erklärte er, „mir wächst die ganze Brunhildewirtschaft zum Halse heraus, und ich habe nicht die Absicht, noch weitere Zeit damit zu verlieren. Der Verbindungszug zum Orientexpress geht um drei. Sie haben also reichlich Zeit, sich fertigzumachen. Ich werde Smith schicken, um Ihr Billett zu holen, und inzwischen einen Brief an Frau Flagstad schreiben. Das einfachste ist, Sie fahren sofort nach Wien und bringen diese Sache persönlich in Ordnung.“

Schon saß ich im Zug und kam am nächsten Tag pünktlich in Wien an. Auf meinem Weg zum Hotel „Imperial“, meinem alten Hauptquartier, fuhr ich am Hotel „Bristol“ vorbei, wo Kirsten Flagstad wohnte, und hinterließ die Mitteilung, daß ich gerade angekommen sei, mit dem Auftrag, sie aufzusuchen.

Viele Jahre hindurch hatte ich mit Furtwängler im Hotel „Imperial“ gewohnt, und wie viel habe ich in diesem Hotel erlebt! Es ist wohl das merkwürdigste Hotel der Welt — wenigstens war es dies bis zum „Anschluß“. Die Angestellten waren immer die gleichen und hatten ihre besondere Art, die Gäste, besonders die alten Habitués, zu behandeln. War man dort gar in Begleitung einer Berühmtheit, so gab es keine Grenzen für den Tätigkeitsdrang des Personals. Was sich in diesem Hotel abgespielt hat in den Jahren, als ich mit Furtwängler dort wohnte, könnte allein ein Buch füllen. Ich war nun seit drei Jahren — seit dem

(1936)

Brahmsfest von 1933 — nicht mehr dort gewesen. Die gewichtigen Portiers in der Halle freuten sich sehr oder taten wenigstens so. „Grüß Gott, Frau Doktor, dös is aber a Freid, daß Sie wieder mal bei uns wohnen.“ Man gab mir ein wunderschönes Zimmer, und sofort kam der Zimmerkellner an — auch ein alter Freund: „Grüß Gott, Frau Doktor, darf ich gleich einen Indianerkrapfen bringen?“, was ich begeistert bejahte. Indianerkrapfen im Hotel „Imperial“ sind bestimmt das Beste, was es gibt. Ich aß sie so gerne, daß, von welcher Ecke der Welt ich auch in Wien ankam, ich mir sofort einen kommen ließ. Daran erinnerte sich dieser vorbildliche Zimmerkellner ganz genau. Ich verzehrte also meinen Indianerkrapfen und ging dann ins Hotel „Bristol“, wo Flagstad mich erwartete.

Kirsten Flagstad ist eine schöne große Frau mit reinem, klarem skandinavischem Gesicht und ausdrucksvollen Augen. Im Wesen hat sie wenig von einer Künstlerin. Sie ist eher still und bürgerlich. Ich traf sie gerade zwei Stunden vor ihrem ersten Auftreten — als Isolde an der Staatsoper. Ich wollte ihre Zeit nicht unnütz in Anspruch nehmen und sagte daher kurz und bündig: „Sir Thomas möchte endlich Klarheit haben, und er möchte Sie gerne engagieren. Hier sind die Daten für den ‚Ring‘.“ Auf Grund ihrer vielseitigen Verpflichtungen war es für sie nicht ganz einfach, die nötige Zeit in ihrem Programm frei zu machen, aber sie hatte selbst große Lust, in der Coronation Season aufzutreten und hoffte, ihre Pläne danach einrichten zu können. Ich sandte Sir Thomas ein Telegramm, daß alles auf gutem Wege sei, und erhielt seine imperatorische Antwort: „Bleiben Sie in Wien, bis Sie den Vertrag abgeschlossen haben.“ Seine Anordnungen sind stets kurz und bündig, und das macht es leicht, sie auszuführen.

Es war Anfang September. Warme Spätsommersonne lag über Wien. Zwar wußte man, wie schlecht die Verhältnisse in Österreich waren, aber das Wien dieser Herbsttage war voller Schönheit und Sorglosigkeit. Die Hotels waren voll internationalen Publikums. Viele Besucher hiel-

(1936)

ten sich nach Beendigung der Salzburger Festspiele in Wien auf. Auch Edward VIII. war mit seinen Freunden da und wohnte im Hotel „Bristol“. Er war sehr populär, und was er in der Oper oder im Römischen Bad geäußert hatte, bildete das Tagesgespräch.

Wie in alten Zeiten war ich wieder ganz unter dem Zauber dieser leichtlebigen Stadt. Alte Freunde tauchten auf. Die Wiener Presse mit ihrer Nase für Sensationen bat mich taktvollerweise um ein Interview über meine Arbeit mit Furtwängler und Sir Thomas. Ich war vorsichtig genug, dies zu vermeiden.

Daß ich die Wiener Staatsoper noch einmal betreten würde, hatte ich mir nicht träumen lassen; aber der unwiderstehliche Zauber dieses traditions- und intrigenreichen Theaters umging mich wieder, als ich mich mit Direktor Kerber, dem damaligen Leiter, unterhielt.

Wien zog damals alle Musiker an. Unter den Dirigenten, von denen jeder seinen Anhang hatte, waren Böhm, Furtwängler, Kleiber, Klemperer, Knappertsbusch, Clemens Krauß, Toscanini, Bruno Walter, Weingartner und viele andere. Es war eine große Zeit für die Wiener, denen alles, was mit Musik zusammenhängt, so viel bedeutet.

Ich besuchte Museen, und zum letztenmal sah ich alle Schätze im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde. Ich besichtigte auch in der Nationalbibliothek das Archiv für Fotogramme musikalischer Meisterhandschriften, für das ich zwar gearbeitet, das ich aber nie gesehen hatte.

Inzwischen hatte ich meine Verhandlungen mit Frau Flagstadt abgeschlossen und auch einen Besuch Sir Thomas' und der Londoner Philharmoniker in Wien angebahnt.

Furtwängler hielt sich damals noch in Bayreuth auf. Die Festspiele waren vorüber und der Ort leer. Die Familie Wagner lebte in ihrem Landhaus am Bodensee. Furtwängler hatte sich entschlossen, in seinem Bayreuther Idyll bis Anfang September zu bleiben, um in der Ruhe der schönen Umgebung einige private Arbeiten zu vollenden. Covent Garden stand damals dauernd mit ihm in Verbin-

(1936)

dung. Daher wußte er, daß ich wegen der Verhandlungen mit Frau Flagstad in Wien war. Mitten in der Nacht klingelte es plötzlich in meinem Zimmer. „Hier kommt Bayreuth, Frau Doktor“, ertönte die Stimme der mir wohlbekannten Telefonistin, „ich glaube, es ist der Herr Direktor.“ Ich habe niemals ergründen können, warum Furtwängler vom ganzen Personal des Hotels „Imperial“ unweigerlich „Herr Direktor“ genannt wurde. Er rief an, um mich zu fragen, ob ich auf meiner Rückreise nach London einen Tag mit ihm in Bayreuth verbringen könne. Dies war leicht einzurichten, da ich in jedem Fall in Nürnberg in den Zug nach Ostende umsteigen mußte.

Bei Morgengrauen kam ich in einem Bummelzug in Bayreuth an, das in einem leichten Frühnebel dalag. Ich fuhr durch die verschlafene kleine Stadt, durch Felder und herbstfarbene Wälder, und schließlich kam ich in Furtwänglers romantischer Mühle an, wo er ganz zurückgezogen seiner Arbeit lebte. Die jetzige Einsamkeit paßte besser zu ihm als die Unruhe des Festspielhauses. Obwohl er an Bedeutung die dortigen Größen überragte, war ihre Überlegenheit in der Bewältigung aller Fragen des Lebens offenkundig, besonders des Lebens innerhalb eines so komplizierten Apparates. Er trug sich mit ernstesten Gedanken in diesen Tagen. Seine „Versöhnung“ mit dem Regime hatte in keiner Weise seine kritische Einstellung geändert. Er stand den immer stärker werdenden Eingriffen in das kulturelle Leben mit größter Besorgnis gegenüber.

Am nächsten Morgen hatte er in Jena zu tun; ich begleitete ihn auf seiner Autofahrt durch das Land Schillers und Goethes. Von Jena wollte ich zurück nach Nürnberg fahren und dort auf meinen Zug nach Ostende warten. Vor lauter Covent-Garden-Angelegenheiten hatte ich aber ganz vergessen, daß in dieser Woche der Nürnberger Parteitag begann. Und als ich in Jena in den überfüllten Zug einstieg, wurde ich in ein Coupé hineingeschoben, das schon übervoll war mit ältlichen Frauen, die zum Parteitag fuhren. Sie unterhielten sich in ekstatischer Weise über

(1936)

den Führer. Ihr Gebaren war typisch für eine bestimmte Klasse deutscher Frauen. Sie waren kleinbürgerliche Spießer. Ob je eine von ihnen wirklichen Kontakt mit ernsthaftem politischem Leben gehabt hatte, bezweifle ich. Sie waren erfaßt von einer geschickt auf die Psychologie ihrer Kreise abgestimmten Propaganda und diskutierten leidenschaftlich, was der Führer wohl am ersten Tag vorhätte, ob man ihn wohl am Vormittag schon sehen würde — letztes Jahr habe er doch am ersten Tage dies oder jenes getan.

Mit wahrer Erlösung stieg ich in Nürnberg aus. Auf dem Bahnhof war der Teufel los. Es war erst mittags ein Uhr. Alles wimmelte von Naziuniformen. Massenzüge liefen ein; Parteigenossen begrüßten sich, getragen von Wichtigkeit. Ich dachte, „wenn ich hier in Nürnberg bis zum Abend warten muß, geschieht bestimmt ein Malheur.“ Plötzlich fiel mein Blick auf einen Bummelzug nach Würzburg, der auf meinem Bahnsteig hielt, und da ich meinen Expresß nach Ostende gerade so gut in Würzburg treffen konnte, sprang ich hinein und fuhr durch das schöne, friedliche Land, dem man nicht ansehen konnte, welcher Geist es erfaßt hatte.

In Würzburg, der alten Bischofsstadt, war es still und weltenfern. In den Kirchen waltete ein Geist ewigen Friedens und feierlicher Schönheit, der auch von den Nazis nicht zerstört werden konnte. Wie herrlich waren die Barockkirchen, der Dom und alle die Bauten aus der Zeit der Fürstbischöfe, wie beschaulich war das Leben in der alten verträumten Stadt! Die Gedanken sammelten sich in dieser Stille, sie gab mir Mut und Kraft. Angesichts aller dieser Erlebnisse und Eindrücke überkam mich große Dankbarkeit für die Wendung meines Geschickes, und ich freute mich, zu meiner Arbeit nach England zurückzukehren.

(1936)

Kapitel 32

Kurz darauf fuhr Sir Thomas mit dem Orchester nach Norwich ab, und ich wurde wieder nach Berlin geschickt.

Dies war nun schon meine dritte Berliner Reise seit Juni. Ich gewöhnte mich allmählich an meine Deutschlandfahrten und hatte kein Herzklopfen mehr. Die meisten meiner Freunde hatten dauernde Schwierigkeiten mit den Nazis und waren erleichtert, sich mit jemandem von außerhalb aussprechen zu können. Obwohl sie sich alle mehr oder weniger in das scheinbar Unabänderliche der gegenwärtigen Lage gefügt hatten, erklärten sie einmütig, es sei ausgeschlossen, daß ein solcher Zustand auf die Dauer bestehen könne. Alle waren überzeugt, daß dieser Alptraum früher oder später ein Ende finden müsse.

Je mehr ich in meiner neuen Arbeit Wurzel faßte, um so klarer wurde mir, wie viel leichter das Arbeiten in London war. Wie aufreibend und zermürend war das endlose Bereden aller Dinge in Deutschland im Vergleich mit England! Covent Garden war bestimmt keine spiegelglatte See, aber im Vergleich mit der Arbeit in Deutschland, zwischen Philharmonie und Staatsoper, Nazis und Antinazis, Göring und Goebbels, Furtwängler und Tietjen, war die Arbeit mit Sir Thomas in Covent Garden die reinste Vergnügungsreise. Und noch wichtiger als dies war die Tatsache, daß ich wieder ein freier Mensch war.

Ehe ich London verließ, war aus Deutschland ein Plan eingetroffen, welcher die Unterhaltungen aufzählte, die den englischen Gästen zwischen ihren Reisen und Konzerten „geboten“ werden sollten. Pflichtschuldigt hatte ich Sir Thomas diesen Plan vorgelegt. Er betrachtete das umfangreiche Schriftstück mit kritischen Blicken: „Ich glaube nicht, daß das geht“, erklärte er höflich, jedoch aufs äußerste entschieden. „Wenn dieses Programm eingehalten würde, müßte ich wahrscheinlich bereits beim zweiten Konzert die Berliner Philharmoniker zu Hilfe rufen!“ Es fiel mir daher die schwierige Aufgabe zu, dies unseren übereifrigen Gast-

(1936)

gebern klarzumachen. Ich erreichte, daß die freie Zeit etwas weniger voll besetzt wurde.

Die Tage in Berlin waren ausgefüllt mit den letzten Vorbereitungen für die Londoner Philharmoniker-Tournee, welche im November anfangen sollte. Das Berliner Philharmonische Büro hatte alles bis aufs kleinste vorbereitet, die Städte waren bestimmt, der Fahrplan stand fest, und die Hotels waren belegt.

Ich besuchte den britischen Botschafter Sir Eric Phipps, der sich über alle Einzelheiten des bevorstehenden Besuchs der Londoner berichten ließ. Er kannte meine Geschichte und war äußerst belustigt über meine Landung in Covent Garden.

Auch mit Tietjen war viel zu verhandeln, vor allem die genauen Urlaubslisten der Sänger und auch die Besetzung für die Berliner Operaufführungen mit Sir Thomas. Die Büros in der Berliner Staatsoper waren auf das luxuriöseste ausgebaut und erweitert worden. Alles war von größtem Prunk im nationalsozialistischen Staat. Eine enorme Bürokratie hatte sich aus dem früheren Arbeitsstab entwickelt; ungezählte Beamte gingen in den Gängen der Verwaltung auf und ab.

Viele Menschen schütteten mir damals ihr Herz aus. Es waren nicht nur Juden, die sich beklagten, sondern viele andere, vor allem geistig hochstehende Menschen litten schwer unter dem Druck.

Sir Thomas hatte mich seiner Gewohnheit gemäß jeden Tag von London angerufen und vor meiner Abreise von Berlin vorgeschlagen, ich sollte sofort bei meiner Ankunft morgens zu ihm zum ersten Frühstück kommen. Dies tat ich nur zu gern, denn es war ein Vergnügen, einem so verständnisvollen Zuhörer wie Sir Thomas über die Ergebnisse meiner Arbeit zu berichten. Kaum waren wir fertig, sagte er: "Sie kommen am besten gleich mit ins Theater." Während meiner Abwesenheit war das neue Büro fertig geworden. Ich fand es wunderschön eingerichtet, mit grauen Teppichen ausgelegt; geschmackvolle neue Vorhänge hingen

(1936)

an den Fenstern. In meinem Zimmer stand ein großer Schreibtisch mit allem möglichen Zubehör und ein großer Wandschrank für Sir Thomas' Privatakten. Im nächsten Zimmer, seinem eigenen Büro, war sein großer Chippendale-Schreibtisch, sein Klavier, Grammophon und Radio, seine wertvollen alten Musikerstiche und sein Schrank mit Nachschlagewerken. Im dritten Zimmer stand ein alter geschnitzter Refektoriumstisch, seine Musikbibliothek mit den kostbaren Partituren bedeckte die Wände. Hier konnte er ungestört arbeiten und durch eine kleine Privattüre ins Theater schlüpfen.

Von meinem Zimmer aus konnte man direkt auf den Schnürboden gehen und auf die Bühne hinuntersehen, um festzustellen, wie weit die Probe war. Es war eine praktische und gemütliche Flucht von Zimmern; Sir Thomas hatte alles bis in die letzten Einzelheiten selber angegeben. „Wie gefällt es Ihnen?“ fragte er mich erwartungsvoll, und ich konnte nichts anderes sagen als: „Es könnte nicht schöner sein.“

Ich hatte erwartet, nun mit meiner regelmäßigen täglichen Arbeit anfangen zu können. Aber bis die Coronation Season im Lot war, hatte man dauernd mit dem Ausland zu tun, und Sir Thomas zog vor, alles persönlich und nicht durch langwierigen Briefwechsel erledigen zu lassen. Kaum war ich in London, wurde ich schon wieder auf den Kontinent geschickt. „Ja, sehen Sie, Doktor“, erklärte Sir Thomas, „Sie sind nun einmal eine Art von außerordentlichem und bevollmächtigtem Botschafter von Covent Garden. Sie besprechen die noch zu erledigenden Fragen besser persönlich mit unseren Freunden in München, und von dort aus fahren Sie nach Paris, um Rouché aufzusuchen.“ So fand ich mich bereits am 6. Oktober wieder auf dem Kanal. In München war meine Hauptaufgabe, mit Preetorius wegen der Bühnenbilder für den „Holländer“ und „Orpheus“ zu sprechen. Preetorius ist ein ausgezeichnete Fachmann, der weiß, was er will, und alles ging glatt.

In Paris hatte ich eine Reihe von Fragen zu erledigen,

(1936)

vor allem Einzelheiten über die französischen Dekorationen für „Alceste“ und „Pelléas et Mélisande“. Der Pariser Besuch der Londoner Philharmoniker mit Sir Thomas wurde vorläufig für den kommenden März angesetzt. Ich sah allerhand Freunde, sprach mit Ministern und Komiteedamen und fuhr so schnell wie möglich nach London zurück.

Das Orchester war im Begriff, nach Sheffield zu fahren. Sir Thomas rüstete sich für seine Konzertreise nach Schweden und Norwegen. Auf seiner Durchreise nach Stockholm verbrachte er einen Abend in Berlin mit Furtwängler und Tietjen. Beide berichteten mir äußerst befriedigt über diese Zusammenkunft.

Inzwischen führte ich in London ein bewegtes Leben. In seinem schönen Haus voller Gauguins und anderer Kunstschätze besprach ich die Pläne für das Pariser Konzert der Londoner Philharmoniker mit Roland de Margerie, dem ersten Sekretär der französischen Botschaft, den ich so gut von Berlin her kannte. Eines Tages sagte er mir, daß Sir Austen und Lady Chamberlain zu ihnen zum Mittagessen kommen würden, und er lud mich dazu ein, da Lady Chamberlain, die Vorsitzende der englisch-französischen Gesellschaft „Art and Travel“, sich in höchstem Maße für das Pariser Konzert von Sir Thomas und seinem Orchester interessierte.

Ich war dankbar für die Gelegenheit, den berühmten Staatsmann kennenzulernen. Er war eine ungewöhnliche Erscheinung. Sein durchgeistigtes Gesicht mit den scharf geschnittenen Zügen beeindruckte mich sehr. In seinem Gespräch mit mir verhehlte er nicht, daß er mit Sir Thomas' Deutschlandreise mit den Londoner Philharmonikern nicht sehr einverstanden sei.

Ich erklärte ihm, daß Sir Thomas nur als Künstler nach Deutschland fahre. Er wollte, daß das englische Orchester Gelegenheit hätte, seine Qualität da zu zeigen, wo eine alte und berühmte Orchestertradition bestand. In Deutschland war — trotz der Nazis — ein Orchester immer noch eine wichtige Sache.

(1936)

Sir Austen sprach dann über die Nazipropaganda, welche ihm natürlich zuwider war. Ich sagte zu ihm: „Niemand weiß besser als ich, was Nazipropaganda bedeutet. Aber ich wünschte doch, daß die Engländer eine andere Methode anwenden würden als die ihres üblichen *understatement*, die von allem zu wenig Aufhebens macht, so daß der Unterschätzung des englischen Kulturlebens im Ausland Vorschub geleistet wird.“ Die Unterhaltung nahm dann eine andere Wendung, und seine Miene glättete sich, als ich über unsere anderen Auslandspläne, besonders über das beabsichtigte Pariser Konzert, berichtete.

Kapitel 33

London war damals ein Brennpunkt musikalischen Lebens. Sir Thomas dirigierte seine „Beecham Sunday Concerts“ in Covent Garden. Die Royal Philharmonic Society gab ihre Konzerte mit dem London Philharmonic Orchestra in der Queen's Hall, wo auch die Courtauld-Sargent-Konzerte stattfanden. Die BBC. hatte ihre Mittwoch-Abende in der Queen's Hall mit ihrem eigenen Orchester. Internationale Dirigenten, Solisten und Kammermusikvereinigungen waren ständig in London zu hören. London war um diese Zeit eine Art Oase — unberührt von irgendwelchen inneren oder äußeren politischen Ereignissen. Jeder konnte auftreten, und für jeden war ein Publikum da.

Die Dresdener Staatsoper hatte für zwei Wochen Covent Garden gemietet und wollte während der Zeit „Tristan und Isolde“, „Figaros Hochzeit“, „Rosenkavalier“, „Don Giovanni“ und „Ariadne auf Naxos“ geben. Richard Strauß wurde erwartet, um seine „Ariadne“ und ein Royal Philharmonic Concert zu dirigieren. Bei diesem Anlaß sollte ihm die goldene Medaille der Gesellschaft überreicht werden.

Bereits Ende Oktober kamen der Regisseur und das Bühnenpersonal aus Dresden an. Dies war auch dringend

(1936)

nötig, denn die Dekorationen hatten auf der sehr stürmischen Reise stark gelitten und mußten zunächst gründlich repariert werden. Oben vor meinem Büro, am Schnürboden und im Malersaal hantierten sächsische Arbeiter herum und waren hoch beglückt, im englischen Opernhaus plötzlich jemand zu treffen, der ihnen mit der Sprache helfen konnte.

Mittlerweile traf Strauß in Covent Garden ein und wohnte den Proben bei. Seit den letzten Jahren hegte ich einen Groll gegen ihn wegen seines Verhaltens während unserer Schwierigkeiten in Deutschland. Ich hatte mir vorgenommen, es darauf ankommen zu lassen, daß ich ihm zufällig in die Arme liefe. Er ließ es aber nicht darauf ankommen. Jackson, der so beliebte Bühnenportier von Covent Garden, dessen Memoiren bestimmt interessanter wären als alle die unsern zusammen, telefonierte plötzlich herauf: „Dr. Strauß hat soeben nach Ihnen gefragt und läßt Ihnen sagen, er sei auf die Bühne gegangen.“ Ich ging hinunter und begrüßte den berühmten Komponisten, der mir mit Wärme erklärte, wie er sich gefreut habe, daß ich in Covent Garden gelandet sei. Er wollte gerne wissen, wann Sir Thomas von Schweden zurückerwartet werde. Sir Thomas hatte die meisten Strauß-Opern zum erstenmal in England herausgebracht. Er und Strauß waren alte Freunde, seit Beecham 1910 die englische Erstaufführung der „Elektra“ dirigiert hatte. Sir Thomas' Erzählung dessen, was sich alles bei der Londoner „Salome“-Premiere ereignete, ist eine berühmte Geschichte, die er auch in seinen eigenen Memoiren in einem Kapitel „Die Salome-Episode“ zum besten gibt. Er war ein ausgezeichnete Interpret der Straußschen Musik, und Strauß wußte das wohl.

Strauß fragte mich: „Wo könnt mer sich a bißel zusammen unterhalte?“ worauf ich ihm vorschlug, hinauf nach Sir Thomas' Büro zu gehen. Oben betrachtete er nachdenklich das vielsagende Schild vor der Tür:

„Sir Thomas Beecham, Bart.
Dr. Geißmar.“

(1936)

Strauß ließ sich behaglich in Sir Thomas' bequemen Stuhl nieder und eröffnete das Gespräch. Er sah immer noch sehr gut aus. Obwohl etwas gealtert, hatte er noch die gleichen feinen Züge mit seinem treuherzig bajuvarischen Ausdruck. Vielerlei schoß mir durch den Kopf, während ich ihm gegenüber saß. Wie reimte es sich zusammen, daß er, der so große Stücke auf die Texte von Hofmannsthal und Stefan Zweig hielt und der im Ausland nach wie vor mit seinem jüdischen Verleger Otto Fürstner, der nach London ausgewandert war, zusammenarbeitete, das Präsidium der Reichsmusikkammer angenommen, aber in dieser Stellung kaum etwas gewagt hatte? Aus vielen Gründen erschien es mir nicht taktvoll, ihn all das zu fragen, was mir auf der Zunge lag. Ich fand es korrekter, mich diesen Problemen gegenüber neutral zu verhalten, da das Gespräch im Büro von Sir Thomas Beecham stattfand, außerdem aber — und dies muß ich eingestehen — war ich wieder, wie immer, völlig im Banne seiner faszinierenden Persönlichkeit. Wir sprachen über alle möglichen Dinge, auch über die Besetzung seiner Opern; aber die heiklen Probleme wurden sorgfältig vermieden. Er äußerte den Wunsch, Sir Thomas so schnell wie möglich nach seiner Rückkehr zu begrüßen, und wir trennten uns in bestem Einvernehmen.

Ein anderer Besucher oben in meinem Büro war der Dresdener Bühnenbildner Professor Fanto. Nachdem er mich zum erstenmal aufgesucht hatte, fand er öfters seinen Weg herauf. Ich dachte bei mir: „Komisch, man weiß ja so etwas nie ganz genau, aber wenn der Fanto kein Jude ist, dann bin ich ein Chinese.“ Bald darauf wurde folgende kleine Geschichte erzählt: Strauß verbrachte seine freie Zeit in London — wie überall in der Welt — mit Skatspielen. Wo er auch hinkam, hatte er seine Freunde, und so war es ihm auch in London gelungen, seine traditionelle Skatpartie zusammenzutrommeln. Eines Tages fragten ihn seine Skatbrüder nach Fanto, worauf Strauß erklärt haben soll: „Jo, der Fanto, der hat's schlau gemacht. Der hot einfach erklärt,

(1936)

er sei a Findelkind, er weiß nix über seine Abstammung, und do haben's ihn halt in Ruhe g'lassen."

Natürlich wurde Strauß sehr gefeiert. Bei der Auf-
führung des „Rosenkavaliers“ saß er in der Loge des Bot-
schafers von Ribbentrop. Dieser hielt es für passend, seinen
Arm zum Hitlergruß zu erheben, während die englische
Nationalhymne gespielt wurde — eine Taktlosigkeit, die
verstimmte.

Kapitel 34

Inzwischen nahte sich nun der Termin unserer Deutsch-
landreise. Viele Leute mißbilligten die Konzerttournees
nach Hitler-Deutschland, und Sir Thomas wurde stark
kritisiert.

Außer den Städten, welche besucht werden sollten, hat-
ten sich noch zwanzig weitere um die Londoner Phil-
harmoniker beworben, aber da die freie Zeit des Orchesters
beschränkt war und es seine Verpflichtungen in England
nicht so lange im Stich lassen konnte, mußte man auf diese
Einladungen verzichten.

Die Programme waren sehr sorgfältig überlegt worden.
Sir Thomas sagte zu mir: „Ich werde in Deutschland weder
Beethoven noch Brahms aufführen, das wäre ja Eulen nach
Athen tragen. Aber ich werde ihnen schon etwas anderes
bringen.“ Sein gesundes Selbstbewußtsein sagte ihm, daß er
es sich wohl leisten könne, auf die Anziehungskraft erprobter
Werke zu verzichten.

Sein erster Programmvorschlag enthielt die „Schottische
Symphonie“ von Mendelssohn. Kaum hatte Ribbentrop den
Programmwurf erhalten, als schon sein Adjutant mit
etwas verlegener Miene bei mir in Covent Garden erschien.
„Die Programme sind ja ausgezeichnet“, sagte er, „aber
halten Sie es für möglich, daß man Sir Thomas taktvoll
nahelegen könnte, daß die Mendelssohn-Symphonie viel-
leicht besser gestrichen würde?“ Ich informierte daher Sir

(1936)

Thomas, — vielleicht nicht gerade taktvoll, aber offen, wie ich stets mit ihm sein konnte — daß dieses Werk auf dem deutschen Programm wohl kaum erwünscht sein dürfte. „Warum nicht“, blitzte Sir Thomas mich an, der natürlich genau wußte, was dahinter steckte, „es war das Lieblingsstück der Königin Victoria.“ Aber da er nun einmal die Einladung nach Deutschland angenommen hatte, beschloß er, aus diesem Punkt keinen casus belli zu machen. Und so wurde die Mendelssohn-Symphonie gestrichen.

Sir Thomas und das Orchester sollten in Berlin am 12. November frühmorgens eintreffen; ich selbst wurde eine Woche vorausgeschickt, um bei den letzten Vorbereitungen anwesend zu sein.

Das Berliner Philharmonikerbüro hatte alles in ausgezeichneter Weise arrangiert. Zwei Geschäftsführer der Berliner sollten die Londoner Philharmoniker auf der ganzen Reise begleiten, während Ribbentrop einen Herrn seines Stabes bestimmt hatte, der als „Adjutant“ von Sir Thomas mitfahren sollte.

Sir Thomas und das Orchester trafen pünktlich früh am Morgen ein. Von diesem Moment an bis wir Deutschland wieder verließen, wußte ich nie, ob ich lachen oder weinen sollte. Alles, besonders meine eigene Lage, schien mir seltsam und unwirklich. Bereits am Bahnhof waren verschiedene Abordnungen, darunter die Vorstände der Berliner Philharmoniker, die ich seit 1934 nicht mehr gesehen hatte. Diburtz, den ich schon seit etwa zwanzig Jahren kannte, flüsterte mir schnell ins Ohr: „Wir waren es bestimmt nicht, Fräulein Doktor.“ Es war wirklich nur möglich, zu flüstern, denn wir waren umgeben von lauter „Bonzen“. Vertreter des Stabes Ribbentrop, des Auswärtigen Amtes, der Reichskanzlei und anderer offizieller Stellen hatten sich eingefunden, um Sir Thomas zu begrüßen. Pressefotografen bevölkerten den Bahnsteig, es war ein Riesenrummel.

Wer nicht Sir Thomas bei einer solchen Gelegenheit gesehen hat, kann sich nicht die geringste Vorstellung machen

(1936)

von der unnachahmlichen Würde, mit der er auftritt. Während er mich mit einem Augenzwinkern begrüßte, nahm er die Ovationen der versammelten Abordnungen mit der Herablassung eines Potentaten entgegen, der sein Leben lang an nichts anderes gewöhnt war.

Wir fuhren nach dem Hotel „Esplanade“, wo wir in ungestörtem Frieden ein gemütliches Frühstück zu uns nahmen, ehe uns der Trubel erfaßte. Sir Thomas hatte eine fürstliche Flucht zugewiesen bekommen. Er und ich (!) waren auf der ganzen Reise Gäste der deutschen Regierung. Alle Hotels waren davon benachrichtigt worden. Die Regierung stellte Sir Thomas in jeder Stadt ein Auto zur Verfügung. Die Hakenkreuzflagge, die dieses Auto schmückte, hatte auch noch eine Art von schwarzem Adler — wohl um die Zugehörigkeit zu einer hohen Regierungsstelle zu dokumentieren.

Sir Thomas verbrachte seinen Ankunftstag mit allerhand Besprechungen; außerdem wurde er von der Presse belagert. Auch die englischen Journalisten meldeten sich und betrachteten die Sache von ihrem eigenen Gesichtspunkt aus. Ich war ja gewöhnt, mit der Presse umzugehen und kannte damals noch die meisten der ausländischen Pressevertreter in Berlin. Allerdings waren meine guten Beziehungen zur Presse das erste, was das Mißfallen der Nazis erregt hatte. Sehr bald war mir im Dritten Reich bedeutet worden, daß es Furtwängler „schaden“ würde, wenn ich ihn weiter der Presse gegenüber verträte. Alles dies war nun aber vergessen. Im Gegenteil, es wurde mir dauernd von offiziellen Stellen bedeutet, wie froh man über meine Anwesenheit sei, da diese den Verkehr mit der Presse so sehr erleichtere! Es war ein dauerndes Kommen und Gehen, und ununterbrochen mußte ich telefonische Anrufe von Regierungsbehörden in Empfang nehmen.

Am nächsten Morgen, am Tage des Berliner Konzertes, fand eine Probe in der Philharmonie statt, der das ganze Berliner Philharmonische Orchester beiwohnte. Ich hatte die Philharmonie nicht mehr betreten seit dem unheilvollen

(1936)

Sonntagmorgen (25. November 1934), an dem Furtwänglers Artikel „Der Fall Hindemith“ erschien.

Bei diesem Wiedersehen mit der Stätte meiner ehemaligen Tätigkeit verlor ich meine Fassung zum ersten und einzigen Male auf dieser Reise. Die Berliner Philharmoniker umringten mich liebevoll, als ob wir nie getrennt gewesen wären. Der Orchesterdiener Jastrau, noch von oben bis unten voller Staub vom Ausladen der englischen Instrumente, nahm mich in seine Arme: „Aber, Fräulein Doktor, Sie dürfen doch nicht weinen“, sagte er hilflos. Er war so komisch in seiner Bestürzung, daß er mir damit half, meine Haltung wieder zu gewinnen.

Sir Thomas wollte sich an diesem Tag nichts weiteres vornehmen. Am Nachmittag war für ihn eine Audienz bei Hitler vorgesehen. Als Zeit um fünf Uhr bestimmt, doch wurde ihm dann mitgeteilt, daß der Führer eine Konferenz habe und sofort nach deren Beendigung sein Auto schicken würde. Aber das Auto ließ auf sich warten. Als es nach fünf war, erklärte Sir Thomas mit Bestimmtheit: „Wenn dieser Wagen jetzt nicht sofort kommt, gehe ich überhaupt nicht. Schließlich habe ich heute abend ein Konzert zu dirigieren!“ Er meinte genau, was er sagte. Es hing nur an einem Haar, daß er den Besuch beim Führer abgesagt hätte. Aber ehe der Entschluß feste Form angenommen hatte, wurde der Wagen aus der Reichskanzlei gemeldet, und Sir Thomas fuhr grollend davon. Später wurde in eingeweihten Kreisen folgende Geschichte erzählt:

Nachdem Hitler seiner Befriedigung darüber Ausdruck gegeben hatte, daß Sir Thomas mit seinem Orchester nach Deutschland gekommen war, soll er erklärt haben:

„Ich würde sehr gern nach London kommen, um an den Krönungsfeierlichkeiten teilzunehmen, aber ich kann doch nicht riskieren, die Engländer den Ungelegenheiten auszusetzen, die mein Besuch mit sich bringen würde.“

„Aber warum denn nicht“, antwortete Sir Thomas unschuldig. „Warum denn Ungelegenheiten? In England ist jeder frei, zu tun und zu lassen, was er will.“

(1936)

Es wurde behauptet, daß der Führer nie in seinem Leben so sprachlos gewesen sei, wie dem schlagfertigen Sir Thomas gegenüber.

Inzwischen rückte die Zeit des Konzertes heran. Die Philharmonie war ausverkauft und bot ein glänzendes Bild: das diplomatische Korps war vollständig erschienen, an der Spitze natürlich Sir Eric Phipps. Viele Musiker, Vertreter aller Behörden und die ganze Reichsregierung einschließlich Adolf Hitler waren anwesend. Die Reichsregierung saß in der Philharmonieloge. Mir hatte man die Loge darüber gegeben, und ich teilte sie mit unsern englischen Freunden. Furtwängler saß zwei Logen von mir entfernt und schaute mich manchmal mit großen Augen an.

Das Programm dieses denkwürdigen Konzertes war: Dvorak, Rhapsodie Nr. 3 in As-dur; Haydn, Symphonie Nr. 5 in D-dur; Berlioz, Römischer Karneval; Händel-Beecham, Ballett-Suite; „The Gods go a begging“; Elgar, Enigma-Variationen. Das Konzert verlief ausgezeichnet und sowohl das Orchester als sein Dirigent hatten allen Grund, mit dem Erfolg zufrieden zu sein. Nach dem ersten Stück klatschte Hitler voll Begeisterung. Sir Thomas, der völlig vergessen hatte, daß dies Konzert über die halbe Welt per Radio gesendet wurde, sagte zu seinem Orchester mit hörbarer Stimme: „The old bloke seems to like it*.“ Dieser intime Kommentar war charakteristisch für Sir Thomas' Verkehrston mit seinem Orchester. Aber nicht nur das Orchester hörte, was er sagte, sondern überall, wohin die Übertragung gesandt wurde, hörte man es natürlich, und eine englische Zeitung brachte einen sehr witzigen Bericht über diesen Zwischenfall mit der Überschrift: „Geheimnisvolle Stimme am Radio während des Berliner Konzerts von Sir Thomas Beecham.“

In der Pause war reges Kommen und Gehen. Ich rührte mich nicht von meinem Platz, aber viele Menschen suchten mich in meiner Loge auf. Eine Reihe von Fotografien wur-

* „Dem alten Kerl scheint's zu gefallen.“

(1936)

den gemacht, man fand sie am nächsten Tage im ganzen Reich veröffentlicht. Zu unserem großen Erstaunen erschien aber auch ein Bild von Sir Thomas in Hitlers Loge, umgeben von Hitler, Goebbels, Neurath, Blomberg und andern. Dies war ganz unerklärlich, da Sir Thomas das Künstlerzimmer während der Pause nicht verlassen hatte. Viele hatten ihn dort aufgesucht, so der britische Botschafter, Furtwängler, und, wenn ich mich recht entsinne, auch Goebbels. Aber Sir Thomas hat bestimmt die Hitlerloge nicht betreten. Die Nazis indessen schienen es nötig zu finden, ihn im Schoße der deutschen Regierung zu präsentieren, und so hatten sie das Kunstmittel der Fotomontage zu Hilfe genommen.

Am nächsten Morgen war die deutsche Presse voller Berichte über das Konzert. In jeder Zeitung war die zuhörende Reichsregierung zu sehen, während sich die Musikkritiker in langen Spalten über das englische Orchester und seinen Dirigenten ergingen. Außerdem gab es noch Extra-Artikel über Sir Thomas und das Orchester und lange Beschreibungen von allen prominenten Persönlichkeiten, die dem Abend beigewohnt hatten.

Die Berliner Philharmoniker behandelten diese Angelegenheit als ein rein künstlerisches Ereignis, und um das zu feiern, hatten sie und Furtwängler die englischen Gäste zu einem Bierabend in die Philharmonie gebeten, zu dem nur Musiker eingeladen waren. Für die Mitglieder der Berliner waren die Londoner Philharmoniker keine Fremden, denn sie hatten sich ja des öftern zuvor in England getroffen. Man vertiefte sich in Fachgespräche. Es ist eine unvermeidbare Tatsache, daß in solchen Fällen die Flötisten sich immer mit den Flötisten zusammenfinden, und die Cellisten mit den Cellisten. Bald herrschte allgemeine Heiterkeit, und man erzählte, daß Sir Thomas in früher Morgenstunde auf einem Tisch getanzt, gesungen und einige seiner unvergleichlichsten Geschichten zum besten gegeben habe.

Am nächsten Tag fuhren wir nach der Provinz ab. Alle Konzerte waren ausverkauft. In Dresden verlief alles ohne

(1936)

besondere Zwischenfälle, und am Tage danach war ein Konzert in Leipzig, im Gewandhaus, angesetzt. Nach der Probe fand dort ein zwangloser Empfang statt, bei dem ich viele alte Freunde traf, unter ihnen Max Brockhaus, den berühmten Verleger, Herrn von Hase, den Chef von Breitkopf & Härtel, und Dr. Karl Straube, den verehrungswürdigen Thomaskantor. Sie alle wohnten dem Konzert bei, in dem die Aufführung der zweiten Symphonie von Sibelius, die kaum je vorher in Leipzig gespielt worden war, großes Aufsehen erregte.

Zwar hatte Leipzig sich äußerlich dem Naziregime angepaßt, doch waren seine Einwohner damals in großer Erregung. Knapp eine Woche ehe Sir Thomas mit seinem Orchester dort eintraf, war das Mendelssohn-Denkmal nachts entfernt worden. Niemand wußte, was damit geschehen war. Die Leipziger waren empört und beschämt. Soweit mir bekannt ist, war die Frage des Denkmals schon vorher aufgeworfen worden, doch hatte der damalige Oberbürgermeister Dr. Gördeler sich für Verbleiben des Monuments auf seinem Platz vor dem Gewandhaus verbürgt. Gördeler befand sich damals aber auf einer Dienstreise nach Schweden. Nach dem Gesetz mußte er in einem solchen Falle seine Dienstgewalt seinem Stellvertreter übergeben. Dieser, später Nachfolger Dr. Gördelers, war aber einer der neuen Leute, und so verschwand das Denkmal.

Instinktiv fühlten die Menschen die Atmosphäre eines freien Mannes, die Sir Thomas um sich verbreitete. Deshalb hatten sie das Vertrauen, sich in ihrer Not an ihn zu wenden. In der Pause des Leipziger Konzertes drückte er mir einige Briefe in die Hand und flüsterte: „Sie nehmen diese Briefe besser an sich.“ Um zu zeigen, was damals in den Menschen vorging, drucke ich zwei dieser Briefe hier ab.

Leipzig, den 15. November 1936.

Sir Thomas Beecham, Gewandhaus Leipzig.

In der Nacht vor sechs Tagen wurde das große
Denkmal von Felix Mendelssohn-Bartholdy,

(1936)

welches vor dem Haupteingang des Gewandhauses stand, abgerissen und weggeschafft, wohin ist nicht bekannt, es fehlt auch jede Zeitungsnotiz hierüber.

Mendelssohn übernahm 1835, mit 26 Jahren, die Leitung der Gewandhauskonzerte und behielt sie bis zu seinem Tod. Er starb, 38 Jahre alt, 1847. Sein Wirken war eine ununterbrochene Kette von Triumphen, die er als Komponist, Virtuose, Dirigent und als geistreicher allgemein geliebter Mensch feierte. Er hatte auch England oft besucht, und 1846 begrüßte festlich das englische Publikum das letztmal seinen Liebling.

Der Rat der Stadt Leipzig errichtete ihm obiges Denkmal und enthüllte es mit ehrenden feierlichen Worten. Die dritte, jetzt herrschende Generation zertrümmerte es, weil er ein Jude ist.

Wahrscheinlich wird die Bronze der überlebensgroßen stehenden Figur von Mendelssohn, der Göttin und zwei Engelchen mit Notenblättern zu Kanonenrohren umgeschmolzen.

Seine Musik wird aber unsterblich sein und in allen Kulturstaaten weitergespielt werden, mit Ausnahme von Deutschland, wo sie streng verboten ist.

Ehre seinem Andenken!

Die gesamte gebildete Welt Deutschlands denkt und fühlt ebenso und trauert um vieles Verlorene und schließt in ihre täglichen Gebete die Bitte um Hilfe und um Freiheit.

Ohne Unterschrift.

Auf dem Umschlag stand:

Sir Thomas Beecham, Gewandhaus, Leipzig.

Please don't give this letter to any German because that might be very dangerous.

Sir Thomas gab den Brief mir — und ich habe ihn noch heute.

Noch ein weiterer Brief verdient hier erwähnt zu werden:

Sir Thomas Beecham, Gewandhaus, Leipzig.

Sehr geehrter Herr!

Wenn Sie morgen abend im Leipziger Gewandhaus diri-

(1936)

gieren und in vorderster Reihe — genau wie in Berlin — die „Führer“-Persönlichkeiten beflissen rasenden Beifall spenden sehen, so werden Sie die wirkliche Musikkultur dieser Herren richtig einzuschätzen wissen, wenn Sie von folgender Tatsache, die Ihnen vielleicht niemand sonst berichten wird, Kenntnis haben.

Vor einigen Tagen wurde abends in der Dunkelheit das Denkmal Felix von Mendelssohn-Bartholdys, des unsterblichen Komponisten und Kapellmeisters am Gewandhause, abgebrochen und entfernt.

Möge Sie, sehr geehrter Herr, bei dem Gedanken an diese Kulturtat des Rassenhasses die Tatsache trösten, daß es Millionen musikliebender Deutscher gibt, denen dabei die Schamröte ins Gesicht steigt.

Für Ihre herrliche Musik herzlichen Dank!

Ein Deutscher.

Dies war die ernste Seite der Tournee, von der aber das Orchester nicht viel merkte. Es wurde in jeder Stadt sehr gefeiert, und besonders die deutschen Musiker waren in hohem Maße interessiert. Der Oboist Leon Goossens, wohl der beste Oboist der Welt, erregte überall größtes Aufsehen. Natürlich waren alle durch ihren Erfolg in glänzender Laune, und man brachte sie nur mit Mühe und Not dazu, bei der Nachtreise von Leipzig nach München auch wirklich ins Bett zu gehen.

In München war von der Absicht, den Besuch der Londoner Philharmoniker als ein rein musikalisches Ereignis zu behandeln, nichts mehr zu spüren. Wir kamen früh am Morgen an. Am Bahnhof waren Abordnungen vom „Gau“ und von der „Partei“, um Sir Thomas zu begrüßen. Bereits auf dem Bahnsteig wurden endlose Reden an ihn gehalten, welche er zwar mit Würde, aber nicht gerade mit Genuß anhörte. Denn es war sieben Uhr morgens, und er wollte gern in sein Hotel. Jedermann weiß, daß Sir Thomas die vollendetsten Umgangsformen hat, und besonders auf dieser Tournee machte er seinem Ruf alle Ehre. In München

(1936)

stieg er aus dem Zug, meinen Pelzmantel über seinen Arm gehängt. Die bayrischen Nazifunktionäre waren zweifellos stolz darauf, den berühmten Engländer in sein Hotel zu fahren, aber Sir Thomas verdarb ihnen den Spaß. Er wandte sich mit einladender Geste zu mir: „Bitte, steigen Sie ein.“ Nur der, der etwas von den Interna der Partei kennt, kann die Tragikomik verstehen, die darin liegt, daß Sir Thomas, die Münchener Nazis und meine Wenigkeit zusammen in einem mit einem großen Hakenkreuz beflaggten Regierungsauto losfuhren!

Bald kamen wir im Hotel „Vier Jahreszeiten“ an, wo ich seit vielen Jahren zu Hause war. Der Besitzer, Herr Walterspiel, kam sofort, um Sir Thomas zu begrüßen. Der alte Portier sagte ermutigend zu mir, als er mir unsere Briefe aushändigte: „Sehen Sie, Fräulein Doktor, es kommen auch mal wieder andere Zeiten.“

Das Hotel hatte die britische Flagge und die Naziflagge gehißt. Sir Thomas bemerkte ironisch zu mir: „Das Hakenkreuz scheint eine Ovation für Sie zu sein!“ Der Ankunftstag in München war konzertfrei. Zwar lagen allenthalben Einladungen für Sir Thomas vor, aber er hatte verlangt, frei zu sein. Schon lange vorher hatten wir versprochen, an den Starnberger See zu fahren, um Lerchenfelds zu besuchen. Das bewußte Auto stand uns wieder zur Verfügung und trug auch diesmal die bedeutsame Flagge.

Wie oft war ich den Weg von München nach Percha gefahren in Tagen innerer Not — allerdings ohne Naziflagge. Wie schön war die Gegend in der Herbstsonne und dem rötlichen Laub. Ein leichter Dunst lag über den Hügeln; die Natur ließ einen vergessen, in was für einer Welt man sich befand.

Bei Lerchenfelds war große Freude, als wir ankamen. Der Graf und die Gräfin kamen uns mit ihren Hunden entgegen, als wir hineinfuhren. Der Graf sagte zwar sofort: „Was ist denn das für eine Flagge? Sie hat auf meinem Grund und Boden nichts zu suchen.“ Aber bald war die Welt, die diese Flagge verkörperte, vergessen. Sir Thomas

(1936)

fühlte sich sofort zu Hause, und der kleine Kreis fand sich in gegenseitigem Verstehen schnell zusammen. Als wir gegen Abend zurückfuhren, sagte Sir Thomas zu mir: „Was soll aus Deutschland werden, wenn diese Art Menschen nichts mehr zu sagen haben?“

Als wir zurückkamen, fanden wir eine weitere Zugabe zu den beiden gehißten Flaggen vor — am Hoteleingang stand ein Wachtposten. „Noch weitere Ehren für uns?“ fragte Sir Thomas mit maliziösem Humor. Diesmal galt die Ehrung aber nicht uns. Göring war im Hotel eingetroffen, und da für uns geflaggt war, mußte er eine Ehrenwache haben.

Am späten Nachmittag besuchten wir Preetorius. Es war lange vereinbart gewesen, daß er Sir Thomas seine China-Sammlung zeigen sollte. Walleck, der damalige Generalintendant der Bayrischen Staatstheater, und Frau Winifred Wagner fanden sich auch ein. Letztere war eigens zum Konzert von Bayreuth gekommen. Preetorius zeigte Sir Thomas und Charles Moor, dem Bühnenleiter von Covent Garden, der sich uns in München angeschlossen hatte, seine Entwürfe für die beabsichtigte Neuinszenierung des „Fliegenden Holländers“ in London. Preetorius hatte das Schiff mit seinen blutroten Segeln in die Mitte der Bühne gesetzt, was den unheimlichen Eindruck der Szene verstärkte. Eine leidenschaftliche Debatte über die Stellung des Schiffes war bald im Gange. Es war eine sehr anregende Stunde, nur zu kurz, aber unser Programm ließ keine Änderung zu. Im Residenztheater war „Don Giovanni“ für Sir Thomas angesetzt worden, der gern die neuen Bühnenbilder von Preetorius sehen wollte. Sie waren sehr schön und ungewöhnlich. Frau Wagner, Preetorius, Sir Thomas und ich saßen zusammen in einer Loge. Doch kamen bald Adjutanten von irgendwelchen hohen Persönlichkeiten, um Sir Thomas nach dem Rathaus zu entführen, wo alles Erdenkliche aufgeboten war, um das Orchester und seinen Dirigenten zu unterhalten — Ströme von Bier nicht zu vergessen.

(1936)

Ich glaube, ich hatte an diesem Abend das bessere Teil erwählt, denn ich blieb still im Hotel und hatte allerhand Besucher. Herr Walterspiel erschien mit einem Rosenstrauß: „Ich muß Ihnen unbedingt sagen, wie ich mich freue, Fräulein Doktor, daß sich alles so gut gewendet hat. Ich habe meine älteste Flasche Cognac heraufgebracht und gestatte mir, auf Ihr ganz Spezielles anzustoßen.“ Unnötig zu erwähnen, daß ich mittat.

München machte seinem Namen als „Hauptstadt der Bewegung“ alle Ehre. Es war wohl für einen gewöhnlichen Sterblichen unmöglich, sich in all den verschiedenen Behörden von Partei, Stadt, Gau und Staat Bayern zurechtzufinden. Jede dieser Instanzen hatte ihre Kulturabteilung. Ob sie etwas mit Kultur zu tun hatten, ist eine andere Frage! Alle Funktionäre dieser verschiedenen Ämter beantragten so viele Plätze zum Konzert, daß ich nur mit größter Mühe die nötigen Karten für die englische Presse retten konnte.

Der englische Generalkonsul kam Sir Thomas besuchen, während ich mich mit den Journalisten unterhielt. Alles war von größter Betriebsamkeit, und der Pomp, mit dem diese Dinge aufgezo-gen wurden, war keinesfalls in Einklang zu bringen mit den Angriffen der Nazis auf die angebliche Verschwendungssucht und Korruption der Weimarer Republik.

Wer in München einen Namen hatte, war bei diesem Konzert anwesend. Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt und bot ein glänzendes Bild. Vorne in der Mitte thronte Heß, der Stellvertreter des Führers, umgeben von einem großen Stab. Vertreter der Wehrmacht und der Regierung waren da, und man sah eine Menge Uniformen höherer Nazifunktionäre. Das Konzert verlief vorzüglich, und warmer Beifall überschüttete die Künstler.

Ich sollte nach dem Konzert gleich ins Künstlerzimmer kommen, um Sir Thomas in seinen Verhandlungen mit dem Münchener Bassisten Ludwig Weber zu unterstützen, den er für Covent Garden engagieren wollte. Indessen fand

(1936)

ich meinen Weg plötzlich versperrt durch eine Doppelkette von SS. „Niemand darf das Haus verlassen, ehe der Minister abgefahren ist“, erklärten sie. Die lächerliche Übertriebenheit eines solchen Gebarens wurde mir doppelt bewußt, wenn ich daran dachte, wie unauffällig zum Beispiel der englische König Covent Garden verläßt, wobei kaum der diensttuende Schutzmann in Anspruch genommen wird.

„Bitte lassen Sie mich passieren, ich bin die Sekretärin von Sir Thomas, er erwartet mich“, erklärte ich den SS.-Leuten, und schon bahnte ich mir mit größter Energie meinen Weg. Ein Jahr vorher hatte der Anblick einer SS.-Uniform allein genügt, um mich kopfscheu zu machen.

Sir Thomas wäre an diesem Abend gern nach Hause gegangen, jedoch wurde ihm bedeutet, daß der Stellvertreter des Führers, der ihn nach dem Konzert in sein Haus eingeladen hatte, durch eine Absage „verletzt“ sein würde. Darauf beschloß Sir Thomas, für kurze Zeit hinzugehen, und Frau Wagner begleitete ihn. Der Abend nahm einen seltsamen Verlauf, da Herrn Heß, um den schwer geprüften Sir Thomas zu unterhalten, nichts Besseres einfiel, als ihm noch einmal ein Konzert vorzusetzen.

Heß versuchte, sich bei Sir Thomas beliebt zu machen, indem er ihm erklärte, wie sehr er die Disziplin des Orchesters bewunderte — eine Eigenschaft, die er bei Engländern gar nicht erwartet habe. „Oh“, antwortete Sir Thomas von oben herab, „wir Engländer haben unsere eigene Art von Disziplin. Aber dies wird anderswo nicht immer erkannt oder verstanden; denn anstatt sie von außen her anzunehmen, erlegen wir sie uns selbst auf.“

Bei dieser Gesellschaft setzte sich Sir Thomas ans Klavier und spielte. Als ich ihm am nächsten Morgen sagte, jedermann sei voller Begeisterung über die Liebenswürdigkeit, mit der er die Gäste von Heß unterhalten habe, gab er zur Antwort: „Was sollte ich sonst tun; ich langweilte mich zu Tode, und so spielte ich, um mich selbst zu amüsieren.“

Am nächsten Tag, auf der Reise nach Stuttgart durch den

(1936)

mir so vertrauten romantischen Teil von Süddeutschland, sagte Sir Thomas: „Ich habe diese Festivitäten jetzt satt und werde an keiner mehr teilnehmen. Was hat das schließlich für einen Sinn, diese Reden anzuhören, die alle wahrscheinlich aus der gleichen Quelle in Berlin stammen.“ Kaum aber waren wir angekommen, so wurde uns mitgeteilt, daß ein weiteres Bankett vorgesehen war. Als nun Sir Thomas versuchte, sich freizumachen, wurde ihm bedeutet, daß der Herr Gauleiter mit Recht verstimmt sein würde, wenn er, der Gast von Herrn Heß in München, die Einladung des württembergischen Führers in Stuttgart verschmähte. Sir Thomas wurde allmählich ungemütlich und begann seine gute Laune zu verlieren. Schließlich sagte er zu mir mit größter Bestimmtheit: „Wollen Sie bitte dem Baron von G. (dem Herrn vom Stabe Ribbentrop, der als Verbindungsoffizier zwischen Sir Thomas und den verschiedenen Behörden amtierte), sagen, daß dieser Unfug unbedingt aufhören muß. Ich will meine Konzerte dirigieren und sonst nichts. Dies ist das letztmal gewesen, daß ich mich habe breitschlagen lassen. Kein Künstler, der jeden Abend am Pult stehen muß, kann das aushalten.“ Ich antwortete: „Ich will es ihm selbstverständlich sagen, aber es tut mir doch leid, daß Ihr Entschluß gerade vor dem Konzert in Ludwigshafen kommt, wo Sie sicher die interessantesten Leute von der ganzen Reise treffen würden.“ „Das ist mir ganz egal“, sagte Sir Thomas, „ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir die ‚Times‘ verschaffen würden, das ist das einzige, was mich interessiert.“

Das nächste Konzert fand in Ludwigshafen im Konzertsaal der IG.-Farbenindustrie statt. Die sozialen Einrichtungen der IG. waren äußerst fortschrittlich, und schon seit Jahren wurden erstrangige Konzerte für die Firma und ihre Beamten veranstaltet. Die Nachfrage war so groß, daß jedes Konzert zweimal gegeben werden mußte. Die IG. hatte sich lange gegen jegliche Einmischung der Nazis gewehrt, und Eingeweihte wissen von vielen Kämpfen, die der wissenschaftliche Leiter, Direktor Bosch, nicht zuletzt

(1936)

mit Hitler selbst ausgefochten hatte. Als der Plan einer Tournee der Londoner Philharmoniker auftauchte, hatte sich die IG. in Ludwigshafen zu allererst um ein Konzert beworben. Dieses war eines der interessantesten der ganzen Reise.

Da die Hotels in Mannheim besser waren als in Ludwigshafen, wurden wir alle in Mannheim einquartiert. Mit recht gemischten Gefühlen stieg ich in meiner Vaterstadt aus. Sir Thomas wurde auf dem Bahnsteig von den üblichen Deputationen empfangen. Eine Attacke des Mannheimer Bürgermeisters, der sich benachteiligt fühlte, weil alle Ovationen für den berühmten Gast von der Stadt Ludwigshafen bestritten wurden, und der ihm auch noch etwas bieten wollte, schlug Sir Thomas mit Virtuosität und Energie ab — die Not hatte ihn allmählich die dazu nötige Technik gelehrt.

Sir Thomas und ich wohnten im „Mannheimer Hof“, einem neuen Hotel („Juden unerwünscht“). Groß war meine Heiterkeit, als man Sir Thomas mitteilte, daß ihm als besondere Ehrung die sogenannte Hitlerwohnung zur Verfügung gestellt war. Diese Wohnung, welche nur für Besuche von Hitler selbst oder für Mitglieder der Reichsregierung bestimmt war, bestand aus mehreren Zimmern, welche sehr geschmackvoll eingerichtet waren, mit schönen Bildern an den Wänden und aparten Blattpflanzen dekoriert.

In Ludwigshafen sollte eine zweistündige Probe stattfinden. Sir Thomas ist sehr rücksichtsvoll und ist kein Probensadist, aber wenn er eine Probe verlangt, braucht er sie auch. Als er seine Programme einrichtete, hatte er gleich bestimmt, daß eine Probe für die drei letzten Konzerte unerläßlich sei und durch nichts beeinträchtigt werden dürfe. Kaum waren wir aber in dem Konzertsaal der IG.-Farben gelandet, als sich schon der Bürgermeister von Ludwigshafen zum Wort meldete und an Sir Thomas eine nicht enden wollende Rede hielt, was dessen Laune nicht gerade verbesserte. Schließlich begann die Probe, und Sir Thomas'

(1936)

Verstimmung wich schnell seinem Interesse an der ganz hervorragenden Akustik des Saales. Verschiedene Fachleute der IG. erzählten ihm, daß die Akustik einer besonders konstruierten abgerundeten Holzwand zu danken sei, die hinter dem Podium errichtet war. Sir Thomas fand im Konzert das Resultat so günstig, daß er diese Wand später für Covent Garden nachbauen ließ, wozu ihm die Direktion der IG. die Pläne und einzelne Angaben zur Verfügung stellte.

Im Verlaufe des Gesprächs erzählten ihm die Herren auch von einer neuen Methode, Musik auf einem Film aufzunehmen. Es war ein äußerst interessantes Problem. Sir Thomas, der sich für alle technischen Neuerungen brennend interessiert, vereinbarte sofort mit dem Erfinder, daß ihm das Experiment nach der Probe vorgeführt werden sollte.

Das Konzert fand unter ungeheurem Andrang der Mannheimer und Ludwigshafener Bevölkerung statt und verlief glänzend. Nach Schluß holte der Chefingenieur Sir Thomas in den Versuchsraum ab, und bald war er in die ihm vorgeführte Erfindung so vertieft, als ob sonst auf der Welt nichts existierte. Die IG. hatte an diesem Abend 600 Leute zu einem Bankett zu Ehren von Sir Thomas geladen, aber es wurde spät und später, und immer war er noch im Versuchsraum. Einer der Direktoren, den ich seit Kindheit kannte, kam besorgt zu mir und erinnerte mich: „Sechshundert Leute warten auf Sir Thomas, Fräulein Doktor.“ Aber ich war machtlos.

Baron von G. schien es allmählich etwas schwül zu werden. „Wäre es nicht ratsam“, fragte er mich, „daß ich mit Sir Thomas nach Mannheim zurückfahre, damit er sich umzieht, um die Leute hier nicht unnötig warten zu lassen.“ Nun wurde es auch mir ungemütlich. „Selbstverständlich“, antwortete ich vorsichtig, „das ist eine gute Idee. Aber Sie fahren vielleicht besser in Ihrem eigenen Wagen, denn Sir Thomas ist nach einem Konzert gern allein.“ Endlich stieg

(1936)

Sir Thomas in sein Auto, um — wie die Leute dachten — sich in seinem Hotel für das Bankett umzukleiden. Auf der Rückfahrt sprachen wir nur von Musik; ich wagte mich nicht auf das dünne Eis der verfänglichen Frage der Teilnahme am Bankett. Er auch nicht.

Im Hotel angekommen, begleitete ich ihn in seine Wohnung. Er war in blendender Laune und sagte: „Nun werden wir einen sehr gemütlichen Abend zusammen verbringen. Lassen Sie mir Zeit, mich umzuziehen, und schicken Sie mir bitte den Kellner.“ Das war natürlich sehr verlockend, aber andererseits wurde mir angst und bange. Abgesehen von den sechshundert Gästen bei den IG.-Farben, wartete in der Halle Baron von G., und außerdem hatte ich meinen Mannheimer Freunden versprochen, den Abend mit ihnen zu verbringen. Schüchtern versuchte ich einzuwenden: „Sie wissen wohl, daß der Baron unten ist, um Sie auf das Bankett zu begleiten?“ Aber Sir Thomas erklärte sehr entschieden: „Überlassen Sie das mir.“

Ich ging also hinunter, um mit meinen Freunden zu sprechen. Der Adjutant hatte mich herunterkommen sehen, aber er durfte unter keinen Umständen bemerken, daß ich wieder hinaufging, so schlich ich mich über eine Hintertreppe zu Sir Thomas zurück. Der hatte sich inzwischen umgezogen und saß da, wie aus dem Ei gepellt, gepflegt und elegant, und las Zeitung, als ob ihn sonst auf der ganzen Welt nichts anginge. „Hier bin ich“, sagte ich, „aber was fangen wir mit dem Mann da unten an?“ Sir Thomas nahm ein Stück Briefpapier und schrieb einige Zeilen. Er erklärte, daß es ihm zu seinem größten Bedauern ganz unmöglich sei, noch einmal auszugehen, da er durch die Anstrengungen der letzten Tage so übermüdet sei, daß er befürchtete, falls, er sich nicht schonte, die Tournee nicht zu Ende führen zu können. Der Brief war ein Meisterwerk an Höflichkeit; aber wer wollte, konnte alles mögliche zwischen den Zeilen lesen.

„Nun also“, sagte Sir Thomas, für den die Angelegenheit damit erledigt war, „was wollen wir essen?“ Er ver-

(1936)

tiefte sich in die Speisekarte, und erst nachdem er ein lukullisches Mahl mit Champagner bestellt hatte, wurde der Kellner entlassen und durfte dem immer noch wartenden Adjutanten die Botschaft überbringen.

Der Abend, den ich mit Sir Thomas in den Hitlerzimmern in Mannheim verbrachte, gehört zu meinen amüsantesten Erinnerungen. Ich erzählte ihm bei dieser Gelegenheit, wie im April 1933 Furtwängler sich auch geweigert hatte, in Mannheim an einem für ihn veranstalteten Festessen teilzunehmen und auch statt dessen den Abend mit mir verbracht hatte — allerdings aus ernsteren Gründen und ohne Gänseleber und Champagner.

Der nächste Morgen war weniger amüsant. Als ich herunter kam, wurde ich mit langen Gesichtern begrüßt. Die an Intrigen gewohnten Nazis pflegten ihre eigene Gesinnungsweise auch bei anderen Sterblichen vorauszusetzen. Sie nahmen nie an, daß etwas einen einfachen natürlichen Grund haben konnte. Ich wurde mit Vorwürfen überhäuft, daß ich der Urheber des Debakels vom vorherigen Abend sei — anscheinend als Rache für den Mannheimer Furtwängler-Vorfall von 1933.

Inzwischen hatte Sir Thomas nach mir geschickt. Er rauchte seine Zigarre und las mit Imperatormiene die Zeitung: „Liebe Freundin“, sagte er, „ich habe jetzt genug von all dem und will diese Leute weiterhin so wenig wie möglich sehen. Bitte mieten Sie mir ein Privatauto, und dann werden wir sehr gemütlich und ungestört unsere Tournee beenden.“ Es hatte keinen Sinn, mit ihm zu debattieren, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte. Ich verschaffte ihm also das Auto. Auf der neuen Autobahn fuhren wir nach Frankfurt, wo das nächste Konzert im großen Museumssaal stattfand. Es war ausverkauft, und im Publikum waren viele alte Freunde.

Ehe wir uns am Abend trennten, schlug Sir Thomas vor, früh am nächsten Morgen weiter zu fahren. „Ich möchte zuerst Frankfurt wiedersehen, und dann werden wir irgendwo am Rhein auf unserem Weg nach Köln zu Mittag

(1936)

essen.“ So fuhren wir früh zuerst zum Römer, zum Dom und zum Goethehaus und dann an die Schirn in der Altstadt, wo die Frankfurter Würstchen gemacht werden. Mit Sir Thomas etwas anzusehen, ist ein großer Genuß. Er ist weder ein trockener Akademiker noch ein Tourist, der auf Sehenswürdigkeiten aus ist. Er kennt die Dinge ganz genau, und er weiß, was er sehen will. Alles l e b t in ihm, wie überhaupt seine Bildung eine persönliche und selbst erworbene ist. Er gibt mehr auf eigene Erfahrung als auf Lernen aus Büchern. Deshalb zog er es als junger Mensch vor, die Musik durch Hören von erstrangigen Aufführungen kennenzulernen, anstatt jahrelang in einem Konservatorium zu sitzen.

Sir Thomas zog seine Uhr heraus. „Ich würde eigentlich gerne den Mainzer Dom wiedersehen. Am besten fahren wir sofort nach Mainz.“

Nachdem wir eine Weile im Dom waren, gesellte sich ein Geistlicher zu uns; es war in einer katholischen Kirche ausgeschlossen, nicht zu fühlen, was alle diese Leute unter dem Naziregime durchmachten. Auch hier, wie bei vielen anderen kleinen Erlebnissen dieser Reise, war es seltsam, zu beobachten, wie schnell jemand seinem Herzen Luft macht, wenn er merkt, mit wem er es zu tun hat. Wir sprachen nicht gerade von Politik, aber ohne viele Worte zu machen, gab der Priester uns zu verstehen, unter welchem Druck er und seinesgleichen lebten.

Sir Thomas verblüffte mich durch seine genaue Kenntnis der Geschichte des Doms. Er wußte, daß er sich aus zwei Kirchen zweier verschiedener Perioden zusammensetzt und betrachtete verehrungsvoll die mannigfache Schönheit der Architektur. Wie wohltuend war dieser ruhige Tag, weit weg von der Welt, von der Lautheit und Betriebsamkeit der Nazis. Hier sah man sich dem ewigen Deutschland gegenüber, das in seinen ehrwürdigen Bauwerken Zeugnis ablegte für den Geist, der früher hier gewaltet.

Wir fuhren dann dem Rhein zu, und in einem kleinen versteckten Dörfchen machten wir zum Mittagessen halt. Niemand

(1936)

war außer uns in dem Eßzimmer des ländlichen Wirtshauses, das im Schatten uralter Kastanienbäume stand. Sir Thomas studierte die Weinkarte mit großem Interesse. Er versteht viel von Rheinwein, und bald stand eine ganze Batterie von Flaschen vor uns, die er alle probieren wollte. Ich half dabei mit meinen schwachen Kräften. Sir Thomas war guter Stimmung, denn er liebt alles Ungewöhnliche, und nach der letzten unter dem Zeichen der Nazis verbrachten Woche war dieser Tag der Freiheit doppelt wohlthuend. Doch bald meldete sich der Ernst des Lebens wieder; zu unserem Entsetzen stellten wir fest, daß es schon recht spät geworden war. Ein leichter Nebel begann über dem Rhein aufzusteigen, und wir konnten kaum damit rechnen, in weniger als vier Stunden nach Köln zu kommen, wo das letzte Konzert stattfinden sollte. So fuhren wir mit größter Geschwindigkeit. Der Zauber des Rheintals umfing uns. Sir Thomas schwieg, und ich wollte seine ernste Stimmung nicht stören.

Endlich kamen wir in Köln an, wo das Orchester schon in der riesigen Messehalle versammelt war. Während der Probe wurde mir mitgeteilt, daß Herr von Ribbentrop eingetroffen sei, um von Sir Thomas vor seiner Abreise aus Deutschland Abschied zu nehmen. An diesem Abend war ein Empfang im Rathaus vorgesehen. Sir Thomas hatte nicht die Absicht, daran teilzunehmen; aber man ließ ihn durch mich sehr bitten, an diesem letzten Abend seinen Entschluß zu ändern.

Nach der Probe fuhren wir ins Hotel zurück. Hier herrschte ein solcher Betrieb, daß man hätte denken können, ein ganzes Armeekommando sei eingezogen. Scheinbar konnte ein Nazi-Minister sich nicht bewegen, ohne von einem Heer von Adjutanten und einer SS.-Wache umgeben zu sein.

Als wir nach dem Konzert über die Rheinbrücke zurückfuhren, war zu Ehren der englischen Gäste die Stadt angeleuchtet. Der Dom und die alten Kirchen strahlten in

(1936)

einem seltsam magischen Glanze. Es war ein unbeschreiblich wunderbares Bild, das mich aufs tiefste bewegte.

Im Hotel war der Zauber schnell verflogen. Von allen Seiten wurden wir bedrängt, und Sir Thomas erklärte sich schließlich bereit, für kurze Zeit auf das Rathaus zu kommen. Ich ging zu Bett.

Spät abends klopfte jemand an meiner Tür: „Doktor“, sagte Sir Thomas, mit empörter Stimme, „wollen Sie mir glauben, was passiert ist? Herr von Ribbentrop war überhaupt nicht da, er hat die ganze Sache verschlafen!“ Was für ein grotesker Abschluß nach all der offiziellen Wichtigtuerei!

Sir Thomas teilte mir dann mit: „Ich habe meine Reisepläne geändert. Ich werde nicht gleich mit dem Orchester nach England zurückfahren, sondern wir gehen noch ein paar Tage nach Paris. Bitte, treffen Sie die nötigen Vorkehrungen. Wir fahren morgen früh mit dem Nord-expreß.“

Der Adjutant, der uns an die Bahn begleitete, saß mit verlegener Miene da — wegen des Ribbentropschen Zwischenfalles. Sir Thomas hingegen war eitel Sonnenschein. Alles war ja nun vorüber. Er konnte wieder tun, was er wollte. Und wieder einmal ließ ich meine so seltsam veränderte Heimat hinter mir.

Auf dieser letzten Etappe unserer Reise ereignete sich ein amüsanter Zwischenfall. Außer dem vereinbarten Honorar sollten die englischen Musiker von den Deutschen jeden Tag eine bestimmte Summe in Mark als Taschengeld erhalten. Da jedes Orchestermittglied aber zur Bestreitung seiner persönlichen kleinen Ausgaben bereits in London „Reisemark“ gekauft hatte, hielt die Tourneeleitung es für richtiger, dieses Taschengeld einzubehalten. So wurde mir jeden Tag eine bestimmte Summe in Verwahrung gegeben. Das Geld schwoll zu einem immer größeren Paket an, und von München an bemühte ich mich, es in eine Bank zu geben, um es nicht immer mit mir herumschleppen zu müssen. Jedoch angesichts der deutschen Devisengesetze

(1936)

war dies eine schwierige Sache. Jeder, der Mark von einem im Ausland Ansässigen in Verwahrung nahm, hatte die schwersten Strafen zu gewärtigen, während Geld, das in der Bank auf den Namen eines im Ausland Wohnhaften deponiert wurde, automatisch blockiert war und nur durch die kompliziertesten Manipulationen wieder flüssig gemacht werden konnte. So blieb mir keine Wahl, als dieses dauernd an Umfang zunehmende Bündel mit mir herumzuschleppen und die Banknoten in immer größere umzuwechseln, je mehr der Betrag anstieg.

Als sich die Reise ihrem Ende näherte, wurde mir allmählich unbehaglich. Ich konnte nur noch hoffen, daß das Problem durch irgendein Wunder gelöst werden würde. Jedoch kein Wunder geschah, und da saß ich mit meinem Haufen von Markscheinen. Vor unserer Abreise nach Köln, dem letzten deutschen Aufenthaltsort, hatte ich Sir Thomas meine Sorgen anvertraut. „Was soll ich tun?“ klagte ich, „wenn ich die Mark hier lasse, sind sie für uns verloren, und sie aus Deutschland herauszunehmen, ist bei schwerster Strafe verboten.“ Sir Thomas packte gerade seinen kleinen Handkoffer. „Geben Sie das verdammte Paket her, Ihre Mark wachsen mir allmählich zum Halse heraus.“ Er legte sie oben auf seine andern Papiere in seine Reisetasche. „Aber Sir Thomas“, protestierte ich, „das können Sie wirklich nicht tun . . . , denken Sie doch an die Strafe.“ „Ich weiß gar nicht, warum Sie so viel Worte machen“, sagte er völlig ungerührt. „Sie werden sehen, es wird nichts passieren. Überlassen Sie mir die Mark und machen Sie sich keine Sorgen.“

Infolge der plötzlichen Änderung unseres Reiseprogrammes war unser Grenzübertritt nicht avisiert, wie es für den Zug des Orchesters, das direkt nach England zurückfuhr, geschehen war. „Lieber Himmel“, dachte ich bei mir, „wenn unser Gepäck geöffnet wird, sind wir erledigt.“ Ich war entschlossen, jedes Risiko zu vermeiden. Glücklicherweise gelang es mir, noch den Ribbentrop-Adjutanten aufzustöbern; ich bat ihn, die Grenze zu benachrichtigen, daß

(1936)

Sir Thomas mit dem Nordexpress reise. Der Ribbentrop-Mann, dem es äußerst peinlich war, daß sein Chef geschlafen hatte, anstatt Sir Thomas zu ehren, versprach, sein Bestes zu tun.

So reisten wir endlich ab und saßen gemütlich in unserem reservierten Erstklasscoupé. Zwischen uns — weit geöffnet — lag die betreffende Handtasche, und Sir Thomas saß ruhig dabei und rauchte seine Pfeife. Schließlich kamen wir nach Aachen. Ein sehr höflicher Zollbeamter öffnete die Tür. Mir brach der Angstschweiß aus, und ich murmelte: „Dies ist Sir Thomas Beecham, der gerade auf Einladung der Regierung mit seinem Orchester durch Deutschland gereist ist.“ „Ich weiß“, sagte der Beamte, „wir sind verständigt worden.“ Er schlug die Hacken zusammen, verbeugte sich tief: „Heil Hitler“ und verschwand. Triumpierend blickte Sir Thomas mich an. „Sie sehen, Doktor“, sagte er und klopfte die Asche aus seiner Pfeife mit der charakteristischen Bewegung seiner ausdrucksvollen Hand ...

Man sollte denken, daß damit die Episode mit den Mark ihren Abschluß gefunden hätte. Weit gefehlt! Da das Geld später nicht mehr in meiner Obhut war, kann ich nur wiederholen, was man mir erzählt hat. Niemand in London wollte die Mark wechseln, und so mußten sie nach Deutschland zurückgeschafft und dort verbraucht werden. Wieder war es Sir Thomas, der sich dieser Aufgabe unterzog, und es verlautete, daß er die ganze Summe in kürzester Zeit durchbrachte. Aber diese deutsche Reise fand nicht unter meiner Leitung statt!

Das Ergebnis der Tournee war in jeder Weise zufriedenstellend. Niemand war zum Nazitum bekehrt worden, und die Musiker waren froh, in England zurück zu sein. Andererseits waren sie aber stolz, daß sie ihre Kunst dort hatten zeigen können, wo eine so alte und so berühmte musikalische Tradition lebendig war. Sir Thomas teilte diese Gefühle. Die geräuschvollen Nebenumstände der Tournee hatten ihn zwar abgestoßen, aber er hatte den ehrlichen

(1936)

künstlerischen Erfolg gefühlt, und dies freute ihn. Es war eine glückliche Zeit meiner Zusammenarbeit mit ihm.

Kurz nach der Rückkehr des Orchesters nach England wurde in einem der großen Häuser Londons ein musikalischer Abend veranstaltet, bei dem das Orchester Herrn von Ribbentrop treffen sollte. Auch Edward VIII. wurde erwartet. Aber der Abend fand ohne ihn statt. Die Krise, die zu seinem Rücktritt führen sollte, spitzte sich damals zu. London war voller Gerüchte, und gerade an jenem Tag verlautete, daß die Abdankung des jungen Königs unvermeidlich geworden sei.

Über mich selbst wurde damals in Deutschland und in England allerlei geredet. Ein ausländischer Diplomat rief mich in Covent Garden an. „Sie haben aber einen wirklichen Triumphzug hinter sich“, sagte er. Während ich mit Sir Thomas in Deutschland war, habe ich diese Ansicht oft aussprechen hören, doch wie weit war ich davon entfernt, irgendwelchen Triumph zu empfinden. Kurz nach unserer Rückkehr brachte der „Manchester Guardian“ einen Bericht über die Tournee, wobei erwähnt wurde, daß zwar der deutsche Botschafter sich rühme, für die Unternehmung verantwortlich zu sein, daß aber die erfolgreiche Durchführung der Reise Sir Thomas Beechams deutsch-jüdischer Sekretärin Dr. Geißmar zu danken sei. Ich las diesen Bericht mit beträchtlichem Unbehagen. Ich habe Herrn von Ribbentrop nicht kennengelernt.

(1936)

Kapitel 35

Vom Beginn meiner Arbeit für Sir Thomas und das Londoner Philharmonische Orchester versuchte ich, meine alten Geschäftsverbindungen mit den Musikzentren des Kontinents wieder aufzunehmen. Erst langsam erkannte ich, wie viel schwerer alles von England aus war. Die geographische Lage Großbritanniens erforderte schon eine kostspielige Reise, ehe man nur auf dem Kontinent ankam, und so war es schwierig, Unternehmungen zu finanzieren, welche so bedeutende Risiken mit sich brachten. Die halboffiziellen Organisationen, die sich heute mit der Wahrung britischer Kulturinteressen im Ausland befassen, waren erst im Entstehen. Man konnte zwar in England mehr auf großzügige private Unterstützung rechnen als auf dem Kontinent, aber es war doch nur ein sehr beschränkter Kreis, der bereit war, Geldmittel für kulturelle Zwecke zur Verfügung zu stellen.

Seit meiner ersten Pariser Reise in meiner neuen Stellung hatte ich Verhandlungen mit Herrn Jacques Rouché über einen Besuch des London Philharmonic Orchestra in Paris geführt. Die Pariser Oper war nur an Dienstagen und Donnerstagen verfügbar. Es war ein wahres Puzzle, zwischen all ihren englischen Verpflichtungen den sowohl für Sir Thomas als auch für das Orchester geeigneten Tag zu finden, um so mehr, als die Royal-Philharmonic- sowie die Hallé-Konzerte in Manchester, die damals hauptsächlich von Sir Thomas geleitet wurden, alle an Donnerstagen stattfanden. Schließlich wurde ein Datum für März 1937 gefunden. Damit waren aber keineswegs alle technischen Schwierigkeiten beseitigt.

Von Anfang an, seit 1927, als ich zum erstenmal nach dem ersten Weltkrieg ein Pariser Konzert für das Berliner Philharmonische Orchester arrangierte, arbeitete ich in Verbindung mit der Association Française d'Echange Artistique. Diese Abteilung der französischen Regierung stand unter dem Patronat des Außenministeriums

(1936)

sowie des Kultusministeriums und war der Mittelpunkt der französischen Kulturpropaganda. Die Geschäftsräume lagen im Palais Royal, von dessen Fenstern man in den schönen Hof des berühmten Gebäudes hinaussehen konnte. Die ganze Organisation hatte etwas sehr Altmodisches; aber sie hatte ihren eigenen Stil, und es wurde dort vorzüglich und geschickt gearbeitet. Kaum einer der Beamten oder der Diener hatte gewechselt seit meinem ersten Besuch.

Im Jahr 1936 betrat ich zum erstenmal das Palais Royal in englischen Angelegenheiten. An die offizielle Regierungsstelle war eine offiziöse Gesellschaft, Art et Tourisme, angeschlossen worden, welche die staatliche Kulturpropaganda auf private Weise unterstützen sollte. Dieser Gesellschaft entsprach die schon erwähnte britische Organisation „Art and Travel“, die Lady Austen Chamberlain zur Vorsitzenden hatte.

Es war mir gar nicht zum Bewußtsein gekommen, wie viele „Committees“ auf beiden Seiten an dem Plan des Pariser Konzertes von Sir Thomas und der Londoner Philharmoniker interessiert waren. Mir schien es, daß viel zu viele Leute bei dieser Sache ihre Hand im Spiel haben wollten. Mit größter Unbekümmertheit steuerte ich an allen diesen meiner Ansicht nach unnötigen Hilfskräften vorbei. Es schien mir unwahrscheinlich, daß sie etwas Wesentliches zu den praktischen Vorbereitungen des Konzertes beitragen konnten. Den Franzosen lag damals sehr viel an kulturellem Austausch mit England, und dies kam mir für meine Absichten zustatten. Paris war in jenen Tagen ungemein lebendig, und überall fand man an Kunst interessierte Menschen. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß die Franzosen bei der Verfolgung ihrer Ziele viel feinfühlicher vorgingen als die Nazis. Alles spielte sich mit Würde und Eleganz ab. Ich lernte eine Menge Menschen kennen, die ich früher nie getroffen hatte, denn die Kreise, die sich mit französisch-englischen Angelegenheiten befaßten, waren andere als diejenigen, welche deutsch-französische Interessen pflegten.

(1936)

Eines Abends nahm M. Rouché mich mit in die Oper, um eine Aufführung von Glucks „Alceste“ anzuhören. Die Franzosen hatten ihren eigenen Stil, diese Art Opern herauszubringen, mit Einlagen für ihr Ballett, auf das sie stolz waren. Rouché schnitt die Frage an, ob man diese Aufführung der „Alceste“ nicht nach Covent Garden bringen könnte, worauf ich vorschlug, den Plan Sir Thomas zu unterbreiten. Die Hochdramatische der Pariser Oper, Madame Germaine Lubin, schien für Rollen wie „Alceste“ besonders geeignet.

Nach einer sehr bewegten Woche fuhr ich nach London zurück. Hier hatte sich inzwischen wegen der Heiratsabsichten des jungen Königs eine politische Krise entwickelt. Die Offenheit, mit der dieser Fall in der Presse kommentiert wurde, war mir etwas Ungewohntes und Erstaunliches. Nach meinen Erfahrungen auf dem Kontinent hatte ich erwartet, daß in solch kritischem Augenblick sogar in einer Demokratie gewisse Richtlinien für die Presse gegeben werden müßten, um die öffentliche Meinung nicht zu sehr zu verwirren. Jedoch war es augenscheinlich, daß solche Direktiven nicht existierten. Ich war mit Bewunderung erfüllt für das Volk, das so viel moralische Kraft und Selbständigkeit hatte, daß man ihm die Bildung seiner eigenen Meinung in so weitgehendem Maße überlassen konnte.

Sir Thomas, als leidenschaftlicher Brite, der den König seit seiner frühesten Jugend kannte, nahm intensiven Anteil, beteiligte sich aber nicht am Meinungs austausch über den Fall.

In diesen Tagen hatten wir sehr viel zu tun, und Sir Thomas verließ fast nie das Theater. Er regierte sein Opernhaus mit eiserner Hand und verlangte, daß ihm alles unterbreitet würde; andererseits ließ er sich aber sehr ungern stören, wenn er arbeitete. Für solche Fälle hatten wir ein großes Plakat entworfen „Eintritt verboten!“, das ich mit großem Vergnügen vor meiner Tür aufhing. So konnten wir ungestört viele Dinge besprechen, für die die Routine

(1936)

des Tages sonst wenig Zeit gelassen hätte; unter anderem konnte ich ihm in aller Ruhe meine Eindrücke aus Paris mitteilen und die vielen Komitees und so weiter beschreiben. Sir Thomas ist meist guter Stimmung, und er kann die schwierigsten Fragen mit einem Witz lösen. Aber niemand soll sich von der heiteren Fassade täuschen lassen; denn plötzlich kann er ganz ernst werden, und dann muß man sich vorsehen!

Ein solcher Stimmungsumschlag ereignete sich, als ich das Pariser Konzert erörterte. Nachdem er mich ziemlich lange schweigend angehört hatte, unterbrach er mich plötzlich: „Hören Sie, Doktor, so geht das nicht weiter. Die einzige Lösung aus all diesem Durcheinander ist eine offizielle Einladung. Wenn ich nicht von der französischen Regierung eingeladen werde, lasse ich dies leidige Konzert fahren, und dabei bleibt es.“

Ich merkte sofort, daß es ihm Ernst war mit dem, was er sagte, und daß er ruhig auf den ganzen Pariser Plan verzichten würde, wenn er nicht nach seinen Wünschen auszuführen war. Ich brannte natürlich darauf, daß das Konzert stattfinden sollte, und so antwortete ich: „Das ist alles ganz einfach. Den Franzosen liegt etwas an diesem Konzert. Schicken Sie mich nach Paris, und ich werde die Sache in zwei Tagen in Ordnung bringen.“ „Einverstanden,“ erklärte Sir Thomas.

So reiste ich innerhalb weniger Tage zum zweiten Male nach Paris. Ich fuhr mit dem Föhre-Schlafwagen mit Madame de Margerie. Eine große Anzahl bekannter Persönlichkeiten war im Zug; man sprach nur von der anscheinend unvermeidlich gewordenen Abdankung des Königs. Als wir in Paris ankamen, war der Bahnsteig voller Zeitungsverkäufer, die die Extrablätter mit der Tatsache der vollzogenen Abdankung ausriefen.

Ich ging direkt zum Ministère, entschlossen, mein Ziel zu erreichen. Das einschlägige Departement erklärte sich sofort mit meinen Vorschlägen einverstanden. Die französische Regierung lud Sir Thomas und das Londoner Philharmonic

(1936)

Orchestra ein und war bereit, alle Kosten zu bestreiten. Bewaffnet mit einem Brief des französischen Kultusministers kehrte ich nach London zurück. Triumphierend überreichte ich Sir Thomas die persönliche Einladung des Ministers. „Sehr gut“, sagte er und schrieb einen Brief an Lady Chamberlain, die Vorsitzende von „Art and Travel“, worin er sagte, daß er sich freue, ihr mitzuteilen, daß die Angelegenheit des Pariser Konzertes zwischen ihm und der französischen Regierung geregelt worden sei.

Inzwischen arbeitete er am Repertoire der Coronation Season, welche, wie schon erwähnt, französische, deutsche und italienische Opern umfassen sollte. Es hatten bereits einige Vorverhandlungen mit prominenten französischen Sängern stattgefunden; da aber die Beziehungen zwischen Frankreich und England so freundlicher Art waren, hatten die Franzosen mich durch Monsieur Rouché informieren lassen, daß sie sich mit einigen französischen Opern offiziell an den Krönungsfestlichkeiten beteiligen wollten. Sie schlugen vor, „Ariane et Barbe-Bleue“ von Dukas, „Pelléas et Mélisande“ von Debussy und „Alceste“ von Gluck zu geben. Besonderen Wert legten sie auf eine Aufführung der „Alceste“, trotz der enormen Unkosten, die durch die Reise des ganzen Balletts und Chors nach London bedingt waren. Lange schon hatten sie sich darum bemüht, ihr Ballett in Covent Garden zu zeigen, und es lag ihnen doppelt daran, den Plan bei dieser wichtigen Gelegenheit auszuführen. Alles dies wurde während meines kurzen Pariser Aufenthaltes Anfang Dezember besprochen, und als ich zurückkam, hatte ich nicht nur das Konzert des Londoner Philharmonischen Orchesters in Paris, sondern auch die offizielle Beteiligung der Pariser Oper an der Coronation Season in allen Einzelheiten festgelegt.

Bei meiner Ankunft in Boulogne auf der Rückreise nach London herrschte im Hafen eine merkwürdige Stimmung. Es war trübes nebliges Wetter, und ein leichter Regen rieselte herab. Mein Gepäckträger sagte mir, daß man gerade auf die Einfahrt des Zerstörers wartete, der den abgedankten

(1936)

englischen König auf seinem Weg ins Exil an Bord hatte. Ich entsinne mich, wie aufgepeitscht die englische öffentliche Stimmung in diesen Tagen war, und wie die Meinungen durcheinander wogten. Aber die Ruhe wurde schnell wieder hergestellt. Der neue König hatte sein Amt angetreten, und von diesem Moment an wurde alles in seinen Dienst gestellt.

Das Leben ging ruhig weiter, und was Covent Garden betraf, erlitten die Vorbereitungen zur Coronation Season nicht die geringste Veränderung dadurch, daß der König, für den sie ursprünglich geplant war, nicht zur Regierung kam.

Kapitel 36

Von Anfang an, seitdem ich in England eine neue Heimat gefunden hatte, war ich auf der Suche nach einer passenden Wohnung. Dies war nicht so einfach in London, wenn man nicht gerade in die zwar bequemen, aber unpersönlichen modernen „Flats“ ziehen wollte. Ich lief überall herum, besonders in der Bloomsbury-Gegend, in der Nähe von Covent Garden. Hier gab es schöne Häuser mit gut proportionierten Räumen. Schließlich endete mein Suchen am Red Lion Square mit seinen stattlichen alten Häusern und einer Kirche aus dem 15. Jahrhundert. Obwohl die City sich schon bis in die Nähe des Platzes ausdehnte, hatte dieser sich eine altmodische Verträumtheit bewahrt, besonders spürbar an Samstagnachmittagen oder Sonntagen, wenn keine Seele zu erblicken war. Schöne alte Bäume standen auf dem Platz, vor allem eine riesengroße, uralte Platane, in der Tauben nisteten. Im Winter zeichnete sich das Geäst klar gegen den Himmel ab, und im Frühjahr freute man sich am frischen Grün. Man konnte kaum glauben, daß man sich im Zentrum Londons befand.

Ich fand mein zukünftiges Heim in einem der Häuser aus dem siebzehnten Jahrhundert. Das erste, was mir der

(1936)

Besitzer erzählte, war, daß Charles Dickens hier für kurze Zeit gewohnt haben soll, ehe er sein später historisch gewordenes Haus in der Nähe bezog.

Ich bewohnte die zwei obersten Stockwerke des Gebäudes, das sonst nur Geschäftszwecken diente. Der vorherige Inhaber hatte die Räume mit feinem Sinn im Stil der Periode, aus der sie stammten, hergerichtet. Im Treppenhause und in allen Zimmern war noch schönes altes Holzgetäfel. Alles war in matter Elfenbeinfarbe gestrichen. Von einem kleinen Vorraum kam man in ein großes, helles, dreifenstriges Zimmer mit dem Blick auf den Square. Hier flutete die Morgensonne herein, und der getäfelte helle Raum mit seiner niedrigen Decke gab einen schönen Rahmen ab für meine alten Möbel und war akustisch sehr geeignet für Kammermusik. Daneben war ein kleinerer Raum, dessen Decke malerisch von Gebälk durchzogen war. Eine Treppe höher lag ein großes Atelier, von dem zwei Türen auf den Dachgarten führten. Auch hier waren die Proportionen des Raumes vollendet, dessen Schönheit noch durch einen alten, vom vorigen Bewohner mit großem Geschmack eingebauten Tudor-Kamin gehoben wurde. Vom Dachgarten aus hatte man einen weiten Blick über London mit der Kuppel der nahe gelegenen St.-Pauls-Kathedrale.

Anfang Januar langte mein Hab und Gut aus Deutschland an. Ich stand auf dem Dachgarten und wartete, bis der Möbelwagen um die Ecke kommen würde. Endlich kam er angefahren mit all den vielen lieben Dingen, die ich so schmerzlich entbehrt hatte! Schnell wurde ausgepackt, wobei Freunde und allerhand Helfer aus Covent Garden mit Hand anlegten. Noch ahnte ich nicht, wie bitter kalt und zugig diese alten Häuser sein können, aber eine erfahrene Freundin schickte mir ein Petroleumöfchen, um das wir uns zwischen dem Auspacken scharten.

Bald erschien Sir Thomas, um die Wohnung zu inspizieren. Er liebt alte Sachen und bewunderte meine Sheraton-Möbel, die meine Großeltern seinerzeit in England gekauft hatten. Mein neues Heim gefiel ihm ausnehmend:

(1937)

„Das ist wirklich einzigartig“, erklärte er und ließ sich gemütlich nieder. Dann begann er, mir die Geschichte vom Red Lion Square und der berühmten Leute, die hier gewohnt hatten, zu erzählen.

Jeden Morgen ging ich zu Fuß — sieben Minuten — nach Covent Garden, und bald war mir jedes Haus auf dem Weg durch die alten Straßen vertraut.

Heute ist der alte Square nicht mehr. Die Kirche wurde durch zwei Volltreffer zerstört, nur einige Säulen und ein geisterhaftes Gerippe sind übrig geblieben. Kein einziges Haus des Platzes blieb verschont. Das Haus, das ich bewohnte, wurde dreimal von Bomben getroffen. Erst brannten die oberen Stockwerke (meine Wohnung) aus, und später wurde es dem Erdboden gleichgemacht. (Dies geschah am 10. Mai 1941, am gleichen Tag, an dem Queen's Hall zerstört wurde.) Und von allem mit so viel Liebe und Mühe aus Deutschland Geretteten, von all den Büchern, Noten, Möbeln und Familienerinnerungen ist nichts übrig geblieben.

Doch ist dies den Ereignissen sehr vorausgeeilt. Wenn auch die politischen Kommentatoren von heute erklären, daß man seit Jahren den Krieg mit Unvermeidlichkeit hätte kommen sehen, war in unserer Welt der Musik davon nichts zu spüren, und alles ging ungestört weiter. Sir Thomas war voller Unternehmungsgeist und riß andere mit sich.

Sir Thomas hatte seit längerer Zeit im Waldorf-Hotel gewohnt, hatte sich nun aber entschlossen, doch wieder ein Haus zu nehmen. Eines Abends, als wir noch spät im Theater arbeiteten, sagte er plötzlich: „Kommen Sie doch mit mir und sehen sich mein neues Heim an.“ In St. John's Wood, tief in einem Garten versteckt und durch eine hohe Mauer vor der Welt geschützt, hatte er ein Haus gefunden, das älteste in der ganzen Gegend. Er hatte sich wieder seine altgewohnte schwedische Haushälterin, Fräulein Olivia Samuelson, geholt, die ihn viele Jahre lang betreut hatte. Sie war eine große Kochkünstlerin und immer schneeweiß ge-

kleidet. Sie war von sehr würdevollem Aussehen und wohnte allen Konzerten von Sir Thomas mit großem Interesse bei. Der unvermeidliche Smith war natürlich auch zur Stelle.

Es ist oft behauptet worden, daß Smith so berühmt war wie sein Herr, dem er so viele Jahre gedient hat. Jedenfalls gehörte er zu der Klasse englischer Diener, die nun am Aussterben ist (wie auch ihre Herren am Aussterben sind). Nur ein „gentleman“ wie Sir Thomas konnte sich ein Faktotum wie Smith heranziehen und, trotz der sehr großen Anforderungen, die er stellte, ohne jegliche Reibung 35 Jahre lang um sich haben. Smith war nie in Eile, und was er tat, tat er unauffällig. Er war ein großer, rosiger, blauäugiger Brite. Mit ruhiger Gemessenheit bewegte er sich, wenn er seinen vielseitigen Pflichten nachging. „Smith“, rief Sir Thomas wohl hundertmal am Tage, und „Jawohl, Sir Thomas,“ antwortete Smith genau so oft mit unbeweglicher Miene.

Smith hatte gewisse Eigenschaften, die ich aufs höchste bewunderte. Da Sir Thomas prinzipiell nicht ans Telefon ging, hatte Smith notgedrungen mit jedermann zu tun und wußte, worauf es ankam. Aber er spielte immer den Ahnungslosen und hatte nie den geringsten Ehrgeiz, zu zeigen, daß er Bescheid wußte. Rief man an, so erweckte Smith den Eindruck, daß der Anruf höchst willkommen sei, auch wenn man im Hintergrund Sir Thomas in unmißverständlicher Weise rufen hörte: „Um Gottes willen, verschonen Sie mich, was will der Mann denn schon wieder — ich bin ausgegangen.“ Jeder Anrufende wurde von Smith mit einem Gemisch von Würde und Intimität behandelt. Ob der Betreffende ihm sympathisch war oder nicht — und Smith hatte seinen ganz bestimmten Geschmack —, stets zeigte er vollendete Höflichkeit.

Wenn man zu einer Mahlzeit geladen war und auf Sir Thomas warten mußte, machte Smith in verbindlicher Weise Konversation und bot eine Erfrischung an. Saß man dann mit Sir Thomas bei Tisch, so benahm er sich mit der gleichen unnachahmlichen Würde wie sein Herr. Er wurde

(1937)

niemals vertraulich, niemals äußerte er eine persönliche Meinung, und trotz allem, was er so im Laufe der Zeit miterlebt und gehört haben muß, blieb er immer gleich undurchdringlich und zurückhaltend.

Smith war ein sehr geschickter Vermittler zwischen Sir Thomas und der Welt, und nicht zuletzt zwischen Sir Thomas und seinen persönlichen Mitarbeitern. Auch Sir Thomas war nur ein gewöhnlicher Sterblicher, und so mochte es vorkommen, daß er gelegentlich früh am Morgen noch nicht so strahlend gelaunt war wie sonst. Als Smith mir eines Vormittags die Tür öffnete, legte er seine Finger an die Lippen und kreuzte die Arme. Auf diese Weise wollte er mich warnen, daß Sir Thomas „cross“ sei und ich mich versehen solle. (Cross hat im Englischen den Doppelsinn von „Kreuz“ und „ärgerlich“.) Natürlich erzählte ich sofort Sir Thomas diesen kleinen Vorfall; dies brachte ihn zum Lachen, und die Wolken waren zerstoßen.

In einem Punkte allerdings war mit Smith nichts anzufangen. Er wollte mit den Noten von Sir Thomas, wenn sie im Hause waren, nichts zu tun haben. Das ewige Suchen nach verlegten Partituren erfüllte ihn mit Unbehagen, und einmal sagte er zu mir vom Grunde seines Herzens: „Alles wäre ja schön und gut, wenn diese verdammte Musik nicht wäre!“

Als ich Sir Thomas meinen ersten Besuch in seinem neuen Heim machte, war es spät am Abend, und keine dienstbaren Geister waren mehr zu sehen. Sir Thomas sagt nie, was er vorhat, und daher muß der Haushalt darauf eingerichtet sein, daß er entweder allein oder mit Gästen ankommt. Immer standen im Eßzimmer verschiedene Braten bereit, die er mit Virtuosität tranchierte. Für ihn ist Tranchieren eine besondere Kunst. Oft habe ich ihn mit Smith besprechen hören, von welcher Seite dem Braten wohl am besten beizukommen sei. Während für den Gast alle erdenklichen Getränke bereitstehen, begnügt sich Sir Thomas meist mit Milch.

(1937)

Wenn ich gelegentlich einen Abend mit ihm verbrachte, vermieden wir beide in schweigendem Einvernehmen, an die Fragen des Arbeitstages zu rühren und unterhielten uns gern von anderen Dingen. Wenn Sir Thomas in Stimmung ist, so gibt es wohl wenige Menschen, die so anregend sind wie er. Manchmal spielt er Klavier, oder er nimmt einen seiner Lieblingsdichter in die Hand — Milton, Shakespeare oder Beaumont und Fletcher — und liest mit seiner kultivierten Stimme vor.

Man war übereingekommen, daß Sir Thomas um diese Zeit eine Neueinstudierung von Glucks „Orpheus“ und der „Entführung“ an der Berliner Staatsoper dirigieren sollte. Wie immer reiste ich einige Tage voraus. Sir Thomas kam in blendender Laune an, und der ganze Berliner Aufenthalt ist in meiner Erinnerung mit dieser seiner Ferienstimmung verbunden. Wir wohnten im „Esplanade“, wo wir gut versorgt waren. In einem derartigen Hotel merkte man wenig von dem, was in Nazi-Deutschland vorging. Der Abglanz des so umworbenen Sir Thomas fiel auf mich, und die „wohlwollende“ Haltung der höheren Instanzen bewirkte, daß ich, genau wie auf unserer deutschen Orchesterreise, keinerlei Grund zu Unbehagen hatte.

Die Berliner Staatsoper stellte Sir Thomas ihre besten Kräfte zur Verfügung. Der „Orpheus“ war eine interessante Vorstellung mit Dekorationen von Preetorius. Die Regie lag in den Händen von Tietjen. Die Sänger waren die besten, die Berlin zur Verfügung hatte. Für den Amor wurde Maria Cebotari, die in dieser Rolle berühmt war, vom Dresdener Opernhaus verpflichtet.

Sir Thomas stürzte sich noch in der Stunde seiner Ankunft in die Arbeit und interessierte sich leidenschaftlich für die Bühnenbilder und die Regie, abgesehen von den Sängern, mit denen er sorgfältig probte. Die Tage vergingen mit Proben und Besprechungen, hinter denen alles andere zurückstehen mußte.

Kaum war ich angekommen, wurde ich zu Baron Holt-

(1937)

hoff gebeten, der unter anderem damals eine Art Hofmarschall der Staatsoper war. Er hatte alle offiziellen gesellschaftlichen Veranstaltungen, soweit sie Göring, den preußischen Ministerpräsidenten und Chef des Opernhauses betrafen, zu arrangieren. Holthoff — ein alter Bekannter — teilte mir mit, daß der Ministerpräsident, der „MP.“, wie Göring damals genannt wurde, einen Empfang für Sir Thomas geben wolle, und er wünsche mit mir die Liste der Einzuladenden durchzugehen. „Also fangen wir zunächst mit den Damen an“, sagte er und setzte meinen Namen oben auf die Liste. „Was!“, protestierte ich, „Sie sind wohl wahnsinnig geworden? Was soll ich auf einem Empfang von Göring? Seien Sie doch vernünftig!“ „Bitte sehr“, antwortete Baron Holthoff, „der Herr Ministerpräsident hat sich extra erkundigt, ob Sie Sir Thomas auf seiner Reise begleiten, und hat mich ausdrücklich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß es sein besonderer Wunsch ist, Sie einzuladen.“ „Also gut“, sagte ich ergeben, „in diesem besonderen Falle muß ich Sir Thomas die Entscheidung überlassen.“ Der Empfang fand nach der Aufführung von der „Entführung“ statt. Sir Thomas hatte entschieden, daß ich ohne weitere Diskussion daran teilnehmen solle. Jedoch zu meiner großen Erleichterung fand die Einladung ohne unsern Gastgeber statt, welcher in letzter Minute auf eine diplomatische Reise nach Polen fahren mußte ... Es waren etwa fünfzig Leute anwesend, darunter Frau Wagner, die mit ihrer ältesten Tochter von Bayreuth gekommen war, um den Vorstellungen beizuwohnen; sie saß am Ehrentisch mit Sir Thomas und Tietjen. Die Sänger, die bald nach London fahren sollten, waren auch alle geladen und scharten sich um Sir Thomas. Tietjen erhob sein Glas zu mir: „Prost Geißmar“, sagte er. Ich war sehr bewegt — aber noch mehr bedrückt und fühlte mich nicht wohl in meiner Haut. Endlich brachen wir auf und kamen recht spät in unserem Hotel an.

Einen sehr originellen Abend verbrachten wir mit Preetorius und einigen der Sänger in dem alten berühmten Lokal von Luther und Wegener. Dieser historische

(1937)

Weinkeller des alten Berlin zwischen der Staatsoper und dem Schauspielhaus ist der Schauplatz der ersten Szene von „Hoffmanns Erzählungen“. Immer war er ein Treffpunkt von Schriftstellern, Musikern und Schauspielern. Nachdem der alte Kellner informiert worden war, wer der neue Gast sei, gab er uns denselben Tisch, an dem E. T. A. Hoffmann mit seinen Freunden zu sitzen pflegte und von dem er niemals in nüchternem Zustande aufgestanden sein soll. Man zeigte Sir Thomas alle Arten von Reliquien und Bilder berühmter Schauspieler, die Stammgäste in früheren Zeiten gewesen waren. Kein Wunder, daß er von der ganzen Atmosphäre bezaubert war. Wieder saßen wir bis in den frühen Morgen. In vorgerückter Stunde stieg einer auf den Tisch und hielt eine Rede. Ich könnte nicht beschwören, daß es nicht Sir Thomas war.

Die Berliner Aufführungen waren ein großer Erfolg. Besonders der „Orpheus“ hinterließ tiefen Eindruck. Das Staatsopern-Orchester liebte Sir Thomas, die Sänger folgten ihm gut. Da er besonders von der Choreographie der Orkusszene begeistert war, engagierte er die Ballettmeisterin Lizzie Maudrick, um dieselbe Szene in Covent Garden, wo das russische Ballett tanzen sollte, einzustudieren. Sir Thomas' genaue Kenntnis von Gluck und sein Stilgefühl beeindruckten in hohem Maße alle, die mit ihm zu tun hatten.

Der ganze Aufenthalt verlief in jeder Weise ungetrübt. Die Atmosphäre in dem einzigen Opernhaus des Reiches, über das Goebbels keine Macht hatte, war weit weniger verändert als die der Theater, welche dem radikalen und fanatischen Propagandaminister unterstanden.

Nach Beendigung seiner Berliner Verpflichtungen ging Sir Thomas nach London, während ich noch in Geschäften von Covent Garden nach Dresden fahren mußte. Dann reiste ich mit Preetorius und seinen zwei Assistenten nach England zurück. An der Bahn in London begrüßte uns Mr. James Smith, einer der Direktoren des Royal Opera House, ein großer Mäzen. „Jimmie“ Smith — wie jedermann ihn nennt — war ein sehr freigiebiger Mann, immer bereit zu

(1937)

helfen, wenn etwas nötig war. Er war es auch gewesen, der zuerst vorgeschlagen hatte, Preetorius mit der Szenerie für den „Fliegenden Holländer“ zu beauftragen. Die neuen Dekorationen stiftete James Smith später als Beitrag für die Coronation Season.

Kapitel 37

Um diese Zeit des Jahres begann Covent Garden aufzuwachen. Zwar wurde das Haus das ganze Jahr durch benutzt, für die Beecham Sunday Concerts, für kürzere Opera Seasons, für das russische Ballett und anderes mehr. Aber der Höhepunkt des ganzen Jahres war stets die internationale Opernsaison im Frühsommer. Dies war besonders im Jahre 1937 der Fall, wo zu den bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten viele Besucher aus allen Teilen der Welt erwartet wurden. Die Geschäftsführung des Orchesters, der Covent Garden Estate Company sowie der Covent Garden Opera Company, hatte ihre ständigen Amtsräume im Haus. Bevor die Saison anfang, kam immer ein Stab von Mitarbeitern ins Theater, der seit vielen Jahren der gleiche war.

Das historische Royal Opera House Covent Garden — das einzige Opernhaus der Welt, wo jede Oper in ihrer ursprünglichen Sprache aufgeführt wird — kann auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken. Erinnerungen großer künstlerischer Erlebnisse schwingen durch das alte Haus; eine Patina von Tradition haftet an den Räumen — an der altmodischen Galerie mit ihrem hohen Geländer, am Zuschauerraum mit seinem roten Sammet und Gold und an den Logen mit ihren dünnen Säulen und elfenbeinfarbenem Getäfel. Geheimnisvoll ist die Atmosphäre der altmodischen, gewundenen Treppen; das glasbedeckte Foyer mit seiner Bar bringt heitere Stunden ins Gedächtnis zurück. Der schwere rote Vorhang mit den Initialen des regierenden

(1937)

Königs erweckt die Erinnerung an die weihevollen Stimmung großer Galavorstellungen.

Für Sänger war Covent Garden immer ein heißer Boden; denn das englische Publikum, an das Beste gewöhnt, ist in bezug auf Stimmen besonders anspruchsvoll. In einigen Städten Italiens und Frankreichs und in allen größeren Städten Deutschlands spielt (oder spielte damals) die staatlich subventionierte Oper das ganze Jahr hindurch. So konnte der Spielplan für ein ganzes Jahr im voraus eingerichtet werden. Im Gegensatz hierzu drängte sich in dem von privater Unterstützung abhängigen Covent Garden alles auf die kurze „Season“ der Monate Mai und Juni zusammen. Während dieser Zeit war die Oper allerdings nicht nur ein musikalisches, sondern auch ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges. Die englische Gesellschaft pflegte während dieser Monate vom Land hereinzukommen. Aus dem ganzen britischen Empire kamen die Besucher, und auch die Diplomaten nahmen gerne ihren Heimurlaub während der Season. In normalen Zeiten war meist ein ganzes Jahr vorher keine einzige Loge mehr zu haben; sie trugen außen Schilder mit den Namen ihrer Inhaber. Monatlang im voraus waren die Restaurants in der Nähe von Covent Garden für den „Dinner Interval“ zwischen den „Ring“-Akten belegt, und nach der Oper saß man bis spät in die Nacht hinein in den großen Hotels, wie dem „Savoy“. Dieses Leben ist nun vorbei — und wird auch wohl nicht mehr wiederkommen.

Aber die wirklichen Musikliebhaber waren nicht in den Logen zu finden. Sie saßen auf den billigen Plätzen, in den oberen Rängen und auf der Galerie. Wenn man das Opernhaus spät nachts, am Abend vor einer populären Oper verließ, konnte man eine lange Schlange Ausdauernder sehen, die mit Klappstühlchen und Butterbrot bewaffnet die ganze Nacht durch geduldig warteten, bis die Galerie für die Aufführung am nächsten Abend geöffnet wurde.

Es war ein seltsames Erlebnis für mich, nun in diesem berühmten Opernhaus zu arbeiten, das eine so ganz andere

(1937)

Organisation hatte als die Theater, an die ich gewöhnt war. Als die praktischen Vorarbeiten zur Season begannen, hatte ich schon sieben Monate mein Büro in Covent Garden, doch braucht alles seine Zeit, und genau so, wie ich erst lernen mußte, mich in den vielen Anbauten, Gängen und Seitenflügeln zurechtzufinden, gewann ich erst langsam und allmählich ein Verhältnis zu den vielen im Opernhaus arbeitenden Menschen.

Sir Thomas Beecham war Chef des Hauses, und es ist kein Zweifel, daß es nur seiner unermüdlichen Energie, seiner rastlosen Hingabe und seiner persönlichen Opferwilligkeit zu danken ist, daß dieses Opernhaus im Herzen des britischen Empires sein hohes Niveau aufrechterhalten konnte. Wie schwer das Finanzieren einer Opernsaison war, ist für den Außenstehenden nicht leicht zu verstehen, denn schon ehe ein Budget aufgestellt werden konnte, hatte man mit der enormen Miete für das Haus zu rechnen.

Sir Thomas galt als Zyniker und gibt sich der Welt gegenüber gern als solcher. In Wirklichkeit ist er das gerade Gegenteil. Er ist ein leidenschaftlicher Idealist, voller Sensibilität. Unter dem Deckmantel seines beißenden Spottes und der Ironie seiner gepfefferten Reden, in denen er unbefriedigende Zustände geißelt und das englische Publikum auffordert, ihn in seinem Kampf um das englische Musikleben zu unterstützen, hat er der englischen Nation nicht nur ein Vermögen, sondern auch sein Herzblut gegeben.

Der Coronation Season galt natürlich sein ganzes Interesse, und er widmete sich ihrer Vorbereitung mit größter Sorgfalt. Monatelang vorher schon begann er alle Opern mit dem Orchester allein durchzuprobieren. Während dieser Proben hörte man nie ein lautes Wort. Nur ganz gelegentlich mal konnte man ihn „Hey“ rufen hören. Das Verhältnis zwischen Sir Thomas und seinem London Philharmonic Orchestra, welches für seine Opernseasons spielte, war ein sehr besonderes. Es herrschte zwischen ihnen ein solches Einverständnis, daß es kaum der Worte bedurfte.

(1937)

Über das, was aber doch manchmal gesagt wurde, werden in England ungezählte Geschichten erzählt. Wenn mehr als ein Versehen bei einer Probe vorkam, war natürlich mehr als „Hey“ nötig. Zum Beispiel kam eines Tages ein Musiker verschiedene Male aus dem Takt. Mit betonter Höflichkeit legte Sir Thomas seinen Taktstock auf sein Pult. „Herr Soundso“, sagte er, „wir können natürlich nicht erwarten, daß Sie die ganze Zeit im Takt bleiben, aber vielleicht sind Sie so gütig, doch gelegentlich mit uns zusammenzuspielen.“

Hin und wieder tauchte auch einmal eine Schwierigkeit auf, bei deren Lösung das Orchester hilfreich eingriff, so zum Beispiel als einer der neuen Korrepetitoren die Orgel im „Lohengrin“ spielen sollte. Wenn die Reihe an ihn kam, war er entweder nicht da oder verpaßte seinen Einsatz. Nachdem sich das verschiedentlich wiederholt hatte, rief Sir Thomas: „Werft ihn hinaus.“ Der Korrepetitor verschwand und wurde nie mehr gesehen. Sir Thomas wandte sich dann an das Orchester. „Was fangen wir nun an, meine Herren“, sagte er, „kann vielleicht einer von Ihnen Orgel spielen?“ „Bill kann“, antwortete das Orchester einstimmig, und unter großen Beifallsrufen nahm Bill Coleman — normalerweise ein Posaunist — seinen Platz an der Orgel ein. Als der Krieg ausbrach und wir Covent Garden verlassen mußten, vertraute Sir Thomas die elektrische Orgel, welche sein Privatbesitz war, Herrn Coleman an, der sie bis zum heutigen Tage betreut.

Sobald die Generalproben angefangen hatten, wurde die Stimmung natürlich etwas gespannter. Besonders einmal, bei der Generalprobe der „Götterdämmerung“, schien alles auf der Bühne schief zu gehen. Die Dekorationen waren nicht fertig aufgestellt. Die Beleuchtung funktionierte nicht. Der Siegfried hatte sich unter irgendeinem Vorwand geweigert, zur Probe zu kommen. Die Atmosphäre stand auf Siedehitze. Plötzlich ertönte aus der Versenkung leichtbeschwingt ein Wiener Walzer. Das Orchester hatte mit der „Blauen Donau“ die Luft gereinigt. Sir Thomas, der immer

(1937)

mit seinem Orchester mitging, reagierte sofort, rannte von der Bühne herunter an sein Pult, ergriff den Taktstock und dirigierte die „Blaue Donau“ in voller Wagnerbesetzung, sogar mit Tuben. Auf der Bühne war man im Augenblick sprachlos. Der deutsche Souffleur streckte seinen Kopf aus dem Souffleurkasten und murmelte hörbar: „In Dresden wäre dies einfach unmeeglich!“

Bei den Vorproben wurden Dekorationen aufgestellt und die Beleuchtung geprüft. Es schien selbstverständlich, daß die Funktionen sämtlicher Abteilungen bei Sir Thomas zusammenliefen. Er hatte bei allem nach dem Rechten zu sehen: daß der Drache im „Ring“ auftrat, ohne Gelächter hervorzurufen, oder eine schwierige Beleuchtungsfrage zu klären, oder gar die Kosten einer Neuinszenierung zu berechnen. Natürlich hatte er als Direktor die entscheidende Stimme, aber weit darüber hinaus hatte er im ganzen Haus eine natürliche und unbestrittene Autorität. Eigentlich war er ein Diktator, im wahren Sinne des Wortes, aber ein sehr charmanter und geistvoller Diktator.

Percy Heming war in dieser Season stellvertretender Direktor. Er arbeitete mit Sir Thomas seit 1915, als er zum ersten Male in die „Beecham Opera Company“ im Shaftesbury-Theater eintrat. Er ist ein direkter Nachkomme von John Heming, Shakespeares Schauspielerkollegen und einem der Herausgeber der berühmten First Folio-Edition von Shakespeares Werken.

Percy, wie er von jedem genannt wurde, war immer heiter und immer bereit einzuspringen, wo es am nötigsten war. Seine Erfahrung auf der Bühne als Sänger, Schauspieler und Regisseur von der großen Oper bis auf die kleinste Schmierbühne in der Provinz, gab ihm umfassende Kenntnisse von allem, was sich hinter und vor dem Vorhang im Theater abspielen mochte.

Der Bühnenchef, Charles Moor, war ein Schotte und hatte seit zwanzig Jahren in Covent Garden gearbeitet. Er war in Leipzig und Wien als Musiker ausgebildet worden, und ehe er sich auf Regie warf, war er zehn Jahre

(1937)

lang Dirigent gewesen. Eine Zeitlang gehörte er in Bayreuth zu der „musikalischen Assistenz“ und kam dadurch in Verbindung mit Cosima Wagner und den großen Dirigenten im Anfang dieses Jahrhunderts. Seine Sprachkenntnis kam ihm sehr zustatten bei seiner Arbeit, welche ihn in alle Teile der Welt führte; aber immer kehrte er nach Covent Garden zurück. Er kannte das alte Theater wie seine Westentasche, er wußte um dessen Schwächen und war vertraut mit den langsam eingeführten Neuerungen. Er kannte seine Mitarbeiter, die er sich zum Teil selbst herangezogen hatte, die Bühnenarbeiter, die Beleuchtungstechniker und die Männer oben auf dem Schnürboden. Alle nannte er beim Vornamen, und sie waren wie eine große Familie. Zwar führte Moor nicht die Regie in allen Opern, aber jeder Gastregisseur war ihm, der die Geheimnisse der Bühne beherrschte, wehrlos preisgegeben. Während der Spielzeit schlief er im Opernhaus auf einem Diwan, da er vorzog, immer an Ort und Stelle zu sein und den Umbau der Bühne bei Nacht zu beaufsichtigen. Er tauchte immer gerade dann auf, wenn man ihn am wenigsten erwartete, und sein fliegender weißer Mantel war nicht immer willkommen.

Obwohl der Proben- und Aufführungsplan lange vorher ausgearbeitet war, wurde der tägliche Stundenplan immer erst in letzter Minute ausgegeben. Manchmal war ein Schiff von Amerika verspätet, oder der Urlaub eines Sängers wurde verschoben, oder eine Probe, mit der man nicht gerechnet hatte, erwies sich als notwendig. Die Dirigenten verlangten immer viele Proben, jedoch die Sänger, besonders die berühmten, wollten stets ein großes Honorar, aber wenige Proben. Kein Wunder, daß manchmal guter Rat teuer war.

Ich habe immer gefunden, daß im Verhältnis zu den Opernhäusern auf dem Kontinent in Covent Garden wenig getratscht wurde. Wenn aber Gerüchte das Haus umschwirrten, so machten sie unweigerlich halt vor der Türe des Chefs, denn Sir Thomas behandelte alles in knapper und

(1937)

sachlicher Weise, wobei Moor ihm mit großer Überlegenheit zur Hand ging.

Harold Barrett war Inspizient und Moors rechte Hand, er war ein echtes Theaterkind. Schon als kleiner Junge trat er als Baby in einer „Butterfly“-Aufführung mit Emmy Destinn und Caruso auf. Als seinen größten Schatz hütete er eine Uhr, die ihm die Destinn im Jahre 1910 verehrte, und welche heute noch geht. Seine Arbeit mit Sir Thomas geht auf das Jahr 1912 zurück, wo er das Kaninchen in Sir Thomas' Aufführung „The golden land of fairy tales“ in der Szene „Der gestiefelte Kater“ im Aldwych-Theatre spielte. Harold war unermüdlich und immer guter Laune. Stolz erzählt er jedem, der es hören will, daß Sir Thomas ihm einmal gesagt hat: „Mein Sohn, Du bist die Stütze des Theaters“, was er sofort zum Anlaß nahm, um Gehaltserhöhung einzukommen. Niemals verließ ihn sein guter Humor, und sein Cockney-Dialekt war klassisch — sofern man ihn verstehen konnte.

Mister Frank Ballard war der Bühnenmeister und Bill Mitchell sein Assistent. Ballard, ein älterer stiller Mann, war auch mit dem Haus verwachsen und kannte alle Schliche. Er trug die technische Verantwortung für die Bühne und beherrschte sie unbestritten. Mitchell war ein sehr begabter Bühnenmann, der sich vom jahrelangen Requisiteur zu Ballards Assistent heraufgearbeitet hatte. Nichts war ihm zu viel, auch nicht, wenn es galt, die ganze Nacht durchzuschaffen. Solche Enthusiasten konnte man in Covent Garden brauchen; Sir Thomas hatte ein besonderes Talent, sie um sich zu sammeln.

Oben im Malersaal waltete Mr. Lynham mit seinen Gehilfen und mischte seine Farben in Woolworth-Nachtöpfen. Mr. Lynham war eine echte Dickens-Figur. Er sah beinahe aus wie ein Italiener mit seiner dunklen Haut, seinen schwarzen Augen und seinem Wald von schwarzen Haaren. Stets war er mit Farben beschmiert, vor allem im Gesicht. Unter dem Kinn, wohin er mit der Hand zu fahren pflegte, war ein besonders farbenfreudiger Fleck. Lynham

(1937)

verstand weit mehr vom Kulissenmalen als mancher für die Bühnenbilder verantwortliche Bühnenmaler, und öfters drang er mit einer Idee zur Erzielung einer bessern Kulisse bei Sir Thomas durch.

Miß M a r y N e w b e r y, die Obergarderobière, verstand ihre Arbeit von A bis Z. Sie war eine würdevolle Erscheinung. Einmal zogen sie und ich gemeinsam eine Künstlerin an. In der Aufführung des „Rosenkavaliers“ vom 4. Mai 1938, in der Lotte Lehmann auf der Bühne zusammenbrach, konnte die Vorstellung nur weitergehen, weil Hilde Konetzni, die sich unter dem Publikum befand, bereit war, sofort einzuspringen. Die Zuhörer wurden gebeten, sich kurze Zeit zu gedulden. Ich eilte sofort hinter die Bühne, um nach Lotte Lehmann zu sehen, und ging dann in die Garderobe von Hilde Konetzni. Letztere war um ein beträchtliches umfangreicher als Frau Lehmann. Als ich ihr Zimmer betrat, wurde sie gerade in deren Kostüm „eingenäht“; aber auf dem Rücken klaffte immer noch eine Riesenlücke. Ich trug gerade ein langes schwarzes Sammetcape über meinem Abendkleid, und Miß Newbury schlug vor: „Wenn Sie nichts dagegen haben, Fräulein Doktor, glaube ich, daß Ihr Cape gerade das ist, was wir brauchen.“ Wir drapierten es um Hildes Rücken, und damit angetan betrat sie als pompöse Marschallin die Bühne.

Einige der Sänger kamen seit vielen Jahren zur Season, und da die Garderobiers auch seit vielen Jahren die gleichen waren, herrschten ungeschriebene Gesetze, denen sich jeder in den Ankleideräumen in Covent Garden beugte. Melchior, der Liebling der Londoner, hatte seine besonderen Gepflogenheiten. So wäre es völlig ausgeschlossen gewesen, ihm je einen anderen Garderobier zu geben als seinen geliebten „Bill“. In Melchiors Garderobe war stets etwas los. Hatte er gerade Pause, so wollte er unterhalten werden, wobei er meist nur mit dem Allernötigsten bekleidet war. Währenddessen erledigte Kleinchen die Korre-

(1937)

spondenz oder auch ihre Finanzgeschäfte mit ihrem kunstbegeisterten Londoner Bankier, welcher ein großer Opernliebhaber war und niemals im Theater fehlte, wenn Melchior sang. Manchmal schrieb sie auch Dutzende von Autogrammen für ihren Gatten, worin sie es zu einer unerreichten Meisterschaft gebracht hatte. Um Melchiors war es immer sehr heiter und friedlich — wenn alles nach ihren Wünschen ging.

Dies traf auch auf künstlerischem Gebiete zu. So wurde zum Beispiel erzählt, daß Melchior im ersten Akt von „Tristan“ nach seiner ersten Szene niemals auf dem Schiff stehen geblieben war, sondern in seine Garderobe zurückging, dort einige Liter Grapefruitjuice trank und dann erst wieder für seine zweite Szene auf das Schiff zurückkehrte. Aber auf Grund einer neuen Konstruktion des Schiffes war es unmöglich für ihn geworden, diese Gewohnheit beizubehalten, ohne daß es vom Publikum bemerkt wurde. Melchior wehrte sich gegen die Neuerung und wollte wie üblich durch den Ozean waten; als aber Sir Thomas darauf bestand, daß sein Tristan an Bord zu bleiben habe, erklärte Melchior — so wird es wenigstens erzählt —, er könne sich zwar Sir Thomas' Wünschen nicht widersetzen, aber er verlange für dieses „Opfer“ eine Flasche Champagner pro „Tristan“-Aufführung. Angeblich soll sich Sir Thomas treulichst an diese zwar nicht vertragliche, aber offenbar bindende Abmachung gehalten haben. Melchiors wurden manchmal in die Hofloge gebeten, wobei er dann ungeniert in seinem Tristangewand vom dritten Akt oder gar nur mit seinem Siegfriedfell bekleidet durch eine sonst verschlossene Verbindungstür die Royal Box betrat.

Der Kurwenal des „Tristan“, Herbert Janssen, ist wohl der erschütterndste „Amfortas“-Darsteller in der Welt. Aber in den endlosen Pausen zwischen seinen Auftritten im „Parsifal“ mußte er richtig unterhalten werden, damit er sich von der Anspannung, die diese Rolle mit sich bringt, erholen konnte. Für denjenigen, der, ergriffen von der Aufführung, hinter die Bühne kam, war es schwer, den monu-

(1937)

mentalen und tragischen „Amfortas“ in dem behaglichen Janssen wiederzuerkennen, der heiter über seinem Kreuzworträtsel saß oder sich mit seinem Garderobier Horace neckte; dieser hatte ein besonderes Talent, den Tee und die ungezählten Sandwichs, die Janssen in seinen Pausen zu verzehren pflegte, nett angerichtet hereinzubringen. Stets war Janssen bereit zu einem Gespräch, während seine Frau ruhig dabeisaß, strickte oder las.

Covent Garden war politisch immer neutral. Aber im Laufe der Entwicklung des Naziregimes kamen manchmal Sänger zu uns, welche Deutschland verlassen hatten. Andererseits erschienen auch solche, welche — wenigstens zu Hause — wilde Nazis waren. Es war interessant, zu beobachten, wie schnell die leidenschaftlichsten Hitlerianer ihre Fahne nach dem Winde hängten, wenn sie merkten, daß in England eine andere Luft wehte als in Hitler-Deutschland; denn es gab keinen unter ihnen, der nicht zur Season nach London eingeladen werden wollte.

Der allwissende Bühnenportier Thomas Jackson war eine der wichtigsten Persönlichkeiten in Covent Garden. Jackson war ein „gentleman“ im besten Sinne des Wortes. Wie viele berühmte Künstler hatte er während seiner langjährigen Tätigkeit aus- und eingehen sehen! Jeder sprach zu ihm in seiner eigenen Sprache, obwohl Jackson nur auf englisch antwortete. Er verwaltete die Post für die Künstler und kannte jeden beim Namen. Jacksons Interesse ging weit über den Bühneneingang hinaus; mit größter Intensivität verfolgte er die künstlerischen Ereignisse im Opernhaus. Kaum war eine Vorstellung vorüber, hatte Jackson schon seine Meinung darüber, ob sie gut oder schlecht gewesen war.

Jackson bewachte unerbittlich sein Haus und war betreffs Einlasses Unbefugter durch nichts zu erweichen. Mit unbeirrbarem Instinkt unterschied er zwischen Freund und Feind und war berühmt durch seine Methoden, mit denen er die „Yellow Press“ (Skandalpresse) behandelte. Man erzählt von ihm, daß er einmal in äußerst unzeremonieller

(1937)

Weise einen überenthusiastischen Reporter mit bedeutendem Kraftaufwand auf die Straße befördert habe, der ihm für die Erlaubnis, eine gerade in Ohnmacht gefallene Primadonna zu fotografieren, eine bedeutende Geldsumme angeboten hatte.

Jackson hatte eine direkte Telefonleitung zu meinem Zimmer, da niemand in Sir Thomas' Büroräume heraufgelassen wurde, der nicht angemeldet war. Er pflegte mich auch zu informieren, wenn Sir Thomas gesichtet wurde. „Sir Thomas ist gerade gekommen, Doktor; ich glaube, er ist auf dem Wege hinauf.“ Manchmal schlüpfte unser Chef auf irgendeinem Schleichwege herein und tauchte dann auf, wo ihn keiner erwartete. Auch beim Weggehen vermied er gerne den Bühneneingang; insbesondere, wenn er vermutete, daß Leute ihn unten abzapfen versuchten, verschwand er plötzlich auf mysteriöse Weise durch einen der anderen Ausgänge. Er hatte es überhaupt an sich, unvermittelt zu verschwinden. Beim Arbeiten hatte er meist seine Tür zu mir offen und pflegte, am Schreibtisch sitzend, mit mir zu sprechen. Mitten in solchem Gespräch verschwand er oft durch seine Bibliothek, und während ich respektvoll wartete, bis er in sein Arbeitszimmer zurückkäme, hatte er bereits stillschweigend das Weite gesucht. Dadurch hatte Jackson manchmal einen schweren Stand, und die Frage: „Wo ist Sir Thomas?“ erschallte oft von seiten dieses prachtvollen Engel Gabriels an der Pforte des Covent-Garden-Paradieses. Jedoch war Jackson in erster Linie und vor allem ein stolzer Brite. Als im Jahre 1938 Mr. Neville Chamberlain nach Berchtesgaden zu Hitler fuhr, flüsterte er mir, als ich am Abend das Opernhaus verließ, zu: „Fräulein Doktor, es gefällt mir nicht, daß unser Premierminister diesen Mann aufsucht!“

Mister C. A. Barrand war der älteste Beamte im Haus, Geschäftsführer und Direktor der Kasse. Er hatte seine Tätigkeit in Covent Garden vor 35 Jahren als Kasenangestellter begonnen. Er kann sich rühmen, daß seither — mit Ausnahme der beiden Weltkriege, die er im politi-

(1937)

schen Dienst verbrachte — kein Ereignis in Covent Garden ohne ihn stattgefunden hat.

Die Verhältnisse lagen in London ganz anders und in vielem schwieriger als in einem laufend spielenden Opernhaus, wo man seine Besetzung und die entsprechenden Substituten leicht zur Hand hat. Das Publikum wollte natürlich bei einer internationalen Saison auch internationale Sänger hören. Es war oft ein gewagtes Spiel, bei einer sehr speziellen Besetzung keinen entsprechenden Ersatz in erreichbarer Nähe zu haben. Wurde ein Starsänger krank, so saß man da. Die folgende Geschichte zeigt, wie schwierig und verantwortungsvoll in solchem Falle ein schnelles Handeln war:

Richard Tauber hatte endlich das Ziel seiner Sehnsucht erreicht und war in Covent Garden für „Entführung“ und „Don Giovanni“ engagiert worden (1938). Eines Abends, knapp vor der Premiere der „Elektra“ in dieser Spielzeit, welche Sir Thomas dirigieren sollte, kam ich in unser Büro zurück. Ich fand da rothaarig und elegant Frau Tauber, die um Sir Thomas wie ein Wirbelwind herumtobte. Ihr Mann habe rote Stimmbänder, sie würde ihm in keinem Fall erlauben, am kommenden Tage aufzutreten. Ich habe mich immer als ziemlich kompetent betrachtet, mit aufgeregten Frauen von Tenören umzugehen, und Sir Thomas war bekanntlich ein Meister auf diesem Gebiet, aber mit Frau Tauber war nicht fertig zu werden. Er erkannte sofort, daß er seine Pläne ändern mußte. Unmittelbar vor Beginn einer so schwierigen Vorstellung hatte er keine andere Wahl, als schnellstens seine Anweisungen zu erteilen. So befahl er: „Doktor, entweder schaffen Sie mir einen anderen Tenor für die morgige ‚Entführung‘, oder Sie müssen die ganze ‚Rosenkavalier‘-Besetzung von Berlin für morgen anstatt für übermorgen herzaubern. Ich kann mich beim besten Willen um nichts kümmern, ich muß jetzt ‚Elektra‘ dirigieren. Nach der Aufführung erwarte ich Ihren Bericht

(1937)

über das, was Sie erreicht haben.“ Sprach's und verschwand.

Ich hängte mich sofort ans Telefon und versuchte zunächst, einen Tenor aufzutreiben. Helge Roswaenge von Berlin war nicht frei, so rief ich München an, um es mit Patzak zu versuchen. Die Münchener Staatsoper teilte mir mit, daß er frei sei, aber um diese Zeit des Tages hielte er sich gewöhnlich in Tegernsee auf. Die Hoffnung auf Patzak mußte ich aber schnell aufgeben, denn als sich endlich Tegernsee meldete, wurde mir mitgeteilt, er sei auf den See hinausgefahren. Nachdem also die Tenorfrage sich als hoffnungslos erwiesen hatte, setzte ich mich mit der Berliner Staatsoper in Verbindung, um die Situation bezüglich der „Rosenkavalier“-Besetzung zu ergründen. Die Staatsoper war sehr entgegenkommend. Frau Lemnitz, die Hauptperson, war gottlob nicht beschäftigt, und so rief ich sie an. In solchen Momenten lernt man einsehen, wie sehr man vom guten Willen der Sänger abhängig ist. Frau Lemnitz erklärte sich bereit, zu kommen und die anderen mitzubringen, vorausgesetzt, daß sie im Morgenflugzeug der Lufthansa nach London noch Plätze bekämen. Es wurde ausgemacht, daß sie dies versuchen und mich nachts um zwei Uhr in meiner Privatwohnung wieder anrufen würde.

Nach Schluß der Vorstellung erschien Sir Thomas, angeregt von „Elektra“. Er nahm meinen Bericht entgegen und verabreichte mir zur Stärkung zunächst ein Glas Champagner. Mitten in der Nacht rief Frau Lemnitz an. Alles war in Butter. Sie würden alle zusammen eintreffen. Ihre Plätze im Frühflugzeug hatten sie Fahrgästen zu danken, die zugunsten von Covent Garden auf die Reise verzichteten.

Das war das Leben im Opernhaus während der Season, und Sir Thomas war fast Tag und Nacht zur Stelle. Heiterkeit und Ernst wechselten ab, aber alle Beteiligten waren mit Leib und Seele bei der Sache. Für manche von ihnen waren die wenigen Monate der Arbeit in Covent Garden der eigentliche Inhalt ihres Lebens.

(1937)

Kapitel 38

Mitte März war ich wieder auf dem Weg nach Paris, um dort bei den letzten Vorbereitungen für das Konzert der Londoner Philharmoniker mit Sir Thomas, das für den 16. März angesetzt war, anwesend zu sein. Seit dem Jahre 1928, als ich das erste Konzert des Berliner Philharmonischen Orchesters unter Furtwängler in Paris vorbereitete, war ich vertraut mit der Art, wie Galakonzerte in der Pariser Oper gehandhabt wurden. Aber ohne es recht sagen zu können, warum, empfand ich, daß dieses englische Galakonzert eine ganz andere Atmosphäre hatte als die deutschen. Eine andere Gesellschaftsschicht war beteiligt.

Als Sir Thomas in Paris eintraf, wurde er, anstatt mit dem Pomp der Nazis, mit der feinen Eleganz und der graziösen Verbindlichkeit der Franzosen begrüßt; keine wilden Flaggen, keine Reden! Er nahm alles in derselben würdigen Weise entgegen, mit der er auch das Gebaren der Nazis über sich hatte ergehen lassen. Im Hotel „Ritz“ war er zu Hause und wurde sowohl von der Direktion als auch von seinem Valet und seinem Garçon mit der vertraulichen und doch distanzierten Intimität behandelt, die eine spezifisch französische Eigenschaft ist.

Am Abend des Konzertes bot die Pariser Oper ein prächtiges Bild. Auf der historischen Treppe standen die „Gardes Républicains“ mit ihren malerischen Uniformen. Die französische Regierung, an der Spitze Präsident Lebrun, war vollständig anwesend, und ein Publikum, das seither in alle Winde zerstoßen ist, füllte das Haus. Vertreter aller Ministerien und das diplomatische Corps wohnten dem Konzert bei.

Es war nicht leicht gewesen, das Programm zusammenzustellen. Bei einem solchen Konzert, das sowohl ein politisches als auch ein künstlerisches Ereignis ist, sind viele Dinge zu bedenken. Der Abend begann mit der Marseillaise und „God save the King“. Das Programm war:

(1937)

Haydn	Symphonie D-dur Nr. 93
Elgar	Enigma-Variationen
Händel-Beecham . .	Ballett-Suite: The Gods go a Begging
Delius	Summer-Night on the River
Berners	Fuge in c-moll
Berlioz	Ouverture: Le Carnaval Romain.

Die Pariser waren begeistert und spendeten den Künstlern endlosen Beifall. Durch ein tragisches Zusammentreffen der Ereignisse wurde die Nachricht vom Tod Sir Austen Chamberlains, der mehr als irgend ein anderer zur Förderung der englisch-französischen kulturellen Beziehungen beigetragen hat, bei Beginn des Konzertes bekannt („se glissa dans la salle au commencement du concert“, wie jemand schrieb).

Paris war an Besuche von weltberühmten Orchestern gewöhnt. Die Berliner Philharmoniker kamen alljährlich, sowie das Concertgebouw Orchester aus Amsterdam. Auch das New York Philharmonic Orchestra und die Wiener Philharmoniker hatte man in Paris gehört. Was die Londoner Philharmoniker betrifft, so wurde einstimmig erklärt, daß sie den andern, so viel älteren Orchestern, ebenbürtig seien. Besonders die Bläser erregten in diesem Land, wo bekanntlich die besten Bläser der Welt zu finden sind, berechtigtes Aufsehen; man sprach von den „bois miraculeux“, die zu gleicher Zeit farbig und zart seien. Man bewunderte die feine, unaufdringliche Musikalität des Ensembles und die natürliche Exaktheit des Zusammenspieles. Sir Thomas wurde verstanden: Sein künstlerischer Ernst, die Feinheit seiner Empfindung und Zeichengebung und die Natürlichkeit seiner Interpretation erregten Bewunderung. Einer schrieb: „Il devient plus Italien que Toscanini, plus frémissant qu'un danseur de tarantelle.“

In London war damals ein äußerst lebendiges und angeregtes Leben. Während des ganzen Sommers reihte sich ein gesellschaftliches Ereignis an das andere. Die großen Häuser, die Botschaften und die Dominion-Vertretungen

(1937)

rüsteten sich für ihre Empfänge während der Coronation Season. Gäste aus der ganzen Welt wurden erwartet.

Am 1. April fand das Coronation-Konzert der Royal Philharmonic Society unter dem Patronat des Duke of Kent statt. Das London Philharmonic Orchestra spielte unter Leitung von Sir Thomas.

Eines der gastlichsten Häuser in London war Kent House, das Heim von Sir Saxton und Lady Noble. Das Haus hatte einen großen Konzertsaal und war für seine Jade- und Chinasammlung berühmt. Dort war ich einmal mit der Prinzessin Marie Louise zum Abendessen eingeladen. Wir waren nur zu dritt, und ich freute mich, einer Enkelin der Königin Victoria in so intinem Kreis zu begegnen. Die Prinzessin hatte viele bedeutende Menschen gekannt, und da wir allein waren, konnte sie uns viel aus einer vergangenen Zeit erzählen. Sie sprach von den Sonntag-Mittagessen beim alten Kaiser Wilhelm; sie hatte natürlich die Kaiserin Friedrich gekannt, die ihre Tante und die älteste Schwester ihrer Mutter war, und sie hatte Bismarck getroffen. Die Prinzessin war durch und durch musikalisch und hatte ihre äußerst bestimmte Ansicht über Opern, Dirigenten und Sänger. Sie war eine große Wagnerianerin und erzählte mir, daß ihre Liebe für Wagners Musik aus der Zeit stammte, als sie mit Cosima zusammen den Proben auf dem Festspielhügel beiwohnte. Wenn irgend möglich, versäumte sie nie eine Vorstellung in Covent Garden, und bei Wagner-Opern saß sie zusammen mit ihrer Schwester, der Prinzessin Helena Victoria, im Parkett. Sie zogen diese Plätze vor, weil sie fanden, daß die Akustik dort besser sei als in der königlichen Loge. Ihre echte Musikliebe und ihre menschliche Wärme haben vielen internationalen Künstlern, die nach England kamen, wohlgetan.

Kurz darauf gab Lady Noble eine kleine Abendgesellschaft, bei der die Prinzessinnen Marie Louise und Helena Victoria zugegen waren. Die Unterhaltung drehte sich um die bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten. Von Jugend an hatte ich unseren alten Großherzog Friedrich von Ba-

(1937)

den verehrt, und ich war aufgewachsen in einer Zeit, in der der Staat durch einen Monarchen verkörpert wurde. „Mich ergreift so sehr der symbolische Gedanke der Krönung“, sagte ich, „und ich werde bestimmt ins Kino gehen, um mir die ganzen Feierlichkeiten anzusehen.“ „Aber warum müssen Sie denn in das Kino gehen?“, fragte Prinzessin Marie Louise, „warum gehen Sie denn nicht zu Ihrem Botschafter?“

Wie sollte ich ihr erklären, daß „mein Botschafter“ mich niemals einladen würde. Es war schwer genug, die durch das Nazitum erwachsenen Komplikationen Ausländern zu erklären, geschweige denn königlichen Prinzessinnen. So sagte ich einfach: „Mein Botschafter ist bestimmt der letzte Mann in London, der mich einladen würde, die Coronation zu sehen“, worauf ich prompt zur Antwort bekam: „Dann werden wir Sie einladen.“ Ich weiß noch heute, wie mir das Blut in den Kopf schoß, so verlegen wurde ich, denn ich hatte mich an dieser Unterhaltung voller Arglosigkeit und ohne jeden Nebengedanken beteiligt.

Die Prinzessinnen hielten ihr Versprechen. Einige Tage später bekam ich ein Riesencouvert mit einer Einladung, auf der geschrieben war: „Gast der Prinzessinnen“, dabei genaue Anweisungen, wie ich auf meinen Platz gelangen würde, und ein braunes Schild für mein Auto, und anderes mehr. Ich war aufs tiefste gerührt von dieser freundlichen Geste, und der Krönungstag, an dem die ganze Macht des britischen Empire in symbolischer Weise zutage trat, bleibt für mich ein unvergeßliches Erlebnis.

Inzwischen näherte sich der Beginn der Coronation Season, die mit einer Aufführung des „Othello“ am 19. April eröffnet werden sollte. Aus allen Teilen der Welt trafen die Sänger ein. Die Berliner Staatsoper nahm es mit ihrer Teilnahme an der Season so ernst, daß sie im Frühjahr den ganzen „Ring“ mit der Londoner Besetzung, soweit sie aus Deutschland kam, unter Furtwänglers Leitung ansetzte, als eine Art Generalprobe für Covent Garden.

In der letzten Woche vor Beginn der Season ging es im

(1937)

Opernhaus bereits zu wie im Taubenschlag, oder mehr noch wie im Turm von Babel! Alle Sprachen schwirrten durcheinander. Auf einem Presseempfang, bei welchem die schon eingetroffenen Künstler zugegen waren, machten wir Angestellten die Honneurs des Hauses. Solche Veranstaltungen gingen im Opernhaus auf besonders reizende und zwanglose Weise vor sich.

Man muß sich vor Augen halten, daß die Covent Garden Season eine ganz besondere Londoner Angelegenheit war, deren Glanz und festliche Stimmung in allen Straßen des Covent-Garden-Bezirkes bis hinunter zum „Strand“ zu spüren war. Das elegante gesellschaftliche Ereignis hatte als kontrastreichen Hintergrund Gemüsebuden, herumliegende Kartoffeln und den Geruch von Obst und Grünzeug, der noch vom Frühmarkt her in der Luft lag. Die unvergleichliche Londoner Polizei beherrschte alle Zufahrtsstraßen und regelte den endlosen Strom der Autos, die an dem von einer Säulenhalle bedeckten Eingangstor vorfuhren. Mit Würde beschützte sie ankommende Fußgänger. Ich hatte einen ganz besonderen Freund in dem „Bobby“ an der Ecke Bow Street und Floral Street, der mich bald kannte und freundlich lächelnd oft den pomösesten und ungeduldigsten Autostrom aufhielt, damit ich schnell auf dem Weg zu meinen letzten Pflichten vor Aufgehen des Vorhanges passieren konnte.

Der Eröffnungsabend einer Covent Garden Season war ein einzigartiges Erlebnis, und keine andere offizielle Angelegenheit kam ihm an Pracht der zur Schau getragenen Toiletten und Juwelen gleich. Aber nicht nur die Ausgewählten, die der Vorstellung beiwohnten, waren in gehobener Stimmung, auch das Volk in den Straßen um das Opernhaus nahm an der allgemeinen Erregung teil und staute sich in der Nähe des Eingangs.

In der Halle flammten die Blitzlichter von allen Seiten auf — die Ankommenden wurden fotografiert. War man im geringsten Zweifel über den Grad an Berühmtheit, dessen sich jemand erfreute (oder sich zu erfreuen bestrebt

(1937)

war), so brauchte man nur zu beobachten, wie sich die Pressefotografen wie Jäger auf ihre Beute stürzten, die sie entweder hoch einschätzten — oder verachtungsvoll die Versuche irgendeines eifrigen Parvenus ignorierten, der sich in den Mittelpunkt eines Bildes drängen wollte.

Die reich uniformierten Türsteher verfügten über ganz ungewöhnliche Autorität. Sie hatten ihr eigenes Ritual, um zu verhindern, daß weggehende Gäste, die vielleicht gern auf der Schwelle des Hauses zu einem letzten Gespräch verweilt waren, den Verkehr aufhielten. Auch wenn einer der ersten Peers des Empire länger als einen Moment beim Abschied von seinen Freunden stehengeblieben war, ertönten mit Stentorstimmen die anklagenden Worte: „Der Wagen des Herzogs von Blankshire hält den Verkehr auf“ — und dieser Ruf wurde solange wiederholt, bis seine Herrlichkeit eingestiegen und weggefahren war.

Man weiß, daß nicht alle Besucher nur der Musik wegen kamen; für viele bestand die Anziehungskraft des Abends nur in dem gesellschaftlichen Ereignis. Aber wie genossen wir anderen die Eröffnungsvorstellung des „Othello“, welche Sir Thomas dirigierte. Als Auftakt des Abends intonierte Sir Thomas mit Schwung und dem ganzen Stolz des Briten die Nationalhymne. Während sie das Haus mit ihren Klängen erfüllte, hörte sie das Publikum stehend an, bis die Lichter verlöschten und die Ouvertüre begann.

Alle Ehrungen des zweiten Abends galten den französischen Gästen. Die Aufführung von „Ariane et Barbe-Bleue“ von Dukas wurde von Philippe Gaubert, dem ersten Dirigenten der Pariser Oper, geleitet. Monsieur Rouché und andere französische offizielle Persönlichkeiten, welche von Paris eingetroffen waren, wurden feierlich im Foyer empfangen. Eine Aufführung von „Ariane“ kann wegen des unheimlichen Inhaltes schwerlich je ein lauter Erfolg sein, aber Germaine Lubin als „Ariane“ war einer der stärksten Eindrücke der Season. Frau Lubin ist unberechenbar und kapriziös und dabei unendlich anziehend. Ob sie Isolde,

(1937)

Ariane oder Alceste darstellt, immer hat sie königliche Würde, Einfachheit und Größe.

Einige Tage später fand ein anderer französischer Abend statt. Es war die einzige Aufführung von „Alceste“, und sie wurde mit Ausnahme des Orchesters vollständig von den Franzosen bestritten; auch Chor und Ballett waren von der Pariser Oper gekommen. Lubin war unübertrefflich als Alceste, die Rolle schien für sie geschrieben zu sein. Das Ballett erregte allgemeine Bewunderung, und der geschlossene einheitliche Stil der Aufführung machte großen Eindruck. In diesen Tagen war Paris unübertroffen in der Art, wie man dort Opern wie „Alceste“ oder „Castor und Pollux“ herausbrachte. Das gleiche traf auf eine Aufführung der „Trojaner“ von Berlioz zu, die ich noch im Sommer 1939 in Paris sah.

In der ersten Woche gab es eine „Parsifal“-Aufführung mit Torsten Ralph als Parsifal, Herbert Janssen als Amfortas, Ludwig Weber als Gurnemanz und der wunderbaren Kerstin Thorborg als Kundry. Wie bei der Besetzung von Siegfried und Brunhilde wurde es in den letzten Jahren immer schwerer, auch den idealen Vertreter für den Parsifal zu finden.

Der „Fliegende Holländer“ war für Ende der Saison in Aussicht genommen. Preetorius, der die „Holländer“- und die „Orpheus“-Dekorationen entwarf, war damals in Berlin, Bayreuth und in London gleicherweise beschäftigt. Seine Szenerie war sehr schön, und viele Leute baten um Erlaubnis, seinen Dekorationsproben beiwohnen zu dürfen.

Ursprünglich hatte Sir Thomas die Idee gehabt, mit der Coronation Season ein internationales Musikfest zu verbinden. Mit Rücksicht auf den umfangreichen Saisonkalender wurde aber der interessante Plan, verschiedene Orchester des Kontinents einzuladen, fallen gelassen. Alles, was von der Idee übrig blieb, waren zwei Konzerte der Berliner Philharmoniker unter Furtwängler, die man so gelegt hatte, daß Furtwängler nachher gleich zu den „Ring“-Proben dableiben konnte.

(1937)

Sir Thomas hatte die ihm und seinem Orchester in Deutschland erwiesene Gastfreundschaft nicht vergessen und widmete dem Besuch der Berliner größte Sorgfalt. Er entsandte mich auf die Victoria-Station — offenbar mit ironischen Hintergedanken —, um Furtwängler und das Orchester in seinem und Covent Gardens Namen offiziell zu begrüßen.

Am ersten Abend dirigierte Furtwängler die „Neunte“ von Beethoven, wozu er sich seine Solisten von Deutschland mitgebracht hatte. Der Chor war englisch.

Eine Aufführung der „Neunten“ Symphonie war für Furtwängler immer eine geheiligte Sache gewesen. Während des ersten Weltkrieges, als er Dirigent in Mannheim war, lehnte er ab, die „Neunte“ auf seine Programme zu setzen. Erst nach 1918 dirigierte er dieses einzigartige Meisterwerk wieder. Auch in späteren Jahren gab Furtwängler die „Neunte“ nur bei besonderen Gelegenheiten.

Nun gab er zum erstenmal das große Werk in London, und was war es für eine prachtvolle Aufführung! Besonders die Innigkeit des dritten Satzes in seiner heiligen Einfachheit war tief ergreifend, und niemand, der dem Konzert beiwohnte, konnte sich diesem Eindruck entziehen.

Furtwängler kam nach der Aufführung mit einigen seiner Freunde zu mir, und ich konnte es mir nicht versagen, ihn nachts nach seinem Hotel zurückzubegleiten. Als wir durch die mondbeschiedenen Straßen nach dem „Strand“ zu gingen, trafen wir einige Philharmoniker, die voller Freude schienen, mich in alter Weise mit Furtwängler zu sehen. Aber mir war das Herz schwer — die alten Zeiten waren für immer vorbei, und vieles war mit ihnen unwiederbringlich dahingeschwunden.

Am Abend nach dem zweiten Konzert hatten Sir Thomas und das London Philharmonic Orchestra die deutschen Gäste zu einem Bankett geladen; seit Monaten hatte jeder Londoner Philharmoniker zu diesem Zweck einen wöchentlichen Beitrag in eine extra zu diesem Zweck errichtete Kasse einbezahlt. Sir Thomas, der unerreicht im Arran-

(1937)

gieren von Festlichkeiten ist, hatte diesen Abend auf das originellste vorbereitet. Die beiden Orchester waren im „Savoy“-Hotel versammelt, wo in einem reservierten Raum alles auf charakteristisch englische Weise hergerichtet war. Enorme Roastbeefs wurden von weißbemühten Köchen herumgefahren, und an Getränken fehlte es nicht. Die Musiker saßen an kleinen Tischen, fanden sich schnell mit ihren Kollegen zusammen und erneuerten die in Berlin geschlossene Freundschaft. Oben, am Ehrentisch, saßen einige Gäste, die — in Anbetracht der Nazizeiten und Prinzipien — nur von jemandem wie dem unabhängigen Sir Thomas an einem Tisch vereint werden konnten. Bei dieser Gelegenheit hielt er eine seiner gepfeffertsten Reden. Er kam auf die Deutschlandreise zurück, bei der ihn die Eintönigkeit aller an ihn gehaltenen Ansprachen, die alle die „kulturelle Verbundenheit“ beider Länder betonten, so gelangweilt hatte, daß er schließlich erklärte, sie seien alle in demselben Kessel gebraut worden. „Ich habe 39 Reden gehalten“, fuhr er fort: „genau so viele wie es Glaubensartikel gibt — und alle waren verschieden. Unsere deutschen Gastgeber hingegen hielten auch 39 Reden, aber sie waren alle gleich; was von neuem die überlegene Organisation des teutonischen Geistes beweist.“

Noch herrschte Freundschaft und Unbekümmertheit, aber mit unaufhaltsamer Tragik wurde die Kluft zwischen den Deutschen und der Welt immer breiter und damit immer schwerer zu überbrücken.

Nachdem die Konzerte vorbei waren, wurde der größte Teil der Probenzeit in Covent Garden auf den „Ring“ verwendet. Walküren, Rheintöchter und Chöre kamen nacheinander an die Reihe, Dekorationen und Beleuchtung wurden ausprobiert. Die meisten der Solisten waren an Furtwängler gewöhnt, aber die Ensembleszenen mußten geprobt werden. Eine Aufführung vom „Ring“ und die dazu nötige Vorbereitung ist eine anstrengende und anforderungsreiche Aufgabe; deshalb mußten die Samstagmorgens und Sonntage, die sonst probenfrei zu sein pflegten,

(1937)

dazugenommen werden, um die Hauptszenen und vor allem die Mannenchöre der „Götterdämmerung“ durchzugehen.

Wie es seiner Natur entsprach, widmete sich Furtwängler seiner Arbeit mit größter Gründlichkeit und hatte wenig Zeit oder Gedanken für andere Dinge. Zwischen und nach den Proben kamen wir aber alle viel zusammen, und oft tauchte der eine oder andere Sänger in meinem Büro auf — ich fürchte öfter, als es Sir Thomas lieb war. Aber er ließ sich nie etwas anmerken. Immer war er gleich freundlich, und wenn Furtwängler heraufkam und erst vorsichtig seine Nase durch die Türspalte steckte, pflegte Sir Thomas belustigt hinauszurufen: „Was kann ich für dich tun, mein Sohn?“ Er hatte eine große Vorliebe für den großen sensitiven Musiker, und mit seiner Gabe, Menschen richtig zu nehmen, brachte er es stets fertig, sogar den scheuen und zurückhaltenden Furtwängler aus sich herauszulocken.

Um diese Zeit hatte die BBC. gerade mit ihren Fernsehprogrammen angefangen. Man wollte gern Reklame für das Fernsehen mit einer Ehrung des berühmten deutschen Dirigenten verbinden und fragte an, ob Furtwängler bereit sei, sich mit Sir Adrian Boult in einem Fernsehprogramm zu unterhalten. Nachdem man sich über den Text geeinigt hatte, begleitete ich die beiden Herren nach dem Alexandra-Palace, wo die Sache vor sich gehen sollte. Furtwängler war es äußerst unbehaglich, während Sir Adrian Boult alles mit der Unbekümmertheit und Selbstsicherheit des Briten über sich ergehen ließ. Fast geriet das ganze Programm in Gefahr, als Furtwängler erfuhr, daß er geschminkt („done up“) werden müsse. Dies war ihm so zuwider, daß er kaum die Fassung aufbrachte, die Sache durchzuführen; schließlich ging aber auch diese Prüfung vorüber, und er war erleichtert, als er wieder er selbst sein konnte.

Am 12. Mai war die Krönung. In der Oper wurde „Aida“ gegeben. Abends sieben Uhr zwanzig sollten die Premierminister der Dominions sprechen, und eine Rede des eng-

(1937)

lischen Premiers sollte dieses Programm beschließen. Um acht Uhr sprach der König. Zwischen diesen beiden Reden und der Aufführung wurde „God save the King“ vom Royal Opera House Covent Garden aus übertragen. Es wurde von Eva Turner, dem großen Liebling der Londoner, gesungen, begleitet von dem London Philharmonic Orchestra, dirigiert von Sir Thomas. Der Chor, die Sänger auf der Bühne — etwa 500 Menschen — und das übervolle festliche Haus stimmten mit ein. Die Hofloge war mit Rosen geschmückt.

Am Tag nach der Krönung begann der erste „Ring“. Infolge der großen Nachfrage wurden nur Karten zum ganzen „Ring“ als geschlossenes Abonnement ausgegeben. Für viele Londoner Opernbesucher bildete der „Ring“ stets das Hauptereignis der Season. Furtwängler vermeidet es, den „Ring“ allzu oft zu dirigieren; sein Gefühl für das Heroische gibt ihm eine Einfühlungsfähigkeit in die große Trilogie, wie sie nur wenigen gegeben ist. Er lebt leidenschaftlich jeden Takt der Musik und hält seine Hörer in der gleichen atemlosen Spannung, in der er sich selber befindet.

Seine unvergleichliche Behandlung des Orchesters wurde allgemein bewundert; viele der Sänger waren hervorragende Vertreter ihrer Rollen. Im „Rheingold“ war Erich Zimmermann als Mime die Sensation des Abends, und in der „Walküre“ war Völker, der Bayreuther Lohengrin, ein prachtvoller Siegmund, mit Frieda Leider als Brunhilde und Maria Müller als Sieglinde. Max Lorenz war der Siegfried im ersten „Ring“ mit Bockelmann als Wanderer. In der „Götterdämmerung“ war Ludwig Weber, der großartige Hunding der „Walküre“, ein unheimlicher Hagen.

Im zweiten „Ring“ sang Lauritz Melchior, seit vielen Jahren ein Liebling des Covent-Garden-Publikums, den Siegfried, während die Hauptsensation zweifellos das erste Auftreten von Kirsten Flagstad als Brunhilde war. Sie verfügte über alles zur Nibelungen-Heldin Erforderliche und war schon durch ihr Aussehen zur Wagner-Sängerin geboren. Ihre Stimme stieg mühelos in die höchsten Höhen.

(1937)

Bei alledem war sie sehr anpassungsfähig und arbeitete sorgfältig mit Furtwängler, der von ihrer Stimme hingerissen war. In der neuen „Holländer“-Inszenierung sang sie die Senta. In „Tristan“, der erst in der letzten Woche der Covent Garden Season zur Aufführung kam, war sie unvergleichlich und stellte mit der sieghaften Jugend ihrer frischen, mühelosen Stimme alle Leistungen ihrer Kollegen in den Schatten.

Kapitel 39

Zu jener Zeit hatte ich einige dramatische Erlebnisse, welche zwar nichts mit Kunst zu tun hatten, aber doch verdienen, berichtet zu werden. Wie schon erwähnt, wohnte ich in den zwei obersten Stockwerken eines alten Geschäftshauses auf dem Red Lion Square. Nach fünf Uhr waren die Geschäftsräume leer, und ich war allein in dem seltsamen Haus mit meiner Hausgenossin, die mir die Wirtschaft führte. Das Haus mochte wohl etwa 150 Jahre alt sein, und das Gebälk war aus Holz. Wenn ich abends aus der Oper kam, hörte ich manchmal merkwürdige Geräusche, beachtete dies zunächst aber nicht weiter. Eines Abends wurden diese Geräusche wieder vernehmbar. „Wissen Sie, was das ist?“ fragte meine Freundin. „Das sind Ratten!“ Der Lärm nahm mehr und mehr zu, und nachts hörte man öfters eine Art Sägen.

Eines Abends begrüßte mich eine Riesenratte unten im Hausflur und sauste mit peitschendem Schwanz vor mir die Treppe hinauf, so daß ich mich kaum getraute, nach oben in meine Wohnung zu gehen.

Von diesem Tag an fand sich die Ratte jeden Abend ein, wenn alles still geworden war, und es graute mir allmählich davor, allein das Haus zu betreten. Wenn ich unten hereinkam, schlug ich krachend die Tür zu, machte so viel Getöse wie möglich und wagte erst wieder mich umzuschauen, wenn die Biester Zeit gehabt hatten, wegzuz-

(1937)

huschen. Ich kam mir vor wie ein Chinese, der Lärm macht, um die bösen Geister zu verscheuchen. Inzwischen mehrten sich die Anzeichen dafür, daß die Ratten sich nun auch innerhalb meiner Wohnung breitmachten.

Eines Morgens, als ich in mein Badezimmer ging, sprang eine Riesenratte über meinen Fuß. Jede Nacht, zu einer bestimmten Zeit, erschien eine auf der Vorhangstange am Fenster und saß da immer ganz ruhig auf der gleichen Stelle und war weder durch Licht noch durch Lärm einzuschüchtern. Jede Nacht ging der Radau zu einer bestimmten Zeit los, und immer mehr zernagte Stellen zeigten sich am Morgen. Schließlich versuchte ich mich zu informieren, wie man dieser Plage beikommen könnte, und schüttete mein Herz zunächst meinem Freund Jackson am Bühneneingang von Covent Garden aus. Der sonst so Verständnissvolle war nicht sehr ermutigend: „Das ist nun mal so, London ist voll von Ratten; gerade neulich hatten wir eine in der Hofloge!“ Sir Thomas, der natürlich keine Ratten hatte, nahm wie üblich die Sache von der humoristischen Seite und begrüßte mich jeden Morgen: „Doktor, was machen Ihre Ratten?“ Auch Smith war voller Anteilnahme; aber die Ratten nagten weiter.

Schließlich hörte ich von der Existenz eines „Rattensachverständigen“. Sofort rief ich Londons berühmten Rattenfänger, Mr. Dalton, an, der auch bald darauf bei mir erschien. Was für eine Dickensfigur! Ich klagte ihm mein Leid, was ihn aber nicht im geringsten rührte. Ganz im Gegenteil. Ruhig und sachlich teilte er mir mit: „Ja, wissen Sie, die Ratten nehmen in London sehr zu, besonders in der City, und wir haben gerade festgestellt, daß im Moment der Prozentsatz von Ratten höher ist als je zuvor.“ Da saß er mir gegenüber, ein kleiner, untersetzter Mann mit rundem rosigem Gesicht, und versprach, mir zu helfen. „Aber wie kriegen Sie sie denn?“ fragte ich angstvoll. „Warten Sie nur mal ab, Fräulein Doktor. Millionen von Ratten sind von diesen hier getötet worden.“ Und er ballte seine enormen Fäuste.

(1937)

Mister Dalton versprach, mir seinen Sohn und einen Gehilfen zu senden, und bald darauf erschienen die beiden jungen Männer. Zunächst teilten sie mir mit, daß sie für eine Nacht völlig Herr der Wohnung sein müßten. Sollte ich in dieser Nacht mein Heim überhaupt betreten wollen, so hätte ich mich vom Schlachtfeld zurückzuziehen in das eine Zimmer, das bisher „rattenfrei“ zu sein schien. Ich dürfe nicht das geringste Geräusch verursachen, und von Licht anmachen könne keine Rede sein. Als ich spät nachts aus der Oper kam, gab ich ein vereinbartes Signal und wurde geräuschlos hineingelassen. Was hatten diese Männer bis dahin bereits zur Strecke gebracht! Unten im Hausflur, säuberlich nebeneinander zu meiner Begutachtung ausgebreitet, lagen 28 tote Ratten! Ich ging ins Bett, und wie vereinbart, kochte ich am nächsten Morgen früh um sieben Uhr einen guten Kaffee und frühstückte mit den Rattenfängern. 86 Ratten waren ihre Beute. Teils waren sie gleich getötet worden, teils warteten sie in Käfigen, um für medizinische Forschungszwecke verwendet zu werden. Alle auffindbaren Ritzen waren mit Draht verstopft worden, und die strengsten Anweisungen wurden mir erteilt, wie ich mich vor einer neuen Ratteninvasion in Zukunft zu schützen habe. Voller Dankbarkeit für meine Retter und mit der größten Hochachtung für ihr Gewerbe trennte ich mich von ihnen.

In dieser Zeit erschien plötzlich Friedelinde Wagner, die damals siebzehnjährige Tochter von Siegfried und Wini-fred, in Covent Garden. Man hatte sie in eine Schule auf dem Lande geschickt, wo sie sich zu Tode langweilte. Anscheinend war es ihr streng untersagt worden, eigenmächtige Schritte zu unternehmen. Während dem „Ring“ war zwar die Bayreuther Besetzung fast völlig versammelt, aber sie hatte sich bisher nicht sehen lassen und ihren Besuch wohl aufgeschoben, bis der „Holländer“ und „Tristan“ an die Reihe kamen. Ich hatte immer viel übrig gehabt für „Mausi“, wie sie genannt wurde. Ihr Widerspruchsgeist, ihr schneller Verstand und ihre natürliche Musikalität hatten

(1937)

mich angezogen. Als ich das erstemal nach Bayreuth kam, war sie zwölf Jahre alt und das ungezogenste und amüsanteste Kind, das man sich nur denken konnte.

Ich war natürlich nicht wenig überrascht über ihren Besuch, denn ich wußte, daß sie in der Schule war und daß sogar siebzehn Jahre alte Zöglinge während der Schulzeit keine eigenmächtigen Ausflüge unternehmen dürfen. „Hier bin ich“, erklärte Mausi und betrat mein Büro in Covent Garden. „Du meine Güte, was fangen wir nun mit Dir an!“ rief ich aus. In diesem Moment erschien auch noch Frieda Leider, damals die Brunhilde von Bayreuth und Vertraute von Frau Wagner und Tietjen. „Um Gottes willen, seien Sie vorsichtig“, warnte sie. „Wenn die in Bayreuth hören, daß Mausi auf eigene Faust in London ist, gibt es den größten Krach. Sie muß sofort wieder in ihr Pensionat zurück.“ Aber Mausi irgendwohin zurückzubefördern, wohin sie nicht will, ist leichter gesagt als getan. Sie wußte genau, was sie wollte. Nicht nur wollte sie die Opernvorstellungen in Covent Garden genießen, sondern sie wollte vor allem ihren väterlichen Freund Toscanini wiedersehen. Toscanini dirigierte im Krönungssommer eine Reihe von Konzerten bei der BBC. und war mit seiner ganzen Familie und einem großen Anhang von Freunden in London. Trotz seines Zerwürfnisses mit Bayreuth bestand zwischen diesen beiden eine enge Freundschaft. Mausi benahm sich für ihre Verhältnisse sehr zurückhaltend in Covent Garden. Sir Thomas ordnete an, daß man sich um sie kümmern solle. Jede Publizität sollte mit Rücksicht auf Bayreuth vermieden werden. Aber in einem Opernhause gibt es keine Diskretion, und eines Tages bekam ich einen Hilferuf von Mausi, die in ihrer Loge saß und sich eines Pressefotografen nicht erwehren konnte. Als ich im Sturmschritt zu Hilfe eilte, hatte der Betreffende sie eben gefragt, wie es ihrem Vater ginge (welcher bereits sieben Jahre tot war), und ich kam gerade noch im rechten Moment, um sie zu verhindern, anzügliche Erörterungen über die Intelligenz der Presse im allgemeinen und dieses Vertreters im besonderen loszulassen.

(1937)

— Maudi, auf die jede Art Bühne eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt, kam jeden Abend in die Oper. Sie wurde auch in der Hofloge empfangen, wo sie die Prinzessinnen Marie Louise und Helena Victoria traf, die ihre Großmutter so gut gekannt hatten.

Maudi blieb in London so lange es ihr beliebte, ehe sie wieder in ihre Schule zurückging. Vom Herbst 1938 an, wo sie Hitler-Deutschland für immer verließ, machte sie London zu ihrem Hauptquartier, ehe sie im Frühjahr 1941 nach Amerika weiterwanderte.

Langsam neigte sich die Covent Garden Season ihrem Ende zu, und bevor der Juni vorüber war, ließ auch die Anzahl der anderen Veranstaltungen nach. Die letzte Neueinstudierung in Covent Garden war die Oper des englischen Komponisten Eugene Goossens, „Don Juan de Manara“, in welcher Laurence Tibbett die Hauptrolle sang. Goossens dirigierte selbst, und seine Familie erschien vollständig bei dieser Gelegenheit. Die Goossens sind eine große englische Musikerfamilie flämischen Ursprungs. Der Komponist gehört schon der dritten Generation der Eugene Goossens an. Sein Großvater, Eugene I., war Kapellmeister, sein Vater, Eugene II., war der Dirigent der Carl Rosa Company, und Eugene Goossens III. ist Komponist und war damals Dirigent des Cincinnati Symphony Orchestra in Amerika. Sein Bruder, Léon Goossens, ist wohl der beste Oboist der Welt und erregt überall größtes Aufsehen durch sein meisterhaftes Spiel. Bis zum Ausbruch des Krieges war er erster Oboist des Londoner Philharmonischen Orchesters. Beide Schwestern sind Harfenistinnen; die eine von ihnen, Marie, war früher die Harfenistin bei den Londoner Philharmonikern; die andere, Sidonie, ist Harfenistin bei der BBC. Die Goossens sind in ausgeprägtem Familiengefühl verbunden. Es wird erzählt, daß Eugene seinen Eltern jede Woche ein Kabel aus Amerika schickt. Die Familie und ein großer Anhang von

(1937)

Freunden verfolgten die Aufführung der Oper mit leidenschaftlichem Interesse.

Schließlich kam der 30. Juni und damit das Ende der Saison heran. Mit einer „Tristan“-Aufführung, dirigiert von Sir Thomas, mit Walter Widdop, Flagstad und Thorburg, schloß diese denkwürdige Opernsaison. Die meisten andern Sänger hatten schon am 17. Juni London verlassen, um in Bayreuth ihre Proben aufzunehmen.

Am Ende dieser denkwürdigen Spielzeit gab es eine große Beifallsdemonstration. Zum Sprechen aufgefordert, trat Sir Thomas vor den Vorhang, nachdem dieser zum letztenmal gefallen war, und leistete sich die folgenden ironischen Bemerkungen auf Kosten der Kritiker dieser Season:

Die Spielzeit dauerte länger als gewöhnlich und zeichnete sich in mannigfacher Weise aus. Das bemerkenswerteste von allem war aber die Presse. Nie zuvor in der Geschichte von Covent Garden hat die Presse einen solchen Grad der Vorzüglichkeit erreicht. — Was uns anbetrifft, konnten wir dem leider nicht entsprechen. Und so mögen die nächsten sechs Monate unserer sorgfältigen Lektüre jedes Wortes des Tadels gewidmet sein, das in den Zeitungen geschrieben wurde. Wir wollen in uns gehen, denn Sie wissen, wie ernst wir alles nehmen, was über uns gesagt wird. Wir hoffen nur, daß Sie dasselbe tun. Ich fürchte freilich, Ihr starker Besuch scheint anzudeuten, daß das, was jene sagten, keine Wirkung auf Sie hatte. (30. Juni 1937)

Danach veränderte das Haus schnell sein Gesicht. Das russische Ballett zog ein, wunderschöne Frauen und Männer bevölkerten Gänge und Treppen. Die herrlichsten Blumen, die den Tänzerinnen von ihren Verehrern gespendet wurden, häuften sich am Abend auf der Bühne. Im Parkett, besonders in den ersten Reihen, war immer das männliche Geschlecht am stärksten vertreten; je älter die Bewunderer, desto weiter vorn saßen sie. Ich selbst war völlig im Banne dieser unvergleichlichen Tanztruppe, die seit

(1937)

Jahren mit dem Royal Opera House eng verbunden war. Sie hatte das alleinige Recht, im Theater zu tanzen, und ohne ihre Genehmigung durfte kein anderes Ballett in Covent Garden auftreten. Nur wer diese Frauen morgens auf der Bühne in ihren Übungstrikot in eiserner, unentwegter Disziplin hat trainieren sehen, weiß, wie teuer der überwältigende Glanz ihrer Abende und ihr kurzes Leben im Schein des Rampenlichtes erkauft ist.

Toscanini dirigierte während des Coronation-Sommers eine Reihe von Konzerten in der Queen's Hall für die BBC. Seine Londoner Konzerte wurden stets sehnsüchtig von einer großen Gemeinde und seinen persönlichen Freunden erwartet. Viele der letzteren waren Italiener, die eigens zu dieser Gelegenheit nach London zu kommen pflegten, da sie ihn ja in Italien nicht mehr hören konnten.

Schon seit langem haben das Publikum und die Presse dem Taktstock Toscaninis fast magische Eigenschaften zugeschrieben. Toscaninis Name hat für sie einen zauberhaften Klang; seine starke und unerschütterliche Haltung gegenüber der faschistischen Gefahr und seine moralische Kraft im Kampf um die Freiheit haben ihm auch menschlich die größte Achtung und Verehrung eingetragen. Seine Auffassung war der Anlaß zu vielen interessanten Diskussionen unter Musikern. Vielleicht hat der Umstand, daß er unabhängig von der Partitur dirigieren muß, Toscanini, den Fanatiker der musikalischen Wahrheit, dazu geführt, mit fast übertriebener Gewissenhaftigkeit sich größter Exaktheit zu befleißigen. Sein optisches Gedächtnis für Partituren — er dirigiert sogar alle Wagner- und Verdi-Opern auswendig — ist derart, daß er einen jeden Takt in der Partitur genau kennt. Seine Vorbereitung zu einem Konzert ist wie die Regie zu einer Oper, wo alles bis ins kleinste Detail im voraus bestimmt wird; alles wird mit dem Orchester in sorgfältigster Arbeit durchgeprobt. Nichts bleibt dem Zufall bei der Aufführung überlassen. Aber wenn der

(1937)

Moment gekommen ist, wirkt die Darbietung wie eine inspirierte Improvisation.

Es war interessant, festzustellen, daß das Problem der „notengetreuen Darstellung“, welches von Zeit zu Zeit die musikalischen Geister beschäftigt, jetzt wieder in den Vordergrund des Interesses rückte, ein Thema, über das wohl solange keine Einigkeit herrschen wird, als die Erlebnis-kraft der einzelnen Persönlichkeit — und auch des Dirigenten — ihr Recht gegenüber der Fiktion einer durch-metronomisierten — „totalitären“ — Allgemeingültigkeit geltend macht.

Die Kasse von Queen's-Hall hatte sich indessen, wenn Toscanini kam, mit anderen Problemen zu befassen als mit musikalischen, um dem enormen Andrang des Publikums zu begegnen. Die BBC. und die Queen's-Hall-Kasse waren der Meinung, daß es ungerecht wäre, Konzertkarten nur an Leute zu verkaufen, die es sich leisten konnten, vor Kas-seneröffnung an der Queen's Hall Schlange zu stehen, und so wurde beschlossen, die Konzertkarten zu verlosen. Nur schriftliche Bestellungen wurden angenommen. Über 17 000 Briefe liefen ein. Sie wurden alle numeriert und schließlich die Billette aus einer Trommel gezogen; die Bestellungen wurden dann in der gleichen Reihenfolge wie die numerier-ten Briefe beantwortet. „Glauben Sie nur nicht, daß diese Geschichte eine Ente ist“, sagte mir Mr. Taylor, der Mana-ger von Queen's Hall, „es ging alles mit rechten Dingen zu, und für niemand gab es einen anderen Weg, in ein Toscaninikonzert hereinzukommen.“

Es gab indessen eine Möglichkeit, seinen Proben beizu-wohnen, zu welchen eine Anzahl von Leuten zugelassen wurde. Sie mußten eine von ihm selbst unterzeichnete Einlaßkarte haben. Ich besuchte diese Proben, so oft es mir zwischen meinen Covent-Garden-Pflichten möglich war, und fühlte wieder, daß nichts interessanter ist, als der produk-tiven Arbeit eines großen Dirigenten beizuwohnen. Hier herrschte eine ganz besondere Atmosphäre; es war, als wenn eine Riesenfamilie sich um die Toscaninis versam-

(1937)

melt hätte; Signora Toscanini war der Gegenstand großer Verehrung und hatte für jeden ein freundliches Wort.

Das letzte prominente Ereignis in der Kette der Coronation-Festlichkeiten waren zwei Konzerte der Wiener Philharmoniker unter der Direktion von Bruno Walter, Ende Juni.

Die Wiener Philharmoniker haben für alles, was sie tun, ihre eigenen Gepflogenheiten. Dies zeigte sich vor allem, wenn sie reisten. Hätte ich es nicht schon vorher gewußt, so hätte ich es gelernt, als ich sie im Jahre 1930 mit Furtwängler auf einer kurzen Englandreise begleitete. Das unbeschreibliche Selbstgefühl jedes Orchestermitgliedes und sein offensichtlicher Stolz, dieser berühmten Vereinigung anzugehören, war etwas ganz Einzigartiges.

Durch Arbeit und Erlebnisse langer Jahre war ich auch aufs engste mit den Wiener Philharmonikern vertraut; und als ich am Oxford Circus Buxbaum und Rosé, diese Patriarchen des Orchesters, auf ihrem Weg nach Queen's Hall traf, fielen wir uns gerührt in die Arme.

Das erste Programm bestand aus Beethovens Es-dur-Konzert, gespielt von Schnabel, und der „Achten“ von Bruckner. Ein prominentes und vornehmes Publikum und viele Musiker hatten sich versammelt.

Nach dem Konzert ging ich mit einigen der Musiker nach Soho und ließ mir alle Neuigkeiten erzählen. Die wechselnden musikalischen Machtverhältnisse zwischen Toscanini, Walter, Furtwängler und anderen standen für sie in der Mitte des Weltgeschehens und bildeten ausschließlich das Gesprächsthema des Abends.

Der Besuch der Wiener Philharmoniker in London fand seinen Abschluß in einem der glänzendsten Feste, die während der Coronation Season veranstaltet wurden. Es war ein Empfang auf der österreichischen Gesandtschaft, wo Baron Franckenstein ein so vorbildlicher Gastgeber war. Fürstlichkeiten, Diplomaten und bekannte Persönlichkeiten der Gesellschaft füllten den großen Musiksaal. Auch eine Anzahl bedeutender Künstler und Wissenschaftler waren der

(1937)

Einladung gefolgt, die von den Wienern gebotene Musik zu hören. Die Bläservereinigung des Orchesters führte das Sextett für Blasinstrumente von Beethoven auf; dann sang Elisabeth Schumann, am Klavier von Bruno Walter begleitet. Zum Schluß spielte der neue junge Konzertmeister der Wiener Philharmoniker, Odnoposoff, und sein Lehrer, Professor Carl Flesch, hörte mit Stolz und Befriedigung zu. In der ersten Reihe saß die Princess Royal mit den Prinzessinnen Marie Louise und Helena Victoria. Nach dem Konzert mischte sich alles so ungezwungen und selbstverständlich, wie es für Baron Franckensteins Haus charakteristisch war. Fast alle Botschafter waren anwesend. Ribbentrop fehlte. Ich möchte wissen, was sein Vertreter, Baron Dörnberg, sich bei dieser Gesellschaft gedacht hat! Sein rothaariger Schädel überragte jedenfalls alle anderen anwesenden Häupter.

Sir Thomas arbeitete bereits an seinen Plänen für die nächste Opernsaison 1938 und an seinen Konzertprogrammen für den Winter. Mitte Juli fuhr ich auf Urlaub nach dem Kontinent mit dem Auftrag, Bayreuth und Salzburg zu besuchen.

Kapitel 40

Die Erinnerung an alte Zeiten und das tiefe Bedürfnis, zu erfahren, wie die alte Universitätsstadt die Stürme der Nazijahre ertragen hatte, zogen mich unwiderstehlich nach Heidelberg. Ich machte dort auf meinem Weg nach Bayreuth halt.

In den Jahren nach 1910, als ich dort Philosophie studierte, und auch nach 1918 war Heidelberg eine Oase geistigen Lebens. Große Gelehrte wirkten dort, und aus der ganzen Welt strömten die Studenten zu dieser Hochburg der Wissenschaft. Nicht einmal die Nazis hatten es vermocht, dieser Oase das Wasser abzugraben, und so gab es dort noch immer vieles, was an vergangene große Zeiten erinnerte.

(1937)

Folgende kleine Begebenheit mag beweisen, was für Sorgen die Nazis hinsichtlich einer so ehrwürdigen Institution wie dieser Universität hatten. Im Jahre 1929 wurde gegenüber dem altberühmten, 1386 gegründeten Universitätsgebäude ein neues errichtet. Die Mittel hierzu hatte der amerikanische Botschafter Jakob Gould Schurmann, der selbst begeisterter alter Heidelberger Student war, in Amerika gesammelt. Friedrich Gundolf, Deutschlands großer Literarhistoriker und Shakespeare-Kenner, hatte als Motto, das am Giebel des neuen Hauses angebracht werden sollte, die Worte geprägt: „Dem lebendigen Geiste“. Die Nazis fanden es notwendig, diese Inschrift in „Dem deutschen Geiste“ abzuändern.

Auch nach meiner Studienzeit war ich oft in Heidelberg. Es war ja nicht nur Universitätsstadt. Es war bekannt für seine schönen Konzerte und Musikfeste, und eines der schönsten Brahmsfeste hatte dort im Jahre 1926 unter Furtwänglers Leitung stattgefunden. Er besuchte Heidelberg alljährlich auf seinen Reisen mit den Berliner Philharmonikern, und so blieb mein Kontakt mit den dortigen Freunden, vor allem mit dem Universitätskreis, lebendig.

Trotz ihrer unzerstörbaren Schönheit fühlte man aber sehr schnell den veränderten Geist der Stadt, und ich war nicht der einzige Mensch, der dies schmerzlich empfand. Einer der berühmten Heidelberger Gelehrten, der freiwillig Nazi-Deutschland verlassen hatte und sich einige Zeit in London aufhielt, um im Britischen Museum orientalische Manuskripte zu studieren, sagte zu mir: „Es gibt kein Entinnen, wir müssen die Dinge sehen, wie sie sind, das Symbol für das heutige Heidelberg ist die Schloßruine.“

Während meines kurzen Aufenthaltes besuchte ich einige alte Freunde, und in der Erinnerung scheinen sie mir den Konflikt der „neuen Ordnung“ mit der alten Universität zu verkörpern, welche so tapfer um die Erhaltung ihrer ehrwürdigen Tradition gekämpft hat.

Einen Nachmittag verplauderte ich mit Furtwänglers betagter Mutter, der Tochter des klassischen Philologen Gu-

(1937)

stav Wendt, der ein naher Freund von Brahms gewesen war. Ich fand sie in der Bibliothek ihres verstorbenen Gatten, des berühmten Archäologen, voller Anteilnahme am Leben ihres Sohnes. Sie vereinte das Interesse an der Vergangenheit mit dem an der Gegenwart — eine echte Vertreterin des alten geistigen Heidelberg.

Ich traf wieder den mutigen protestantischen Theologen Professor Martin Dibelius. Die Schlichtheit und Lauterkeit, mit der dieser große Gelehrte sich angesichts aller Anfechtungen verhielt, ruhig, würdig, heiter und fest, ist ein kleines Stück Heldentum, das, wie so vieles, wohl in unserer lauten Zeit unbemerkt geblieben ist. Und doch sind es diese Männer, welche Geschichte machen.

Anders verlief mein Besuch beim Nationalökonom Alfred Weber. Er war wie sein verstorbener Bruder Max ein leidenschaftlicher Demokrat. Max, der berühmtere der beiden, war mit der Frauenrechtlerin Marianne Weber verheiratet. Die Webers sind „Arier“, und Alfred hätte leicht, wie so viele andere, mit dem Strom schwimmen können, um seinen Lehrstuhl zu behalten. Doch er trat kurz nach Hitlers Machtergreifung von seinem Posten zurück und widmete sich privaten Arbeiten. Als ich ihn zuletzt im Jahre 1938 sah, war er noch voller Aktivität. Im Gegensatz zu der inneren Abgeklärtheit des Theologen Dibelius und der bewußten Resigniertheit des Philosophen Jaspers, war er immer noch voll sprühender Lebendigkeit. Während ich dies schreibe, weiß ich nicht, wie ihm inzwischen die Jahre „ausgeschalteter Existenz“ bekommen sind. Ein Leben in völliger Vereinsamung war im nationalsozialistischen Deutschland das Schicksal so vieler geistiger Menschen, welche keine Nazis waren, für die kein zwingender Grund zur Emigration vorlag, oder die auch keine Möglichkeit dazu hatten. Sie lebten in einer Art von Exil in ihrer eigenen Heimat, ein Schicksal, das vielleicht noch tragischer ist als das derjenigen, die ausgewandert sind.

Ein anderer Besuch galt meinem alten Lehrer, Professor Karl Jaspers. Er war wohl der bedeutendste der modernen

(1937)

deutschen Philosophen, bis seinem Wirken durch die Nazis ein Ende bereitet wurde. Vom Anfang seiner Laufbahn an hatte er eine große Gefolgschaft, die nicht nur auf Deutschland beschränkt war. Er kam von der Medizin (Psychopathologie) her, konzentrierte sich aber später auf systematische Philosophie. Seine Vorlesungen über Religionsphilosophie, über Kierkegaard, Jesuitismus oder über Figuren wie die heilige Therese oder Ignatius von Loyola waren in ihrer Problemstellung so neu und einzigartig, daß die Studenten in Scharen zu ihm strömten. Wegen des großen Andranges konnte Jaspers nur in dem alten, berühmten Auditorium maximum lesen. Sein Schicksal war bestimmt durch seine jüdische Frau, seine getreue Mitarbeiterin, Sekretärin — und Pflegerin; denn er war von zarter Gesundheit, und ohne ihre aufopfernde Fürsorge hätte er wohl kaum die Kraft für seine Arbeit aufgebracht. Ich fand ihn als Einsiedler hinter den Mauern seines Heims voller Bücher. Allmählich hatte sich seine Verbindung mit der Welt, in der er von einer aufstrebenden Jugend vergöttert und von einsichtigen Kollegen verehrt wurde, gelockert. Er aber war der gleiche, den ich vor einigen Jahren verlassen hatte. Seine griechischen Philosophen, seine Mystiker, sein Kierkegaard, sein Kant und sein Goethe waren die gleichen. Noch immer war eine Stunde mit diesem wunderbaren Menschen, diesem lauterem und hochstehenden Geiste, ein Erlebnis, von dem man lange zehren konnte. Aber diesmal verließ ich ihn nicht erhoben und voll neuer Kraft; ich verließ ihn voll Wehmut und Verzweiflung über das Schicksal, das großen Männern des ewigen Deutschland im Hitler-Reich bereitet wurde*.

In Bayreuth kam ich diesmal weniger schüchtern an als im Jahre 1936. Ich war inzwischen mehrere Male beruflich in Deutschland gewesen und hatte auch viele deutsche Sän-

* Jaspers hat bei der Wiedereröffnung der Universität Heidelberg im Spätsommer 1945 deren Rektorat mit einer weithin beachteten Rede übernommen.

Anmerkung des Verlegers.

(1937)

ger wieder in London getroffen. Beim wochenlangen Zusammensein mit ihnen auf dem neutralen Boden von Covent Garden hatte ich meine durch die Nazierlebnisse entstandenen Hemmungen wieder etwas verloren.

An der Bahn stand Mausi Wagner in einem originellen Dirndlkleid mit roten Herzen als Knöpfen. Wir fuhren sofort in ihrem neuen Wagen los, auf der kürzlich fertig gewordenen Autobahn. Natürlich taten wir etwas, was „verboten“ war, nämlich wir drehten an der falschen Stelle um und wurden auch prompt von einem Polizisten angehalten. „Heil Hitler! Bitte Namen und Adresse.“ „Wagner, Wahnfried“, sagte Mausi, und der in Ehrfurcht ersterbende Schutzmann zog sich schleunigst zurück. Wir fuhren dann weiter zu der Eremitage, der alten Residenz der Markgrafen von Bayreuth, wo der unglückliche König Ludwig II. von Bayern während seines letzten Besuches bei Wagner gewohnt hatte. Und wieder umging mich der unwiderstehliche Zauber von Bayreuth mit seiner weichen Landschaft.

Abends war eine „Ring“-Probe. Frau Wagner lud mich ein, bei „der Familie“ zu sitzen, was nach der Etikette von Bayreuth eine außergewöhnliche Ehrung war. Als ich noch Furtwänglers Sekretärin war, wäre dies ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Die Wagnerkinder und die „Tanten“, Gräfin Gravina, Frau Daniela Thode und Frau Eva Chamberlain, saßen zusammen in einer Reihe. Dies war das letztmal, daß ich der alten Bayreuther Generation begegnete. Keine der Töchter Cosimas ist heute noch am Leben. Die Wagnerkinder waren vollzählig versammelt. Verena, die zweite, war ätherischer und Liszt ähnlicher denn je; Wieland, der älteste, hatte sich an den neuen „Parsifal“-Dekorationen versucht und war völlig von seiner Arbeit besessen, während der kleine Wolfgang, ein Schatten des technischen Leiters Eberhardt, diesem durch das ganze Haus und über die Bühne folgte.

Am nächsten Tag begann ich meine Arbeit. Sir Thomas

(1937)

hatte mir ein Schreiben für Tietjen mitgegeben, worin er ihm seine Pläne bezüglich der deutschen Opern für die Saison 1938 mitteilte. Er wollte Besetzungsvorschläge für „Meistersinger“, „Rosenkavalier“, „Lohengrin“ und „Fliegender Holländer“. Besonders war ihm daran gelegen, eine neue Senta zu finden. Er wollte Furtwängler wieder als Dirigenten für den „Ring“ gewinnen und schlug vor, daß Tietjen die Regie übernehmen sollte.

Nachdem sich die Auguren von Bayreuth geäußert hatten, sandte ich an Sir Thomas einen ausführlichen Bericht. Er selbst hatte sich bisher jeder Stellungnahme enthalten, denn ihm lag gerade daran, die Ansicht der andern zu hören. „Hören Sie, was Ihre Freunde vorzuschlagen haben“, befahl er mir, ehe ich abreiste. „Das wird mir eine Menge Zeit sparen.“

Seine handschriftliche Antwort auf meinen langen Bayreuther Bericht kam postwendend. Es war ein echtes Beecham-Dokument.

Obwohl Sir Thomas seine sehr bestimmten Ansichten über Sänger hat, zeigt er viel menschliches Verständnis für sie und hat eine außerordentlich geschickte Art, sie zu behandeln. Zum Beispiel würde er niemals während einer Opernsaison einen Sänger fühlen lassen, daß er längst entschlossen ist, ihn nicht wieder zu engagieren. Seine Bemerkungen über Sänger, die das Pech haben, ihm nicht zu gefallen, sind äußerst amüsan — natürlich nicht gerade für den Betroffenen. Gelegentlich wird behauptet, daß Sir Thomas eine starke Antipathie gegen Opernsänger hat. Ich habe nie einen Beweis dafür gesehen — im Gegenteil, ich habe immer die gütige, sogar oft väterliche Art bewundert, wie er mit seinen Sängern umgeht. Die folgende Geschichte scheint allerdings das Gerücht zu bestätigen:

Während des letzten Aktes von Massenets „Don Quixote“ sang Frau Sadowa, welche die Rolle der schönen Dulcinea sang, nie mit Schaljapin (Don Quixote) und Sancho Pansa (Petrov) im Takt. Nach mehrfachen Ermahnungen von seiten Sir Thomas' rief sie schließlich verzweifelt aus:

(1937)

„Ich kann's nicht ändern, Schaljapin stirbt immer zu früh.“

„Gnädige Frau, Sie sind in einem großen Irrtum befangen, kein Opernsänger ist je zu früh für mich gestorben“, sagte Sir Thomas.

Seine Antwort auf meinen Bayreuther Bericht enthielt jedenfalls eine Reihe gepfeffelter Kommentare. Seine Vorschläge für die betreffenden Besetzungen entsprachen zum Teil nicht dem Standpunkt der Gewaltigen vom Festspielhügel. Ich tat mein Bestes, durch meine freundschaftlichen Beziehungen zu vermitteln.

Von Bayreuth aus fuhr ich nach dem Starnberger See, um dort meine Ferien zu verbringen. Vieles hatte sich seit dem Sommer vorher verändert. Obwohl dies nicht gleich ins Auge fiel, spürte man, daß die Regierung des Dritten Reiches die Schraube wieder einmal fester angezogen hatte. Wie schwer war es für die Katholiken, die gewohnt waren, ihre Kinder in die Klosterschule zu schicken! Wie bedrückt waren die Bauern, die gezwungen wurden, ihre Kinder in die Hitlerjugend zu stecken! Was für Gerüchte und Geschichten wurden einem beim Friseur und in den Geschäften, vor allem aber in den kleinen, auf dem Lande verstreuten Gasthöfen erzählt, wo wir gelegentlich auf einer Radtour zu einem Glas Bier haltmachten. Die Bayern waren in Not, und obwohl der Nationalsozialismus in Bayern angefangen hatte, sah es so aus, als ob er bereits im Jahre 1937 dort auf dem Weg zu seinem Ende war. Jede Rückkehr nach Deutschland zeigte mir mit unerbittlicher Klarheit den wachsenden Terror und eine steigende, aber hilflose Opposition.

Ich persönlich blieb völlig unbehelligt. Sir Thomas schrieb und telefonierte öfters mit mir, und dies gab mir ein Gefühl der Sicherheit.

Im Anschluß an die ruhigen und friedlichen Tage am See fuhr ich auf Wunsch von Sir Thomas nach Salzburg.

(1937)

Der Trubel dort war ein großer Kontrast zu der Stille des bayrischen Dörfchens. Die Umgebung der alten Bischofsresidenz ist herrlich, aber es schien mir, daß der Geist und die Atmosphäre von Mozarts Geburtsstadt mancherlei Wandlungen durchgemacht hatte.

Viele Musiker und Intellektuelle wohnten in der Umgebung von Salzburg, während in der Stadt selbst die Festspiele Menschen aus aller Welt angezogen hatten.

Die Festspielgemeinde teilte sich in verschiedene Gruppen. Die Wiener Philharmoniker mit ihren verzweigten Interessen beherrschten das Feld. Dann gab es die Reinhardt- und die Bruno-Walter-Gefolgschaft und nicht zuletzt den Toscanini-Anhang von begeisterten Musikern, Italienern und internationalen Enthusiasten.

Ich entledigte mich meiner Covent-Garden-Aufträge bei Dr. Kerber, dem Direktor der Festspielgemeinde, der gleichzeitig Direktor der Wiener Staatsoper war, und besuchte Proben und Aufführungen.

Das Festspielprogramm war reich und vielseitig. Ich hörte eine prachtvolle Aufführung des Requiems von Verdi unter Toscanini. Es war auch interessant, den „Orpheus“ von Gluck unter Bruno Walter zu hören, eine schöne Aufführung, soweit sie die Musik betraf. Die Inszenierung gefiel mir weniger. Die Berliner und die Covent-Garden-Aufführungen schienen mir viel würdiger und eindrucksvoller.

Bei meiner Ausreise aus Österreich geriet ich fast in Schwierigkeiten. Der Gestapobeamte an der deutschen Grenze, ein unheimlicher Typ, versuchte mir ohne weitere Begründung die Einreise nach Deutschland zu verweigern. Obwohl mein Paß, der fünf Jahre Gültigkeit hatte, ihm keinerlei Handhabe zu seinem Verhalten gab, begann er, mich eingehend zu verhören. Er wollte wissen, warum ich in London lebte, und anderes mehr. Ich versuchte es diesmal mit einer Methode, die ich mir bisher, als der schwächere Teil, bei den Nazis nicht hatte erlauben können: Ich versuchte es mit kühler Schnippigkeit. „Ich lebe in London,

(1937)

weil ich in Covent Garden angestellt bin“, erklärte ich. „Warum sind Sie dort angestellt?“ fragte der Mann weiter. „Darüber erkundigen Sie sich besser bei Sir Thomas Beecham“, riet ich ihm. „Ich bin auf einer Geschäftsreise nach Salzburg und Bayreuth, und Sie können aus meinen Papieren ersehen, daß ich morgen in Bayreuth erwartet werde.“ Dies half. Aber bis der Zug abfuhr, verfolgte er mich mit mißtrauischen Blicken.

Auf der Rückreise von Bayreuth nach London folgte ich der Einladung einer alten Freundin und verbrachte einige Tage in Mannheim. Es ist schon unter normalen Umständen ein seltsam bewegendes Erlebnis, an die Stätten der Kindheit zurückzukehren, aber es ist noch seltsamer, in eine Umgebung zurückzukommen, aus der man gewaltsam vertrieben wurde. Die Rückkehr nach Berlin war aufregend genug gewesen, aber es war eine Großstadt, und mein Aufenthalt dort hatte hauptsächlich meinem Beruf gegolten. Etwas anderes war es in der kleinen Stadt, wo einen jeder von Jugend auf kannte.

Es war nicht mehr das alte Mannheim, was ich vorfand. Nur wenige der alten Freunde lebten noch dort. Es hat in Süddeutschland immer eine ganze Reihe alter und angesehenen jüdischer Familien gegeben, und bei einigen von ihnen hörte ich über die Wanderfahrten der jüngeren Generation. Die Kinder und Enkel von vielen der älteren Leute waren über die ganze Welt zerstreut. Überall war es die gleiche traurige Geschichte. Die älteren Leute, obwohl sie in vielem eingeengt waren, lebten noch ein stilles Leben. Nur die wenigsten von denen, die ich damals sah, dachten daran, in ihren vorgerückten Jahren die Heimat zu verlassen.

Niemand von ihnen konnte ahnen, was ihnen bevorstand. Der neunte November 1938 hat dann auch in Mannheim furchtbar gewütet; Menschen wurden getötet, und Häuser, in denen ich bei diesem Besuch 1937 zu Gaste war,

(1937)

wurden ausgeplündert oder niedergebrannt. Massenweise wurden die Menschen in Konzentrationslager verschleppt, aus denen sie nur nach Vorzeigung eines Auslandsvisums entlassen wurden. Wer es konnte, wanderte nach diesen Novembertagen aus, aber wie wenige hatten die Möglichkeit dazu! Für die Zurückbleibenden gab es kein Erbarmen. Im Jahre 1940 (Oktober) wurden die in Baden und der Pfalz noch existierenden Juden plötzlich aufgerufen. Sie hatten sich innerhalb einer Stunde zur Deportation nach einem unbekanntem Ziel bereitzuhalten; Ehegatten wurden auseinandergerissen, und nur einige Schwerkranke und Altersschwache wurden zurückgelassen. Viele, die ich persönlich kannte, starben auf diesen Transporten. Nur was sie selber tragen konnten, durften sie mitnehmen; was sie zurücklassen mußten, wurde natürlich von Nazibeamten eingesackt. Schließlich wurden die meisten dieser aus Süddeutschland Deportierten in Lagern im unbesetzten Frankreich interniert.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Anfang 1942 begann eine allgemeine Verschleppung der Juden, meist nach dem Osten. Seitdem sind Ungezählte von ihnen im gleichen Jahr dem barbarischen Ausrottungsprogramm der Nazis zum Opfer gefallen.

Bei meinem Mannheimer Besuch 1937 waren zwar die Eingriffe in das normale Leben schon stark fühlbar, aber dies erhöhte um so mehr die Freude des Wiedersehens. Ich ging in alle Geschäfte, bei denen meine Eltern und zum Teil sogar Großeltern gekauft hatten, und bei vielen stand noch der alte Besitzer hinter dem Ladentisch. Unser alter Metzger schenkte mir sofort eine hausgemachte Leberwurst — er erinnerte sich noch meiner Schwäche dafür. Im Blumenladen, der schon meine Großeltern bedient hatte, wollte man mich kaum wieder weglassen und bestand darauf, meiner Mutter Blumen zu schicken.

Ich ging auf den stimmungsvollen, viele hundert Jahre alten Mannheimer Friedhof, der vor der Stadt am Neckar liegt, und besuchte die Gräber vieler Freunde, meiner Ur-

(1937)

großeltern und Großeltern. Voll tiefer Dankbarkeit stand ich am Grab meines Vaters und meines einzigen Bruders — dankbar, daß ihnen die Qualen unserer Zeit erspart geblieben sind.

Ende August war ich in London zurück, und auch Sir Thomas fand sich plangemäß im Opernhaus ein. Seine Hauptsorge galt der Sicherstellung des Londoner Philharmonischen Orchesters für die kommende Spielzeit. Ein Plan wurde aufgestellt für das ganze Jahr, Woche für Woche, Tag für Tag. Alle Engagements wurden eingetragen und dann festgestellt, was noch fehlte, um das Orchester zu finanzieren. Wer Sir Thomas nicht genau kennt, kann sich keinen Begriff machen von der sorgfältigen und eingehenden Art, mit der er einen solchen Jahresplan entwirft. Niemals war es ihm vergönnt, sich seines Orchesters nur von der künstlerischen Seite allein zu erfreuen.

Über meine Verhandlungen für die nächste Opernsaison erstattete ich ihm ausführlichen Bericht. Glücklicherweise hat er viel Sinn für Menschliches und Allzumenschliches. So konnte ich ihm ganz offen erzählen, wie ich Bayreuth, München und Salzburg gefunden hatte. Sir Thomas wollte vor allem sicher sein, daß Furtwängler wieder den „Ring“ dirigierte, um so die sorgfältig einstudierten Vorstellungen der Coronation Season zu wiederholen. Furtwängler hatte aber noch nicht endgültig zugesagt. Er hatte Vorbehalte gemacht, desgleichen Tietjen.

Nachdem Sir Thomas mir schweigend zugehört hatte, brachte er schnell alles auf einen einfachen Nenner. Mit Vorbehalten konnte er nichts anfangen. „Das ist ja schön und gut“, erklärte er, „aber bei allem Respekt vor unseren Freunden kann ich mich in meinen Entscheidungen schließlich nur nach den Wünschen von London richten und nach nichts anderem.“ „Das verstehe ich vollkommen“, entgegnete ich, „daher können auch nur Sie allein die Dinge in Ordnung bringen. Ich bin am Ende meiner Weisheit.“

(1937)

Aber er gab mir Richtlinien, wie ich schreiben sollte, um die Schwierigkeiten zu beheben. Dies wirkte, und die Situation klärte sich.

Kapitel 41

Gegen Ende 1937 wurde sogar denjenigen, die bisher die Entwicklung der Dinge nicht ernst genommen hatten, allmählich klar, daß der Weg unvermeidlich zu einer Katastrophe führen mußte. Ein Zwischenfall, der damals für viele nur Sensationswert gehabt haben mag, war ein warnendes Zeichen für das, was kommen sollte.

Während wir uns in London schon für die Wintersaison vorbereiteten, waren auf dem Kontinent die Sommerfestspiele noch in vollem Gange. Die Salzburger Festspiele von 1937 dauerten bis September und vereinigten sehr verschiedene Elemente. Die Hauptfigur war Toscanini, der trotz des Umstandes, daß die meisten andern Musiker durch alte Tradition mit dem österreichischen Musikleben verbunden waren, zweifellos die größte Anziehungskraft der Festspiele darstellte. Nach der Ermordung von Dollfuß, 1934, und zur Zeit der unterirdischen Naziwühlereien in Österreich, als Brücken in die Luft gesprengt und sonstige Sabotageakte verübt wurden, ging es in Salzburg immer schlechter. Hierzu kam noch, daß die Einnahmemöglichkeiten abnahmen, weil der Besuch aus Deutschland durch die Grenzsperrre zwischen Bayern und dem Salzkammergut und durch die deutschen Paßverordnungen in bezug auf Österreich so gut wie ganz aufhörte.

Toscanini stand mit den Österreichern damals auf sehr freundschaftlichem Fuße und dirigierte viel in Wien. Er half, die für den Wiederaufbau des Salzburger Festspielhauses benötigten Mittel zu sammeln, und war sowohl die treibende Kraft als auch der geistige Führer der Festspiele. In der ganzen Umgebung von Salzburg war damals kaum ein Zimmer zu haben, weil außer den üblichen Sommer-

(1937)

gästen viele Besucher aus Paris, London und New York und viele Italiener und andere Toscanini-Anhänger nach dem Salzkammergut strömten.

Furtwängler war seit vielen Jahren regelmäßig eingeladen worden, in Salzburg zu dirigieren, aber er hatte immer abgelehnt, weil er einen ruhigen und ungestörten Sommer vorzog. Im Jahre 1937 hatte er sich aber durch die eindringlichen Bitten der Wiener Philharmoniker erweichen lassen und hatte eingewilligt, Beethovens Neunte Symphonie Ende August zu dirigieren. Nach allen Berichten war diese prachtvolle Aufführung einer der Höhepunkte der Festspiele. Es hieß damals, Toscanini habe offen seine Mißbilligung über die Einladung Furtwänglers nach Salzburg ausgedrückt. Sobald dieser selbst von dem Gerücht hörte, bat er seinen italienischen Kollegen, mit dem und dessen Familie er bisher immer auf gutem Fuß gestanden hatte, um eine offene Aussprache. Toscanini erklärte un-
zweideutig, nach seiner Meinung könne man nicht nebeneinander in einem freien und einem geknechteten Lande dirigieren; in einer solchen Zeit müsse sich auch der Künstler klar für das eine oder das andere entscheiden, in diesem Falle für Bayreuth oder Salzburg. Furtwängler aber hätte zugunsten seiner Sommerruhe am liebsten auf beides verzichtet. Irgendwie sickerte dieser Meinungs-austausch der beiden Dirigenten in die Öffentlichkeit durch und bildete für einige Zeit das Tagesgespräch. Das Problem „Salzburg oder Bayreuth“ war für die ganze europäische Situation symbolisch. Es sollte bald auf eine unerwartete und tragische Weise gelöst werden. Im März 1938 marschierte Hitler in Österreich ein.

In England war das Musikleben jener Zeit reicher und internationaler als je zuvor, und der verdunkelte politische Horizont wirkte nicht hemmend auf die Fülle der künstlerischen Pläne und deren Ausführung.

Sir Thomas Beecham konzentrierte seine Energie und sein

(1937)

ganzes Interesse auf das englische Konzert- und Opernleben. Für die Spielzeit 1937/38 hatte er eine Reihe von Einladungen, auf dem Kontinent zu dirigieren; aber zu meinem großen Bedauern strich er die Liste mit einem Federzug durch, indem er erklärte: „Hier bin ich nötig und nirgendwo anders.“ Jeder Tag des Kalenders war angefüllt mit Arbeit für das London Philharmonic Orchestra, Covent Garden, die Royal Philharmonic Society und die Musikgesellschaften in der Provinz.

Um diese Zeit erschien Herbert Janssen plötzlich in London. Er war einer der besten deutschen Baritone, ein „Arier“, wunderbarer Liedersänger und Wagnerinterpret. Seit vielen Jahren war er ständiges Mitglied der Berliner Staatsoper und der Bayreuther Festspiele, und überall, wo die Rollen von Kurwenal, Wolfram von Eschenbach und Amfortas zu besetzen waren, wurde er zuerst angefragt. Er hatte innerhalb zweier Stunden seine Heimat verlassen müssen und war nach England geflohen. Die Gründe dieser Flucht waren Intrigen, Denunziationen und Berufsneid. All das blühte auf dem Boden des Dritten Reiches und hatte dazu beigetragen, Janssen ins Exil zu vertreiben. Zwar hatte er sein Kapital, seine wunderbare Stimme, mitgebracht; aber es ist ein Unterschied, ob man mit dem Hintergrund seiner Heimat und zweier weltberühmter Opernhäuser rechnen kann, oder ob man in der Verbannung sein Leben von neuem aufbauen muß.

Als ich im Jahre 1936 als Flüchtling nach England gekommen war und noch niemand von meiner neuen Anstellung wußte, war Janssen der erste gewesen, der mir wieder ein Gefühl der Zugehörigkeit gab. Inzwischen hatte ich mich in meiner neuen Heimat eingelebt und war nun glücklich, ihn für einige Zeit bei mir aufnehmen zu können und ihm zu helfen, den Kummer über das Erlebte zu überwinden.

Sir Thomas, in seiner charakteristischen Weise, fragte nicht viel, sondern handelte. Seit siebzehn Jahren hatte Janssen regelmäßig bei den Covent Garden Seasons mit-

(1937)

gewirkt. Nun engagierte ihn Sir Thomas für eines seiner Sonntagskonzerte und verhalf ihm dadurch zu einem neuen Anfang.

Kurze Zeit danach traf ich einen andern politischen Flüchtling. Es war mein alter Freund Pau (Pablo) Casals, der nach London gekommen war, um Toveys Cellokonzert mit Sir Adrian Boult und dem BBC.-Orchester zu spielen. Dieser unauffällige Mann mit seinen dicken Brillengläsern und seiner Pfeife im Mund sieht nicht aus, wie man sich einen großen Künstler vorstellt. Wenn er jedoch zu spielen beginnt, verklärt sich sein Gesicht und nimmt einen visionären Ausdruck an. Immer ist es so bei ihm — niemals wird für ihn Kunst zur Routine, immer wieder ist sie das gleiche wunderbare Erlebnis. Zudem ist er ein starker und bestimmter Charakter und leidenschaftlicher Patriot. Er ist unbeugsam, auch in Kleinigkeiten. Nichteingeweihte konnten unmöglich ahnen, welch eiserner Wille dahinter stand, wenn er mit weicher und höflicher Stimme irgendeinen Wunsch äußerte.

Als im Jahre 1933 viele der großen internationalen Solisten Furtwänglers Einladung zur Mitwirkung bei den Berliner Philharmonischen Konzerten für die Spielzeit 1933/34 ausschlugen, war einer der eindrucksvollsten und bestimmt der würdigste Absagebrief derjenige von Casals, worin er erklärte, er würde nicht nach Deutschland zurückkehren, ehe der Künstler wieder frei wirken könne. Diesem Entschluß ist er treu geblieben.

Damals, im Herbst 1937, hatte er blutenden Herzens seine eigene Heimat verlassen. Als leidenschaftlicher Katalonier und glühender Demokrat war er von Franco aus Spanien vertrieben worden und lebte nun in der Nähe der spanischen Flüchtlingslager bei Perpignan in Frankreich. Unsere Freundschaft war eine alte; aber seit dem Brahmsfest in Wien 1933 hatten wir uns nicht mehr gesehen. Ich suchte ihn sofort auf, als er in London ankam. Zuerst war es schwer, das rechte Wort zu finden — wieviel war inzwischen geschehen und wie tragisch war die Zeit! Dann aber

(1938)

sprachen wir lange über Spanien und über Deutschland, über ihn und über mich. Schließlich sprachen wir auch von Musik, und ich sagte: „Wie oft habe ich mich danach gesehnt, noch einmal die d-moll-Suite von Bach von Ihnen zu hören“ — wer diese Suite einmal von ihm gehört hat, kann dies nie vergessen. „Warten Sie“, sagte er, und packte sein Cello aus, und in dem nüchternen Hotelzimmer begann er zu spielen. Die ewige Musik Bachs siegte in dieser Stunde und ließ uns für kurze Zeit die Verzweiflung über das Schicksal unserer Heimat vergessen, das wir beide — jedes auf seine Weise — bei diesem Wiedersehen empfunden hatten.

Kapitel 42

Londons musikalischer Kalender für 1938 war vollbesetzt; es blieb kaum ein Tag ohne irgendein musikalisches Ereignis. Anfang des Jahres kam Mengelberg und probte mit dem Londoner Philharmonischen Orchester Vorspiel und Liebestod von „Tristan“ für sein Konzert bei der Royal Philharmonic Society. Er behandelte das Orchester, als ob es diese Musik nie zuvor gehört hätte. Die Londoner Philharmoniker zeigen nicht leicht, was sie denken; aber sie denken viel, und ihre Gedanken gehen äußerst unabhängige Wege. Das Verhältnis zwischen dem Orchester und Sir Thomas war ein sehr natürliches. Er behandelte eine Probe immer wie eine gemeinsame Unternehmung. „Wir wollen das noch einmal spielen“, pflegte er zu sagen, oder „wir wollen es einmal so versuchen.“ Die Musiker waren ihm gegenüber völlig unbefangen und räumten ihm instinktiv künstlerische Autorität ein.

Mengelberg respektierte die Tradition nicht. Seine Art zu probieren ist ja bekannt, und seine endlosen Reden dabei sind eine Tortur für jeden Orchestermusiker. Ich saß auf Kohlen in dieser Probe und war nicht im mindesten

(1938)

erstaunt, als eines der Orchestermitglieder zu mir sagte: „Wenn er so weitermacht, gibt's bald Krach.“

Ich kannte Mengelberg seit 1924, als ich ihn mit Furtwängler in New York getroffen hatte. Er war viele Jahre lang Direktor der New-York-Philharmonic-Konzerte und in New York äußerst beliebt gewesen. Neben seinen musikalischen Vorzügen war er auch sehr gesellig, und es machte ihm nicht das geringste aus, eine ganze Nacht nach einem Konzert durchzuzechen. Er war dabei sehr gastlich, was die Amerikaner sehr schätzen. Der Leser darf nicht vergessen, daß Amerika damals „trocken“ war; aber es ist kein Geheimnis, daß auch in Amerika, gerade wie anderswo, ein guter Tropfen nicht verachtet wird. Mengelberg, der mit einem Diplomatenpaß reiste, sorgte immer reichlich für die benötigte Zufuhr. In der Saison 1926/27 hatte das Philharmonische Orchester in New York drei Dirigenten: Mengelberg, Furtwängler und Toscanini. Furtwängler kam nach Mengelberg an die Reihe. Wir gingen mit dem Orchester auf eine Tournee, und als wir in Washington, unserem ersten Ziel, ankam, fragte mich der Transportleiter, Mr. Salter: „Und wo ist die Kiste?“ Natürlich verstand ich nicht gleich, was er meinte, und erst allmählich dämmerte mir, daß er mit der „Kiste“ wohl den Vorrat an alkoholischen Getränken meinte, den Mengelberg mit sich zu nehmen pflegte, wenn er mit dem Orchester auf Reisen ging. Furtwängler, der Abstinenz ist, konnte auf diesem Gebiet nicht konkurrieren.

Auf anderem Gebiet konnte er es um so mehr. Denn die New-Yorker — trotz ihrer großen Begeisterung für Mengelberg, der schließlich ihr New York Philharmonic durch jahrelange Arbeit zu dem gemacht hatte, was es war — gingen mit fliegenden Fahnen zu Furtwängler über und später zu Toscanini. Viele Jahre später, bei einem Bankett in Amsterdam, welches das Concertgebouw für die Berliner Philharmoniker gab, saß Mengelberg neben mir. Er beklagte sich bitter über die Undankbarkeit der Amerikaner.

(1938)

Auf Grund der alten Bekanntschaft hatte ich in der eben beschriebenen Probe das Gefühl, ich könnte etwas zur Entspannung der Atmosphäre beitragen. Ich ging daher in der Pause zu ihm ins Künstlerzimmer. Im Laufe unserer Unterhaltung bemerkte ich nebenbei, daß dieses Orchester „Tristan“ unter Beecham, Furtwängler und Bruno Walter gespielt habe. Ich glaube, er hat mich verstanden, und ehe es zu einem Gewitter kam, war die Luft gereinigt.

Ende Januar kamen die Berliner Philharmoniker mit Furtwängler nach London. Nach dem Konzert trafen sich einige alte Freunde bei mir, um Furtwängler zu begrüßen. Vom Februar an begann die Politik auch auf das Leben in England tiefere Schatten zu werfen. Doch ahnte noch niemand von uns, was in kurzer Zeit alles geschehen würde, und daß knapp zwei Monate später Baron Franckenstein, der den Abend mit uns verbrachte, so heimatlos sein würde, wie so viele, denen er sein gastliches Haus stets so menschlich geöffnet hatte.

An jenem Abend wurde mir die wachsende Schwierigkeit der Lage Furtwänglers besonders klar. Obwohl ich wußte, daß seine scheinbare Duldung des Naziregimes ihren Grund hatte in seiner Treue zu dem, was von dem ewigen Deutschland übriggeblieben war, schmerzte es mich aufs tiefste, daß er sich nicht auch äußerlich von einem System zu trennen vermochte, das unsere Heimat und ihr geistiges Leben verriet. Nachdem er wieder abgereist war, schrieb ich ihm ehrlich darüber und zitierte die folgende ergreifende Stelle aus Stefan Zweigs neuem Buch „Magellan“:

Aber der schöpferische Mensch untersteht anderem und höherem Gesetz als dem bloß nationalen. Wer ein Werk zu schaffen, wer eine die ganze Menschheit fördernde Entdeckung oder Tat zu vollbringen hat, dessen wahre Heimat ist nicht mehr sein Vaterland, sondern sein Werk. Nur einer letzten Instanz wird er sich im letzten verantwortlich fühlen, der ihm zugeborenen Aufgabe, viel eher wird es

(1938)

ihm erlaubt sein, die staatlichen, die zeitlichen Interessen zu mißachten, als die innere Verpflichtung, die ihm sein besonderes Schicksal, seine besondere Begabung auferlegt.

Leider haben sich diese schönen Worte in Zweigs eigenem Schicksal nicht bewahrheitet. Er beging Selbstmord gemeinsam mit seiner Frau, im Februar 1942, dem furchtbaren Jahr, in dem so viele Menschen den gleichen Ausweg aus den für sie unüberwindlichen Konflikten des Lebens suchten.

Kapitel 43

Von Beginn des Jahres 1938 an mehrten sich die Anzeichen des kommenden Unheils. Hitler hatte nicht wie sonst am 30. Januar, dem Jahrestag seines Amtsantritts als deutscher Reichskanzler, seine traditionelle Rede gehalten. Gerüchte über Unzufriedenheit in deutschen Militärkreisen waren im Umlauf. In der Armee und in hohen Regierungsposten wurde ein Revirement vorgenommen. Dies wurde damals im Ausland nicht sehr beachtet; es sollte sich aber von weittragender Bedeutung erweisen.

Der vorsichtige Außenminister von Neurath, der von allen gewaltsamen Aktionen abriet, wurde abgesetzt und als Präsident eines neuen geheimen Kabinettsrates kaltgestellt. Ribbentrop wurde sein Nachfolger und von London, wo er sowieso kaum je zu sehen gewesen war, abberufen.

In punkto Ribbentrop war Hitler blind. Viele Leute bemühten sich, ihm klar zu machen, daß sein Botschafter in England glatt versagt hatte. Ribbentrop hatte zwar einige englische Freunde, aber seine eitle Art und der snobistische Luxus, mit dem er die früher so würdige deutsche Botschaft umgebaut hatte — wo Männer wie Prinz Lichnowsky mit einem Drittel seines Gehaltes ausgekommen waren —, stempelten ihn in den Augen der Engländer zum Parvenu. Er wurde dauernd bespöttelt und erhielt bald den Spitznamen „Brickendrop“ oder „Ribbensnob“.

(1938)

Inzwischen wurde die schon an sich so schwierige innenpolitische Lage in Österreich durch unterirdische Einflüsse aus Deutschland noch verwirrter. Nach seiner Unterredung in Berchtesgaden mit Hitler wurde Schuschnigg gezwungen, Seyß-Inquart als Innenminister einzusetzen. Damit waren das österreichische Kabinett und die Polizei an Hitler ausgeliefert.

Historische Geschehnisse brauchen ihre Zeit, um objektiv gesehen zu werden. Wie wenig schien die Welt damals zu erkennen, daß die verzweifelten inneren Wirren in Österreich der beginnende Todeskampf einer Nation waren! Jedoch Toscanini hatte bereits verstanden, denn schon am 17. Februar kabelte er aus New York an die österreichische Regierung, daß er in Zukunft weder in Salzburg noch sonst irgendwo in Österreich dirigieren würde.

Am Sonntag, dem 20. Februar, erschienen zwei verschiedene Nachrichten in der Londoner „Sunday Times“. Die eine brachte den Wortlaut eines Telegramms, das Bruno Walter, der damals musikalischer Leiter der Wiener Staatsoper war, an Toscanini gesandt hatte und worin er diesen dringend bat, Salzburg nicht im Stich zu lassen, da dort alles beim alten bleiben würde. Die andere Nachricht besagte, daß Walters Vertrag mit der Wiener Staatsoper auf weitere drei Jahre verlängert sei. Was für ein merkwürdig gewählter Augenblick, um dies anzukündigen! Mit Hitler vor der Tür! Soweit die Musikwelt in Frage kam, ließen sich einige von diesen Nachrichten einlullen; aber jeder, der nicht gerade blind war, mußte erkennen, daß nun in Österreich der gleiche Kampf begonnen hatte, der Deutschland einen so verhängnisvollen Weg geführt hatte.

Die Lage in Österreich und ihre politischen Konsequenzen verfehlten nicht ihre Rückwirkung auf die Weltlage; schließlich begann auch England unruhig zu werden. Nach einigen erregten Parlamentsdebatten wurde das englische Kabinett auf einen Sonntag einberufen. Eine Freundin, die mehrere Angehörige im Foreign Office hatte, belehrte mich darüber, daß eine Kabinettsitzung am Sonntag hier mehr

(1938)

als in irgend einem Land bedeute. Die Situation mußte schon sehr kritisch sein, wenn sie zu einer Unterbrechung der heiligen Wochenendruhe der Kabinettsmitglieder berechnete.

Am gleichen Sonntag (20. Februar), hielt Hitler eine in Österreich mit Spannung erwartete Rede, die der Welt zeigte, wie der Wind wehte. Am 26. Februar besuchte ich den österreichischen Gesandten in einer musikalischen Angelegenheit; äußerlich schien er ganz ruhig. Niemand konnte ihm anmerken, welche Konflikte ihn bewegten. Er war ein leidenschaftlicher Österreicher und hatte siebzehn Jahre hindurch die Interessen seines Landes am Hof von St. James vertreten. Wir sprachen über das ihm so am Herzen liegende Salzburg, über die Toscanini- und Walter-Frage, und ich bemerkte, wie unerbittlich klar er sich der drohenden Gefahr bewußt war. „Wie ist es möglich, Exzellenz, daß Sie so ruhig bleiben können?“ fragte ich ihn. „In einer Krise bin ich immer so“, erwiderte er. Es war zweifellos eine Krise — niemand wußte es besser als er. Trotzdem sagte er nicht den schon seit langem festgesetzten Empfang in seinem Hause für den Opera Circle ab, bei dem Mr. John Christie von Glyndebourne sprechen sollte. Es war der letzte Empfang der österreichischen Gesandtschaft.

Am 5. März schrieb mir Furtwängler aus Wien: „Hier ist dicke Luft!“ Sie schien von Stunde zu Stunde dicker zu werden, und nur ganz schnelles Handeln schien Österreichs Freiheit noch retten zu können. So entschloß sich Schuschnigg, in einem bereits auf Sonntag den 13. März angesetzten Plebiszit, das österreichische Volk zu einer freien Entscheidung über das weitere Fortbestehen Österreichs als freien, christlichen selbständigen Staates aufzurufen. Deutschland verhielt sich diesen Vorbereitungen gegenüber unheimlich ruhig.

Bald aber verlautete, die deutsche Armee sei im An-

(1938)

marsch, und am Morgen des 11. März wurde die österreichische Bundesarmee mobilisiert. Das Plebiszit wurde abgesagt. Am gleichen Tag wurde bekanntgegeben, daß Schuschnigg am Rundfunk sprechen würde. Wir hörten seine Rede in London. Er kündigte seinen Rücktritt an, um „Blutvergießen zwischen Deutschen zu verhüten“, und schloß mit den Worten: „Gott schütze Österreich.“ Dann erklangen die Variationen des Kaiser-Quartetts von Haydn, dessen Thema die wundervolle österreichische Nationalhymne ist. Eine Weile wurde noch klassische österreichische Musik gespielt — solange es irgend ging, schützten loyale Beamte den Rundfunk —; plötzlich ertönte das Horst-Wessel-Lied. Mit Österreichs Freiheit war es aus.

Schuschnigg wurde eine Stunde nach seiner Rede verhaftet. Sofort danach zog ein nach Hunderttausenden zählender Fackelzug durch die Straßen Wiens. Alles war bis ins letzte vorbereitet gewesen — auch die Fackeln.

Bereits in der gleichen Nacht begann der Einmarsch der Nazis in Österreich. Zufällig am Radio drehend, hörte ich am nächsten Tag eine Übertragung der „begeisterten Begrüßung“, die Österreichs Bevölkerung den einziehenden Truppen zuteil werden ließ. Dieser Einmarsch wurde mit allen Anzeichen einer friedlichen Aktion gehandhabt. Triumphbögen und Blumen begrüßten die einziehenden Truppen. Von jedem Haus in Wien, welches dazu „berechtigt“ war — von Juden bewohnte Häuser durften bekanntlich nicht flaggen —, wehte die Nazifahne. Später wurde bekannt, daß diese Masse von Hakenkreuzfahnen auf dem Luftwege aus Deutschland gesandt worden sei. In Wirklichkeit war es eine Invasion, eine militärische Besetzung. Augenzeugen haben mir erzählt, wie seltsam bedrückend und einschüchternd das dumpfe Dröhnen der Hunderte von Flugzeugen war, die „friedlich“ über Wien kreisten, und wie aufwühlend dieses Meer von blutroten Fahnen auf die Bevölkerung wirkte.

Am gleichen Tag, an dem ursprünglich das Plebiszit stattfinden sollte, wurde Österreich unter dem Namen

(1938)

„Ostmark“ dem Reich einverleibt. Was in Deutschland fünf Jahre gedauert hatte, wurde in Österreich in wenigen Wochen mit grausamer Konsequenz durchgeführt. Massenverhaftungen, Massenerschießungen, Massenentlassungen, Arierparagraph, Selbstmorde, Verfolgungen, Verzweiflung — keine der Begleiterscheinungen des Faschismus fehlten.

Sofort begann eine Abwanderung aus Österreich — wenigstens die, die auswandern konnten, gingen. Es waren ihrer zunächst nicht viele. Denn alle umliegenden Länder (Ungarn, Schweiz und Tschechoslowakei) schlossen ihre Grenzen für Flüchtlinge, die nicht beweisen konnten, daß ihnen die Weiterreise in ein anderes Land offenstand, und so spielten sich furchtbare Tragödien ab.

Viele aus Nazi-Deutschland Abgewanderte hatten sich in Österreich schon wieder eine neue Existenz aufgebaut; mit einem Schlag war das alles wieder hin. Von neuem befanden sie sich auf einer Wanderschaft ins Ungewisse. Nicht nur solche Österreicher, denen keine andere Wahl blieb, schickten sich an, ihre Heimat zu verlassen.

Die Gestapo und ihre Paßabteilung ergriffen Besitz vom Palais Rothschild in der Heugasse, und längst ehe morgens die Tore geöffnet wurden, stauten sich dort die Menschen; geduldig warteten sie stundenlang unter freiem Himmel, nur langsam in der endlosen Schlange vorrückend. Ihre österreichischen Pässe wurden ihnen abgenommen, und erst nach Empfang eines deutschen Auswandererpasses konnten sie ihre Reise ins Exil antreten.

Nachdem das deutsche Kunstleben in einem langsamen und qualvollen Prozeß von den Nazis „gleichgeschaltet“ worden war, war die „Gleichschaltung“ in Österreich kein Problem mehr, sondern nur noch eine Frage der Technik. Die Wiener Staatsoper war eine der ersten Institutionen, bei der sich der Umschwung auswirkte. Bruno Walter, der zum zweitenmal in einem Land, das von Hitler erfaßt wurde, eine prominente Stellung innehatte, war damals in Holland. Er hatte viel in Frankreich dirigiert und beschloß, sich jetzt dort niederzulassen. Ein besonderes Dekret machte

(1938)

ihn zum Franzosen. Aber er sollte sich seiner neuen Staatsbürgerschaft nicht lange erfreuen. Bereits 1940 war er wieder auf der Wanderschaft und hat jetzt in Amerika eine Heimat und ein reiches Tätigkeitsfeld gefunden. Da die Nazis seiner Person in Wien nicht habhaft werden konnten, versiegelten sie seine Wohnung, und sein Besitz wurde versteigert.

Die „untragbaren“ Kräfte der Wiener Staatsoper verschwanden sofort, während neue Leute schnell die Gelegenheit ergriffen, sich in den Vordergrund zu drängen. Das weltberühmte Orchester der Wiener Philharmoniker, das 1942 sein hundertjähriges Bestehen feiern sollte, kam sofort unter Nazigewalt. Sein unternehmender Vorsitzender, ein großer Verehrer von Toscanini und Bruno Walter, verschwand spurlos, ohne Abschied, und tauchte später in Kanada wieder auf. Eine Anzahl von Mitgliedern wurden pensioniert, unter ihnen der betagte Hofrat Professor Arnold Rosé, der 57 Jahre lang an der Spitze der Wiener Philharmoniker in der Oper gestanden hatte. Rosé — der Patriarch des Orchesters, wie er in Wien genannt wurde — war der einzige aus ihren Reihen, den die Wiener Philharmoniker zu ihrem Ehrenmitglied ernannt hatten. Er und Professor Friedrich Buxbaum, der berühmte Solo-Cellist der Philharmoniker, in der Welt auch durch seinen Witz bekannt, trafen bald darauf in London ein. Ein neues Rosé-Quartett wurde hier gegründet, und mit wehmütigen Gefühlen lauschte eine Gemeinde mit dem früheren österreichischen Gesandten, Baron Franckenstein in der vordersten Reihe, dem ersten Konzert. Es begann mit Haydns Kaiser-Quartett.

In das ehrwürdige Musikvereinsgebäude in der Canova-gasse zog der Nazigeist schnell ein. In den vielen Jahren, in denen ich Furtwängler auf seinen Reisen nach Wien begleitete (1920 bis 1933) und auch bei meinem Besuch in Wien in Angelegenheiten von Covent Garden (1936) war stets mein erster Gang zum Musikvereinsgebäude gewesen. Hier saß der Generalsekretär der 1812 gegründeten Gesell-

(1938)

schaft der Musikfreunde, Dr. Friedrich Dlabac, ein passionierter Musikliebhaber und — wie so viele Wiener — selbst ein ausgezeichneter Kammermusikspieler. Hier waren alle Neuigkeiten aus der Musikwelt schon bekannt, ehe sie passiert waren; hier war der Angelpunkt der Welt, die musiziert. Hier war auch das Archiv der Gesellschaft mit seinen Schätzen von unersetzlichen Originalmanuskripten, Künstlerporträts und Originalbriefen berühmter Musiker, betreut von Leuten, deren Leben in ihrer Arbeit aufging. Hier war die Kanzlei der Philharmoniker mit ihrer Ehrenwand voll Bilder aller Künstler, die mit dem Orchester seit seinem Bestehen verbunden waren. Hier waltete der sagenhafte Orchesterdiener Effenberger, der ein großes Zeichentalent war. Hier wehte noch die Luft von Beethoven, Schubert, Bruckner und Brahms.

Bald hörte man, daß den meisten derer, die im Musikvereinsgebäude zu arbeiten pflegten, der Zutritt verwehrt war. Sie wurden schnell durch andere Kräfte ersetzt. Dlabac überlebte den Zustand, daß „Fremde“ an dieser geheiligten Stätte wüteten, nicht lange.

In Deutschland war das Mendelssohn-Denkmal vor dem Leipziger Gewandhaus entfernt worden, ebenso die Büsten Joseph Joachims aus der Hochschule für Musik in Berlin und aus dem Beethovenhaus in Bonn, wo das Joachim-Quartett seinen Zuhörern bei den Beethoven-Festen unvergeßliche Stunden der Weihe geschenkt hatte. Auch in Wien wurde dem Wahn dieser „Säuberung“ gehuldigt, und so verschwanden unter anderen aus der Kanzlei der Philharmoniker die Bilder Mahlers und Walters sowie Schmutzers schöne Radierung von Rosé. Die berühmte Büste Gustav Mahlers von Rodin wurde aus dem Foyer der Wiener Staatsoper verbannt und die Gustav-Mahler-Straße in Meistersingerstraße umbenannt.

Aber es gab auch Menschen, für die das Leben ruhig weiterging. In der Oper wirkten viele der nicht betroffenen Künstler nach wie vor, und alles war schon im neuen Geleise, als an Hitlers Geburtstag, am 20. April 1938, in Ge-

(1938)

genwart des Führers eine Festvorstellung der „Meistersinger“ stattfand.

Mit dem Aufhören Österreichs als unabhängigen Staates wurde die österreichische Gesandtschaft in London sofort von den Nazis besetzt; kaum daß man den österreichischen Beamten die zum Packen nötige Zeit ließ.

Die Nazis versuchten, möglichst viele Mitglieder der österreichischen Gesandtschaft nach Wien zurückzulocken. Am 15. März erlebte ich, wie dramatisch eine solche Aufforderung werden konnte, als ich den Abend mit dem Pressechef der Gesandtschaft, dem (seither verstorbenen) Grafen Huyn und seiner Frau, verbrachte. Ein kleiner Kreis von Freunden war versammelt. Während des ganzen Abends stand das Telephon nicht still; Boten kamen von der in ihrer Liquidierung begriffenen Gesandtschaft, um Graf Huyn mitzuteilen, daß Wien auf seiner Rückkehr bestünde. Aber er leistete der Aufforderung nicht Folge. In den Tagen, als die Nazis die österreichische Gesandtschaft übernahmen, hatte das österreichische Personal einen schweren Stand. Der Gesandte, Baron Franckenstein, zog so schnell aus, wie er nur konnte, obwohl man ihm vierzehn Tage zum Ordnen seiner Belange bewilligt hatte. Als Zeichen seines Protestes gegen den Anschluß weigerte er sich, nach Österreich zurückzukehren und kam um die britische Staatsangehörigkeit ein, die ihm sofort gewährt wurde. König Georg VI. empfing ihn in Audienz und machte ihn zu Sir George Franckenstein. Das „Plebiszit“ über die Einverleibung Österreichs in das deutsche Reich am 10. April 1938 besiegelte scheinbar endgültig Österreichs Schicksal. An der früheren österreichischen Gesandtschaft, 18 Belgrave Square, in London, prangte nun ein Schild „Deutsche Botschaft“, und die Hakenkreuzflagge wehte vom Dach.

(1938)

Kapitel 44

Covent Garden wurde damals bestürmt mit Anfragen von Sängern, Korrepetitoren und Dirigenten, die Wien verlassen wollten. Erschütternde Briefe kamen, sogar von hilfeflehenden Mitgliedern des Staatsopernchores und -balletts. Soweit es in letzter Stunde möglich war, wurde alledem Rechnung getragen; Sir Thomas war immer bereit, in wirklicher Not zu helfen — ich habe dies ja an mir selbst erlebt. Eine Reihe hervorragender Künstler, die unbehindert hätten bleiben können, verließen Wien so schnell wie möglich. Kerstin Thorborg zum Beispiel, die hervorragende norwegische Altistin, reiste in der Nacht des Einmarsches der Nazis ab, um nicht mehr zurückzukehren. Die unvergleichliche Elisabeth Schumann, deren Kunst Wien so viel verdankte, begab sich mit ihrer Familie sofort nach London. Lotte Lehmann, die bald nach Hitlers Machtergreifung aufgehört hatte, in Deutschland zu singen und sich hauptsächlich auf Wien und Salzburg konzentriert hatte, war zur Zeit des Anschlusses in New York. Sie hat ihre Heimat nicht wiedergesehen, doch hatten wir die Freude, sie und viele andere in jenem Sommer in Covent Garden zu begrüßen. Am Tag, an dem sie von Amerika ankam, sang sie im „Rosenkavalier“, und es wurde später erzählt, daß ihr Zusammenbruch während der Vorstellung durch die Nachrichten verursacht war, welche sie gerade über ihre noch in Wien weilende Familie erhalten hatte.

Mehr als je war das königliche Opernhaus Covent Garden ein letztes Asyl, nicht nur für die Sänger, sondern in vieler Hinsicht auch für das Publikum. Unter den Besuchern konnte man mehr und mehr Leute finden, denen der Boden in ihrer Heimat zu heiß geworden war und die voller Dankbarkeit in diesem Opernhaus noch ein Stück ihrer verlorenen Welt begrüßten. Anna Mahler, die Tochter Gustav Mahlers, eine hochbegabte Bildhauerin, kam als Flüchtling nach London. Als sie an ihrem Ankunftstag eine Auf-

(1938)

führung der „Zauberflöte“ angezeigt sah, rief sie mich sofort an und kam in die Oper. Zufällig saß sie zusammen in einer Loge mit Friedelinde Wagner, welche — obwohl den Nazis gegenüber in anderer Lage als die Tochter Gustav Mahlers — schon damals fest entschlossen war, sich von Nazideutschland zu trennen.

Obwohl alle Besetzungen noch ganz unbeeinflusst von der politischen Lage gewählt wurden, griffen die Ereignisse der Zeit mehr als früher in das Leben im Opernhaus ein. Eine Reihe von großen Künstlern, die vorher fast ausschließlich in Wien und Salzburg beschäftigt waren, kamen jetzt nach Covent Garden und waren beglückt, freie Luft zu atmen. Da war Richard Tauber, der Liebling der Wiener, und Erich Kleiber, der sich seit seinem freiwilligen Ausscheiden aus der Berliner Staatsoper am Tag nach Furtwänglers Rücktritt, am 4. Dezember 1934, auf der Wanderschaft befand. Er war gebürtiger Österreicher und hatte seine Zelte wieder in seiner Heimat aufgeschlagen, von wo aus er nach Südamerika und anderen Ländern reiste, um dort zu dirigieren. Nun war er von neuem heimatlos. Auch Rose Pauly, die einzigartige Darstellerin der „Elektra“ und der „Salome“, kam zu uns.

Die Spielzeit begann mit einer Aufführung der „Zauberflöte“ unter Leitung von Sir Thomas Beecham. Das festliche Bild der „first night“ von Covent Garden war noch immer dasselbe. Der deutsche Botschafter von Dirksen, welcher für die ganze Saison eine Loge genommen hatte, saß ganz selbstverständlich unter all den Vertretern der Länder, die von Nazi-Deutschland bedroht wurden.

Über dieser Londoner „Zauberflöte“-Aufführung waltete ein glücklicher Stern. Mitwirkende und Zuhörer schienen die unsterbliche Musik in gleicher Weise zu genießen. Die Dekorationen waren aus Berlin gekommen. Als Sir Thomas beschloß, das Werk aufzuführen, entsann ich mich der Vorstellung unter Bruno Walter im Charlottenburger Opernhaus im Jahre 1926. Die Dekorationen der Berliner Aufführung waren auf Grund von Aquarellen und Stichen nach

(1938)

den poetischen und stimmungsvollen alten Schinkelschen „Zauberflöte“-Dekorationen hergestellt worden. Ich zog die nötigen Erkundigungen ein, und es stellte sich heraus, daß diese für die „Zauberflöte“ so geeignete Szenerie im Moment nicht benutzt wurde und die Möglichkeit bestand, sie auszuleihen. Sir Thomas fuhr nach Berlin, um sich die Modelle im Berliner Theatermuseum anzusehen, und beschloß sofort, die Dekorationen bei seiner Londoner Neueinstudierung zu benutzen.

Für den Kenner war der Höhepunkt der Saison die Aufführung der „Elektra“ von Strauß. Wer konnte sich der künstlerischen Leistung entziehen, in welcher eine erst-rangige Besetzung — Rose Pauly, Kerstin Thorborg, Hilde Konetzni und Herbert Janssen — mit einer großartigen Orchesterleistung unter dem Stabe Beechams wetteiferten! Der sonst so zurückhaltende und stets so beherrschte Engländer geriet außer Rand und Band. Elektra (Rose Pauly) wurde von dem Feuer des Dirigenten derart mitgerissen, daß sie im dramatischsten Moment ihre zarte Schwester, Chrysothemis (Hilde Konetzni), in der Erregung so hart anfaßte, daß diese vor Schmerz in Tränen ausbrach. Das Publikum war in Ekstase, und Rose Pauly erklärte, daß sie niemals die Elektra unter solch inspirierender Führung gesungen habe. Nach der Vorstellung stürmte sie hinauf zu Sir Thomas; die Begeisterung, in der wir uns alle nach der Vorstellung befanden, fegte alle Grenzen der Etikette weg. Wir blieben die halbe Nacht bei ihm sitzen.

Dieser Aufführung wohnten viele Musiker und Musikfreunde aus der ganzen Welt bei. Stefan Zweig, der Freund von Gustav Mahler, Richard Strauß und Toscanini, schrieb an Sir Thomas anläßlich dieses Abends folgenden Brief:

May 6 th, 1938. 49, Hallam Street, W. 1.

Dear Sir Thomas, — Allow me a sincere word of congratulation. I have heard many a performance of Elektra, from the very first one. I have heard those of Mahler and Richard Strauß himself (with the unforgettable

(1938)

Bahr-Mildenburg) — but never in my life have I heard a more perfect than yesterday evening. I shall remain thankful to you for ever.

Sincerely yours,
Stefan Zweig*.

Sir Thomas hat über zweihundert Opern zum erstenmal in England aufgeführt, so auch die „Elektra“ im Jahre 1910. Er hat darüber in seinem eigenen Memoirenbuch „A Mingled Chime“ einen amüsanten Bericht geschrieben.

Als Richard Strauß von Sir Thomas' Absicht, die „Elektra“ in der Season von 1938 zu geben, hörte, übersandte er ihm zu seinem Geburtstag die erste und letzte Seite der Orchesterpartitur, eigenhändig geschrieben, mit einer freundschaftlichen Widmung. Während der Luftangriffe im September 1940 wurde Sir Thomas' Wohnung von einer Bombe völlig zerstört, und damit verschwand dieses Zeichen einer jahrelangen Freundschaft, mit so vielen anderen unersetzlichen Schätzen.

Das Publikum von Covent Garden ist anspruchsvoll. Es bestand zwar auf seiner üblichen internationalen Opernsaison, aber als dann alles mit großen Schwierigkeiten und finanziellen Opfern zustande gebracht war, wurden kritische Stimmen laut. Die einen wollten keine Italiener, den anderen paßten die Deutschen nicht. Wie ich später hörte, hat man es Sir Thomas auch übel genommen, daß er den sonst so populären Furtwängler für den „Ring“ verpflichtet hatte. Sir Thomas wußte dies wohl, hat aber nie die leiseste Andeutung darüber gemacht. Er hatte ihn aus rein künst-

* Sehr verehrter Sir Thomas!

Erlauben Sie mir ein Wort ehrlich gemeinten Glückwunsches. Ich habe viele „Elektra“-Aufführungen gehört, angefangen mit der allerersten. Ich habe die Mahlersche und Richard Strauß' eigene gehört (mit der unvergleichlichen Bahr-Mildenburg), aber nie eine vollendetere als die von gestern abend. Ich bleibe Ihnen dafür in Ewigkeit dankbar.

Ihr aufrichtiger
Stefan Zweig.

(1938)

lerischen Gründen engagiert — weil er den großen Wagner-Dirigenten für seine Season haben wollte. Die Gesamteinnahmen für den „Ring“ gingen jedoch 1938 gegenüber dem Vorjahr um mehrere hundert Pfund zurück.

Sir Thomas hat die Gewohnheit, nicht über Dinge zu sprechen, solange sie noch im Fluß sind. Er überlegt sich eine Sache, trifft seine Entscheidung und stellt dann seine Umgebung vor die vollendete Tatsache. Das hektische Leben in einem Opernhaus läßt ja auch nicht viel Zeit übrig für lange Privatgespräche. Bisher hatte er niemals die europäische Lage erwähnt, aber eines Tages im Juni schnitt er plötzlich dieses Thema an. Wir saßen in seinem Zimmer in Covent Garden, und während wir arbeiteten, sagte er mir plötzlich, daß die Stimmung in England — auch sogar in den Kreisen, die bisher dem wahren Deutschland gegenüber eine freundliche Haltung eingenommen hatten — vollständig umgeschlagen sei. Zwar bestünden noch die diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern, aber sonst seien jegliche freundschaftlichen Gefühle erloschen. Die Empörung über all das Unmenschliche, das sich in Deutschland und Österreich ereignet hatte und das das deutsche Volk ruhig geschehen ließ, sei im freien England sehr stark. Er bedeutete mir, daß er keine Einladung nach Deutschland mehr annehmen würde. Dies war ein Wink für mich, dafür zu sorgen, daß keine weitere Aufforderung an ihn erginge. Er wollte auf diese Weise vermeiden, seine deutschen Kollegen, die ihm zum Teil persönlich nahestanden, durch eine Absage zu verletzen.

Trotz aller stürmischen unterirdischen Strömungen führte Covent Garden seine internationale Season von 1938 durch, und Sänger aus aller Welt wirkten mit wie bisher. Eine „Meistersinger“-Aufführung am 17. Juni unter Leitung von Sir Thomas bildete den Abschluß.

Pläne für die Season 1939 wurden sofort in Angriff genommen.

(1938)

Kapitel 45

Am 21. Mai 1938 begann die erste tschechische Krise. Man munkelte von deutschen Truppenansammlungen nahe der deutsch-tschechischen Grenze. England und Frankreich erklärten sofort, daß sie eine Invasion nicht dulden würden, und der englische Botschafter in Berlin traf Anstalten zu seiner Abreise. Damit hatte Hitler, der große Hazardeur, nicht gerechnet. Er spielte, aber er hatte damals noch nicht nötig, alles auf eine Karte zu setzen. Die Gefahr verzog sich für den Augenblick; jedoch ließ Deutschland in seinem Druck auf die Tschechoslowakei nicht nach, und schon in der ersten Juniwoche bestand kein Zweifel mehr darüber, daß Henleins Forderungen für die Sudetendeutschen nicht länger übersehen werden konnten.

Am 9. Juli ging ich auf Urlaub nach Deutschland und erledigte dort gleichzeitig einige geschäftliche Dinge. Es sollte mein letzter Aufenthalt in meiner alten Heimat sein. Meine persönlichen Freunde waren die gleichen, und meine beruflichen Aufträge konnte ich so glatt erledigen wie zuvor. Doch vom Augenblick an, als ich den deutschen Boden betrat, hatte ich das deutliche Gefühl tief einschneidender Veränderungen. Es war unschwer, zu sehen, daß sich die Dinge in bedrohlicher Richtung entwickelten.

Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging ich für drei Tage nach Bayreuth. Dort hörte ich die Generalprobe zum „Tristan“ mit den neuen Dekorationen von Preetorius. Noch einmal sah ich all meine Freunde, noch einmal umging mich der Zauber des Festspielhügels — und doch ...

Nach Salzburg ging ich nicht. Schnell hatte man sich dort umgestellt. Es war, als ob ein Max Reinhardt, ein Hofmannsthal, Bruno Walter und Toscanini nie existiert hätten. Es war ja leicht, mit den vereinten deutsch-österreichischen Kräften weiter zu spielen; außerdem rissen sich die Italiener um die Mitwirkung bei den Aufführungen. Furt-

(1938)

wängler, der ursprünglich hatte absagen wollen, willigte nach langen Verhandlungen ein, vier „Meistersinger“-Aufführungen und ein Konzert zu dirigieren. Wie üblich, stellte dies einen Kompromiß zwischen seinem ursprünglichen Entschluß und dem Druck der Nazis dar. Es war dies um so bedauerlicher, als diese Aufführungen nicht so gut ausfielen, wie sie hätten sein sollen. Bayreuth sah nur ungern, daß Wagner-Opern in Salzburg gegeben wurden. Furtwängler, der seit Herbst 1937 aus Bayreuth ausgeschieden war, hatte der Mitwirkung in Salzburg nur unter der Bedingung zugestimmt, daß er die „Meistersinger“ dirigieren könne. Aber es gelang ihm nicht, eine erstklassige Besetzung zusammenzubringen. Die dazu nötigen Sänger, meist Mitglieder der Berliner Staatsoper, welche auch in Bayreuth beschäftigt waren, konnten den nötigen Urlaub nicht erhalten. Hitler selbst soll angeblich diese Bayreuther Politik gegenüber Salzburg unterstützt haben.

Am 24. Juni fand in München die Welturaufführung von Strauß' neuer Oper „Friedenstag“ statt. Bei dieser Gelegenheit waren Musikfreunde, Verleger und Musikkritiker aus der ganzen Welt wohl zum letztenmal vor dem Krieg in Deutschland vereint. Alles sprach vom kommenden Krieg. Freunde legten mir des öfteren nahe, abzureisen. — „Man kann nie wissen.“ Am Starnberger See konnten die Menschen nachts nicht schlafen; das unablässige Rollen der Züge nach der tschechischen Grenze hielt sie wach. Trotzdem konnte ich an die Ungeheuerlichkeit eines Krieges immer noch nicht glauben.

Am 22. August verließ ich Deutschland; diesmal für immer — oder wenigstens für den Rest des tausendjährigen Reichs. Auf der Rückreise nach England hatte ich einen bildhübschen und amüsanten Schützling. Es war die siebzehnjährige Komtesse Beatrix Bismarck, eine Urenkelin des Kanzlers, welche von einer Pensionsfreundin nach England eingeladen worden war. Ihre Mutter zog es vor, ihre äußerst unternehmende kleine Tochter unter freundschaftlichem Schutze reisen zu lassen. Beatrix war eines jener

(1938)

seltenen Menschenkinder, die auch das vertrocknetste Herz im Fluge erobern. Wir hatten zusammen ein Schlafwagenabteil bestellt, doch kaum waren wir am Bahnhof Zoo eingestiegen, als der auch ohne Trinkgeld äußerst beflissene Schlafwagenschaffner uns zwei leere Erstklassabteile zur Verfügung stellte und uns in jeder Weise seine Dienste anbot. Er war aufs tiefste beeindruckt von dem illustren Namen meiner Begleiterin, und von diesem Nimbus fiel auch etwas auf mich ab.

Auf dieser Reise fühlte ich mich von keinen wehmütigen Gefühlen mehr beschwert. Ich war mir längst darüber klar, daß die „ewige Heimat“, die man immer liebt und mit der man unzertrennlich verbunden ist, in diesem Deutschland für mich nicht mehr existierte. Der Schmerz der Lösung und des Verzichtes lag längst hinter mir. Schwer genug hatte ich daran getragen.

Eines Tages hatte ich einen seltsamen Besucher, einen Mitarbeiter und Freund von Pastor Niemöller. Er war einer der wenigen, die durch ihre Abgeklärtheit und Kraft imstande sind, die Menschen wirklich aufzurichten. In Zeiten von Not kann man sich letzten Endes nur selber helfen, und doch ist man für ermutigendes Verstehen so dankbar. Als ich jede Hoffnung aufgegeben hatte und dachte, daß mein Leben zerstört sei, hatten die moralische Kraft und der unerschütterliche Glaube dieses Mannes, daß das Wahre und Gute am Ende siegen müsse, mich mit der festen Überzeugung erfüllt, daß es eine geheimnisvolle Vorsehung gibt, welche unser Schicksal bestimmt. Niemals werde ich die Neujahrsnacht nach Weihnachten 1934, nachdem Furtwängler und ich uns getrennt hatten, vergessen. Unwiderstehlich hatte es mich durch die verschneiten Straßen in die Zwölf-Apostel-Kirche gezogen, in der dieser Mann seine Silvesterpredigt hielt. Es waren viele unbekannte Gesichter bei diesem nächtlichen Gottesdienst, aber viele sah ich, von denen ich wußte, in welchem großen Bedrängnis sie waren. Die über-

(1938)

volle Kirche mit der atemlos lauschenden Gemeinde und der Priester, der, aufrecht und unerschrocken, das verkündigte, was er als seine Sendung fühlte, und der uns damit allen Kraft und Zuversicht gab, hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Nun war er auf eine Einladung des Bischofs von Chichester nach England gekommen. Alles war eingeleitet, ihm und seiner Familie in England ein Heim zu bereiten; denn England war damals im wahren Sinne das „gelobte Land“. Trotzdem war er entschlossen, nach seinem kurzen Besuch wieder nach Deutschland zurückzukehren und seine Gemeinde nicht im Stich zu lassen. Soweit ich seither erfuhr, kam er ins Konzentrationslager und lebt jetzt wieder in seinem Pfarrhaus oder dem, was davon übrig blieb. Wie mutig sind diese Art Menschen, und wie wenig weiß man von ihrer still ausharrenden Tapferkeit!

Die Zufälle des Lebens nehmen es bisweilen mit den Ausgeburten einer Phantasie auf. Eines Nachmittags schlug ein englischer Freund mir vor, ihn zu Bekannten aufs Land zu begleiten. Nach einstündiger Fahrt kamen wir auf einem schönen englischen Landsitz in Surrey an. In der Halle entdeckte ich unter den Gästen ... Dr. „Putzi“ Hanfstaengl, der nach seiner Flucht aus Deutschland zurückgezogen in einem Vorort Londons lebte. Bei seinem Anblick stiegen sofort die Erinnerungen an die qualvollen ersten Monate des Hitlerregimes in mir auf. Hanfstaengl war Hitlers Pressechef gewesen und hatte zuerst großen Einfluß auf den Führer, der sich von Putzi den neuesten Tratsch berichten und Klavier vorspielen ließ. Außer seiner offiziellen Tätigkeit war Hanfstaengl eine Art von Hofnarr, bis die Eifersucht von Hitlers Umgebung ihn fast das Leben kostete. Hanfstaengl war ständiger Gast bei Hitlers vielbesprochenen Mittagessen, und in den ersten Monaten der Unsicherheit wurden dauernd Tischgespräche zwischen Hanfstaengl und Hitler von Mund zu Mund weitergegeben. Er hatte den Führer über Deutschlands Musikleben, wie es

(1938)

seiner Ansicht nach sein sollte, belehrt. Auf diese Weise war Hindemiths Kopf „gefallen“, und auch über mich hatte diese seltsame Tafelrunde zu Gericht gegessen.

Niemand kann mir verdenken, daß ich diesem unerwarteten Zusammentreffen nicht mit der Überlegenheit einer Welt dame gewachsen war! Indessen schüttelte mir Hanfstaengl, den ich vorher nicht persönlich kannte, wärmstens die Hände und sagte: „Liebes Fräulein Doktor, ich habe mich wirklich gefreut, daß sich bei Ihnen alles so gut gewendet hat“; als ob er sein Leben lang mein bester Freund gewesen wäre.

„Wie können Sie so etwas sagen“, rief ich aus, „Sie, der dem Hitler erzählt hat, ich hätte drei Kinder von Furtwängler und der daran schuld ist, daß er mich so behandelt hat!“ Ich war in heftigster Erregung; doch die Hausfrau erwies sich auf der Höhe der Situation. Sie nahm mich unter den Arm und sagte: „Ich glaube, es ist besser, wenn Sie beide sich zuerst mal im anderen Zimmer unterhalten. Möchten Sie etwas Sherry?“ Eine seltsame Aussprache fand statt.

Der schicksalsschwere Monat September kam heran. Es war ein goldener englischer Herbst. Das russische Ballett hatte am 1. September mit seiner Covent Garden Season begonnen, und die Londoner Philharmoniker spielten. Sir Thomas, der immer erklärt, daß für ihn der September der schönste Monat im Jahr ist, war aufs Land gegangen, weil das Orchester seiner für den Moment nicht bedurfte. Trotzdem tauchte er gelegentlich in Covent Garden auf, wenn er am wenigsten erwartet wurde.

London war still während dieser warmen Herbstwochen, und wer konnte, hatte die Stadt verlassen. Aber eine leise Unruhe lag über dem Leben. Von allen Seiten tauchte die Frage auf: „Wie wird sich die Lage in der Tschechoslowakei entwickeln?“

(1938)

Kapitel 46

Mehr und mehr Leute trafen vom Kontinent in England ein. Viele Tschechen, welche die Ereignisse voraussahen, kamen an, und Österreicher, soweit sie ausreisen konnten. Es kamen auch Ungarn und eine Anzahl 1933 nach Italien ausgewanderter deutscher „Nichtarier“, die durch Mussolinis neue Rassegesetz wieder heimatlos geworden waren.

Am 8. September begann in Nürnberg der „Parteitag Großdeutschland“; aber nicht alle diplomatischen Vertreter der ausländischen Mächte in Deutschland nahmen am Parteitag teil. Hitler verhielt sich zunächst völlig passiv; das Programm war mit anderen Dingen ausgefüllt. Endlich, am zwölften, hielt er seine langerwartete Rede. Er erklärte, daß sich Benesch mit den Sudetendeutschen einigen müsse. Wenn die Differenzen nicht „friedlich“ behoben werden konnten, schien der Krieg unvermeidlich.

Aber das Leben in Covent Garden ging ruhig weiter. Tag für Tag war ich in meinem Büro, allein mit meinen Gedanken. Wer verursachte alle die Unruhe? Mein Land. Die Begriffe verwirrten sich. Ich hatte oft bemerkt, daß die Welt nicht immer zwischen Flüchtlingen und anderen Deutschen unterschied. Zwar hatte unser Land uns verstoßen, aber nach internationalem Gesetz waren wir immer noch Deutsche. Dies war schon in Friedenszeiten schwer genug, aber nun stand der Krieg vor der Tür. Niemand konnte es den Engländern verdenken, wenn sie in ihrer eigenen schweren Situation uns nach unserem Paß klassifizierten.

Wie ein Gespenst tauchte unausweichlich die alte Schwierigkeit, die mich aus der Heimat und von meiner Arbeit vertrieben hatte, von neuem auf. Würde ich nun wieder eine Ausgestoßene sein — in dem Land, das mich so freundlich aufgenommen hatte — und dieses Mal, weil ich „deutsch“ war? Aber ich behielt meine Sorgen für mich. In solchen Zeiten zeigt sich die hohe menschliche Kultur und Güte der Engländer besonders. Während ich mich in diesen Tagen in

(1938)

meinem abseits gelegenen Büro leicht von den anderen Leuten im Opernhaus entfernt halten konnte, kamen meine verschiedenen Kollegen öfters zu mir herauf. Niemals fühlte ich mich vereinsamt oder schief angesehen.

Inzwischen hatten die Proben für die englische Covent Garden Season begonnen. Erst sollte drei Wochen in London gespielt und dann bis Weihnachten die Provinz bereist werden. Mit großen Schwierigkeiten hatten Opernfreunde die Mittel dazu bereitgestellt. Jedoch schleppten sich die Proben unter dem Druck der Ungewißheit, der auf jedem lastete, freudlos hin. Der Engländer behelligt niemals andere mit seinen persönlichen Angelegenheiten, und er erwartet von seinen Mitmenschen das gleiche. Aber auch der Engländer ist nur ein Mensch, und eines Tages, als die Spannung sich ins Unerträgliche gesteigert hatte, kam eine der Sekretärinnen zu mir herauf, und in dieser Stunde der Not erzählte sie mir, daß ihr Vater im letzten Krieg als vermißt gemeldet wurde und ihre Familie dann nie wieder eine Nachricht über ihn erhalten habe. Die Mutter habe die Zeit qualvollen Hoffens nie überwunden und sich nur allmählich mit ihrem Schicksal abgefunden. Sie selbst sei verlobt, und ihr Bräutigam müßte sich im Falle einer Mobilisation sofort stellen. „Glauben Sie, daß es zum Krieg kommen wird?“ fragte sie mich angstvoll. Alle Schranken fielen; ich weiß nicht, wer von uns beiden die Verzweifeltere war. Wir umarmten uns schweigend.

Am 14. September hatte die Spannung ihren Höhepunkt erreicht. Die Minuten krochen wie Stunden. Um die Mittagszeit schien alle Hoffnung auf eine friedliche Lösung dahin. Der Chor probte im Foyer für eine Aufführung, welche vielleicht nie stattfinden würde. In Friedenszeiten hörte ich mir selten die Nachrichten an; aber an diesem Nachmittag drehte ich geistesabwesend an Sir Thomas' Radio, als plötzlich eine Sondermeldung durchgegeben wurde. „Mr. Chamberlain fliegt nach Berchtesgaden!“ Ein Hoffnungsstrahl! Wenn der Premier nach Berchtesgaden fliegt, muß auch die Möglichkeit eines Ausweges bestehen.

(1938)

Ich rannte hinunter auf die Bühne und rief: „Kein Krieg für den Augenblick, Chamberlain geht nach Berchtesgaden.“ Ungläubig hörte man meine Worte. Doch die furchtbare Ungewißheit war vorbei, und mit Begeisterung wurde die Probe wieder aufgenommen.

Das Septemberdrama nahm seinen Lauf. Der Nervenkrieg in der Tschechoslowakei begann. Hitler selbst rühmte sich zynisch im Freundeskreise, wie die angeblichen „feindlichen Kundgebungen“ der Tschechen künstlich aufgebauscht wurden.

Mussolini erklärte sich im Falle eines Konfliktes auf seiten Deutschlands. Chamberlain, Halifax, Daladier und Bonnet trafen sich am 18. September in London und einigten sich dahin, daß alle tschechischen Gebietsteile mit einer über fünfzig Prozent betragenden deutschen Bevölkerung an Deutschland abgetreten werden sollten. Dies war mehr, als Hitler verlangt hatte. Die Tschechen lehnten zunächst diese Bedingungen ab. Erneute Versteifung der Lage. Chamberlain flog nach Godesberg. Angstvoll warteten wir in London. Die Nachrichten waren sehr unklar, Gerüchte von abgebrochenen Verhandlungen in Godesberg schwirrten durch die Luft. Wieder stand das Gespenst des Krieges vor der Tür.

Am 24. September kam Chamberlain, das wandelnde Symbol der letzten Friedenshoffnung, nach England zurück. Es hieß, er habe sich nicht mit Hitler einigen können, und der Krieg sei unvermeidlich.

Am Sonntag, dem 25. September, brachte der „Observer“ einen Leitartikel von Garvin, welcher für den Stimmungsumschwung der englischen öffentlichen Meinung symptomatisch war. Die Alliierten, obwohl bereit, die Sudetenforderungen zu konzedieren, drohten mit Kriegserklärung, falls Hitler eine Invasion versuchte. Hitler hielt eine seiner berühmtesten Reden im Berliner Sportpalast. „Das Sudetenland ist meine letzte territoriale Forderung in Europa — wir wollen keine Tschechen!“

Sofort nach Hitler hielt Chamberlain eine Rede am

(1938)

Radio, die ich mit Millionen andern anhörte. Ich fühlte, daß er am Ende seiner Nerven war und jede Hoffnung aufgegeben hatte, als er sagte: „Wie schrecklich, phantastisch und unglaublich ist es, daß wir Schützengräben anlegen und Gasmasken probieren wegen einer Streitigkeit in einem fernen Lande, zwischen Menschen, von denen wir nichts wissen.“

Es wurde bekannt, daß Hitler die Mobilisation der deutschen Armee für den 28. September um zwei Uhr nachts befohlen hatte. Die britische Flotte wurde mobilisiert. Dies bedeutete Krieg.

Am gleichen Tag wurde im Unterhaus bekanntgegeben, daß durch die Vermittlung von Mussolini Hitler den französischen und englischen Premierminister zu einer Konferenz nach München eingeladen habe. Das Ergebnis ist jedem bekannt. Am 29. September wurde „München“ unterzeichnet.

Chamberlains Regenschirm wurde zum Symbol von „Peace in our time“. Sogar Woolworth verkaufte Miniaturausgaben davon aus Zucker und schwarzem Seidenpapier ...

Kapitel 47

Sir Thomas war während der Krise Covent Garden ferngeblieben. Er tauchte das erstemal wieder auf während einer „Faust“-Probe Anfang Oktober. Kein Wort über Politik! Am 10. Oktober begann eine kurze Season der Covent Garden English Opera Company. Auf dem Programm standen „Faust“, „Madame Butterfly“, „Tristan und Isolde“, „Rigoletto“, „I Pagliacci“, „Cavalleria Rusticana“, „The Serf“ von Georg Lloyd (Erstaufführung) und „Fledermaus“.

Das normale Leben wurde wieder aufgenommen, aber England hatte eine schwere Erschütterung erlitten.

Eine Flut von Orchester- und Solistenkonzerten setzte

(1938)

ein. Die Aufführungen der Brandenburgischen Konzerte und Orchestersuiten von Bach mit Adolf Busch und seinem Kammerorchester waren ein besonderes Erlebnis für Musikfreunde. London war übervoll von internationalem Publikum. Die Welt war ja noch offen, und außer den Flüchtlingen kamen mehr und mehr Besucher aus allen Teilen des Kontinents an, die sich in England glücklicher und sicherer zu fühlen schienen.

Für Deutschland bedeutete der blutlose Sieg in der Tschechoslowakei nach der Annexion Österreichs nicht nur eine außenpolitische, sondern auch eine innenpolitische Stärkung. Wie immer ermutigte der außenpolitische Sieg Hitler zu neuen Gewaltakten im Reich. Die „Nichtarier“ wurden plötzlich aufgefordert, sich auf ihrem zuständigen Polizeirevier einzufinden; dort wurden ihnen die Pässe abgenommen. So waren sie nun gefangen und allen zukünftigen Maßnahmen wehrlos ausgeliefert. Kurz darauf wurde bekanntgegeben, daß „Nichtarier“ in Deutschland und Österreich (Großdeutschland) einen Paß nur noch zu Zwecken der Auswanderung erhalten würden. Diese Auswanderungspässe wurden mit einem „J“ (Jude) versehen. Alle „nichtarischen“ Männer mußten sich „Israel“, die Frauen „Sarah“ nennen. Sogar im Ausland lebende Inhaber deutscher Pässe wurden aufgefordert, sich zwecks Eintragung des ominösen „J“ und des neuen Vornamens auf den deutschen Konsulaten zu melden.

Die Menschen innerhalb Deutschlands mochten allmählich derartigen demütigenden Maßnahmen gegenüber stumpf geworden sein; aber wenn man im Ausland lebte, mußte eine solche Maßnahme Empörung und Protest hervorrufen. Sir Thomas war meinen Nazinöten gegenüber immer sehr verständnisvoll gewesen. Aber meistens vermied ich, ihn mit so unerfreulichen Dingen zu behelligen. Diesmal aber ging es doch zu weit, und so legte ich ihm den Fall vor. „Aber warum regen Sie sich denn so auf?“ bemerkte Sir

(1938)

Thomas zu meinem leidenschaftlichen Protest, „Sarah ist ein wunderschöner Name, meine Urgroßmutter hieß so.“ Trotz dieser scherzhaften Antwort verstand er mich vollkommen. Und ich habe meinen Paß nicht zum Abstempeln eingereicht. Die deutsche Botschaft aber ließ die Sekretärin von Sir Thomas Beecham unbehelligt.

Obwohl seine Pflichten als Präsident der Hallé-Gesellschaft Sir Thomas häufig nach dem Norden führten, war London der Mittelpunkt seiner Tätigkeit. Neben den Beecham-Sonntagskonzerten in Covent Garden gab er in der Saison 1938/39 in Queen's Hall eine Reihe von Samstagkonzerten mit berühmten Solisten und ausgewählten Programmen. Außerdem benutzte er jede freie Minute, um Platten mit dem London Philharmonic Orchestra zu machen. Diese Platten sind berühmt. Die Kunst des Orchesterspiels für Platten ist eine ganz besondere, und Beecham und seine Musiker haben es darin zu einer großen Meisterschaft gebracht. Die Qualität dieser in England gemachten Aufnahmen wird sogar in Amerika anerkannt, wo man auf die Vollkommenheit der Platten und die Qualität der Orchester so stolz ist. Es wurden gutgelungene Aufnahmen gemacht von Chabriers „Espagna“, Mozarts „Haffner-Symphonie“, Rossinis „Wilhelm-Tell-Ouvertüre“, Bizets „Carmen-Suite“, Sibelius' „En Saga“, Griegs „Peer-Gynt-Suite“ und „Fausts Verdammung“ von Berlioz. Zum Entzücken der Plattenenthusiasten konnte man nach Schluß des Sylphentanzes aus Berlioz' „Faust“ deutlich die Stimme von Sir Thomas zum Orchester sagen hören: „Thank you, gentlemen.“

Wie seine Umgebung weiß, liebt es Sir Thomas nicht, wie so viele Dirigenten, nach einem Konzert die Aufführung bis ins letzte durchzusprechen; aber etwas anderes ist es, wenn es sich um Grammophonplatten handelt. Mit unermüdlicher Sorgfalt wird dasselbe Stück immer und immer wieder aufgenommen, bis es ihm gut genug erscheint.

(1938)

Dann spielt er die Probeplatten einmal um das andere durch, ehe er sie freigibt und mit blauem Bleistift sein „O.K.“ daraufschreibt. Nur durch so intensive Arbeit konnte er der Plattentechnik genügen und sie mit seiner künstlerischen Vision in Einklang bringen.

Seit langem galt Sir Thomas als einer der besten Sibelius-Interpreten, und er fand, daß es nun an der Zeit sei, den großen Finnen in England zu ehren. Bei dem Plan des Sibeliusfestes hatte ihn die Idee geleitet, dem Publikum eine größere Anzahl der Werke innerhalb eines kurzen Zeitraumes vorzuführen, um der Vielseitigkeit des Meisters gerecht zu werden. Zwölf Kompositionen von Sibelius hatte er mit dem London Philharmonic Orchestra studiert, die vorher nicht auf seinem reichhaltigen Sibelius-Repertoire standen.

Das erste Festkonzert war von der Royal Philharmonic Society als deren erstes Konzert der 1938/39er Saison übernommen worden und fand in Anwesenheit des Herzogs und der Herzogin von Kent statt. Das Programm der sechs Festkonzerte umfaßte alle sieben Symphonien, die meisten von Sibelius' größeren Werken und eine Auswahl kleinerer Stücke und Lieder.

Sibelius, der persönlich erwartet wurde, war nicht wohl genug, die weite Reise anzutreten, aber seine Tochter, Frau Ava-Paloheimo, nahm an allen Aufführungen teil. Er selbst verfolgte die Konzerte am Radio mit größtem Interesse und übermittelte Sir Thomas seinen Dank und seine Anerkennung.

Für Ende Januar 1939 war, wie alljährlich, eine Englandreise der Berliner Philharmoniker unter ihrem Hauptdirigenten geplant. Trotzdem Furtwängler sich durch seine Verständigung mit Hitler im April 1935 viele der Sympathien verscherzt hatte, die ihm zuvor sein tapferer Widerstand erworben, hatte seine Kunst in der ganzen Welt nach wie vor eine begeisterte Anhängerschaft. Seit 1933

(1938)

war das Leben für ihn inner- und außerhalb Deutschlands immer schwerer geworden. Im November 1938 war er von all den Kämpfen schon sehr zermürbt. Die Nazis überschütteten ihn zwar mit Ehren, aber sie trauten ihm doch nicht ganz. Furtwängler machte sich nicht klar, daß man im Ausland sein Verbleiben in Deutschland nicht verstand und vielfach glaubte, er handle um persönlicher Vorteile willen, während er sich selbst nach wie vor als Kämpfer für die Freiheit der Kunst fühlte. Bei seiner großen Sensibilität war ihm indessen der Stimmungsumschwung in der Welt nicht entgangen, und so hatte er damals starke Bedenken im Hinblick auf den bevorstehenden Besuch der Berliner Philharmoniker in England. Seit „München“ hatte sich vieles geändert. Aber es war für Furtwängler nicht einfach, von sich aus die Englandreise abzusagen, welche nun seit vielen Jahren als traditionelle Einrichtung bestand, um so weniger, als die Nazis dem Gedanken der Absage erbitterten Widerstand entgegensetzten. Die Ereignisse sollten ihm bald die Entscheidung aus der Hand nehmen: Am 7. November 1938 erschöß ein polnischer Jude, Herschel Grynszpan, in der deutschen Botschaft in Paris den Sekretär vom Rath. Als „Strafe“ dafür entfesselten die Nazis ein Pogrom, und jedem „Nichtarier“ wurde eine ungeheure Geldstrafe auferlegt. Tausende von Menschen wurden in Konzentrationslager verschleppt.

Eine Welle der Empörung ging durch die Welt, und es war nicht zu verwundern, daß auch diejenigen Deutschen, die solche Vorgänge mißbilligten, mitverantwortlich gemacht wurden. Schließlich hatte das ganze deutsche Volk — wenn auch zum Teil verzweifelt, beschämt und entrüstet — die Geschehnisse passiv mitangesehen. Allmählich wurde es immer schwerer, einen Unterschied zwischen Nazis und anderen Deutschen zu machen. Die Englandreise war unter diesen Umständen ohnedies hinfällig.

Die Reaktion auf diese Vorgänge war sogar innerhalb Deutschlands stark. Ein alter Parteigenosse mit sehr niedriger Mitgliedsnummer, der sich die Entwicklung keinesfalls

(1938)

so gedacht hatte, als er der Partei beitrug, schrieb mir ganz unerwartet von einer Geschäftsreise im Ausland. Wir hatten nie zuvor in Briefwechsel gestanden. Er schrieb: „Angesichts der Vorgänge in Deutschland, die jedem anständigen Menschen die Schamröte ins Gesicht treiben müssen, ist es mir ein Bedürfnis, Sie meiner Freundschaft zu versichern. Glauben Sie mir“, so fuhr er fort, „daß mit mir Millionen anderer in dieser Weise fühlen.“

Wie die „andern“ auch fühlen mochten — es war zu spät. Tausende von deutschen „Ariern“ und „Nichtariern“ versuchten nach dem 9. November 1938 auszuwandern.

Meine Mutter war damals siebzig Jahre alt. Sie lebte in Berlin, persönlich unbelästigt, aber sie litt stark unter allen Geschehnissen. Bis dahin waren wir der Ansicht gewesen, daß sie in ihrem vorgerückten Alter in ihrer Heimat bleiben sollte. Aber nach diesen letzten Vorgängen war sie fest entschlossen, Deutschland zu verlassen, ganz gleich unter welchen Verhältnissen sie in Zukunft leben mußte. Ich unternahm sofort die erforderlichen Schritte. Von England aus gab es kaum Schwierigkeiten, weil die Einwanderungsbedingungen für Leute über siebzig vereinfacht worden waren. Umständlicher war es in Berlin selbst. Der dortige britische Geschäftsträger, den ich durch Sir Thomas kennengelernt hatte, war so freundlich, meine Mutter zu beraten. Eines Tages rief er bei ihr an und bat sie, zu ihm in die englische Botschaft nach der Wilhelmstraße zu kommen. Meine Mutter mußte ihm aber mitteilen, daß sie seiner Aufforderung nicht nachkommen könne, da sie weder die Linden noch die Wilhelmstraße betreten dürfe. Er lud sie dann in sein Haus in Charlottenburg zu einem Glas Sherry ein. Trotz seines Beistandes dauerte es volle neun Monate, ehe ihre Angelegenheiten geregelt waren und sie bei mir ankam. Fast alles, was sie besaß, hatte sie zurücklassen müssen.

Die englische Konzertsaison vor Weihnachten schloß traditionsgemäß mit einer Aufführung von Händels „Messias“ unter Leitung von Sir Thomas Beecham.

(1939)

Weihnachten ging ich nach Paris, um die Festtage mit einigen Freunden zu verbringen. Eine ungewöhnliche Kälte-
welle suchte England damals heim. Ein so altes Haus, wie
das meine, war dem Frost nicht gewachsen. Die Röhren
platzten alle, und ich war ohne Wasser. Aus gleichem
Grunde war ich ohne Gas, was nicht gerade zu meiner Ge-
mütlichkeit beitrug. Mit Erleichterung stieg ich daher in
den *T r a i n b l e u*, und in einem behaglichen Pariser Hotel
bei der von den Engländern so verschmähten, aber von mir
äußerst wohltuend empfundenen Zentralheizung taute ich
langsam wieder auf. Den Weihnachtsabend verbrachte ich
mit Herbert Janssen und seiner Frau. Nachdem Janssen
von Deutschland nach England gegangen war, hatte er einen
Vertrag mit der Wiener Staatsoper abgeschlossen, der aber
mit dem Anschluß aufhörte. Er war dann während der
Season in London beschäftigt und danach für einige Mo-
nate nach Paris gegangen. Zum Sommer 1939 sollte er nach
Covent Garden zurückkehren, von dort nach Buenos Aires
und dann an die Metropolitan Opera in New York gehen.

Wir hatten ein winziges Weihnachtsbäumchen, und ob-
wohl der Abend in mancher Beziehung wehmütig war, ver-
lief er doch wohltuend und harmonisch.

In diesen Tagen war Paris voll von Flüchtlingen. Außer
den vielen Deutschen, die seit 1933 dort lebten, waren jetzt
auch Österreicher und Tschechen da, und alle diese Frem-
den hatten in gewissem Grade die Physiognomie der Stadt
verändert.

Furtwängler war damals auch in Paris und dirigierte
zwei „Siegfried“-Aufführungen mit deutschen Sängern an
der Großen Oper. Während der ganzen Zeit war er ernst
und sorgenvoll. Er sah die Dinge klar, wie sie waren, doch
immer noch vertrat er den Standpunkt, daß er sein Land
und sein Orchester nicht im Stich lassen könne. Wenn er
aber aus Deutschland heraus war und sich einige Zeit im
Ausland aufhielt, hatte er mehr Abstand und sah vieles
aus einer andern Perspektive. Sein Pariser Operngastspiel
Weihnachten 1938 war sein letztes dort vor dem Krieg,

(1939)

denn die für 1939 an der Pariser Oper unter seiner Leitung angesetzten Wagner-Festspiele wurden auf Anordnung der französischen Regierung abgesagt.

Kapitel 48

Die Bevölkerung Europas war in Bewegung geraten, seitdem die Flüchtlinge aus Spanien über die Berge nach Frankreich strömten. Die Tradition des Kontinents wurde immer weiter nach dem Westen gedrängt, und schließlich wurde London mehr und mehr die Zuflucht der alten Welt. Bruno Walter, damals schon französischer Staatsbürger, kam im Januar und gab ein Konzert in der Queen's Hall, bei dem eine Aufführung von Mahlers Erster Symphonie von seinen Freunden, besonders seinen alten Wiener Anhängern, begeistert aufgenommen wurde.

Auch Felix Weingartner erschien und dirigierte, wie seit Jahren, seine regelmäßigen Konzerte in England. Es war erstaunlich, wie viel er noch aus dem Orchester herauszuholen verstand — man fühlte den Meister. Trotz seiner 76 Jahre war er voll jugendlicher Kraft und großem Charme. Jeden Morgen zeitig, wenn die meisten noch schliefen, ging er im Hyde Park spazieren. Manchmal begleitete ich ihn, und bei einer solchen Gelegenheit beschrieb er mir seine merkwürdige Lage. Obwohl sein „Stammbaum“ allen Anforderungen genügte, hatte er niemals in Nazi-Deutschland dirigieren dürfen. Nach dem Anschluß wurden ihm zwar seine Bezüge als Gastdirigent der Wiener Staatsoper und der Wiener Philharmoniker weiter überwiesen, doch wurden seine Wiener Vorstellungen unter allerhand Vorwänden stets verschoben oder abgesagt. Da ihm niemand eine Erklärung hierfür gab, wandte er sich nach Berlin zwecks Aufklärung, erhielt jedoch nur die ausweichende Antwort, daß „alles in Ordnung“ sei. Dies ging immer so weiter, bis er es eines Tages für geratener hielt, zurück

(1939)

nach der Schweiz zu gehen, da er ja Schweizer Bürger geworden und auch mit einer Schweizerin verheiratet war.

Nach Ausbruch des Krieges schrieb mir Weingartner gelegentlich. Ich hatte gerade eine Fotografie von dem nun beinahe Achtzigjährigen bekommen und mich an dem unverändert jungen und frischen Ausdruck seines feinen Kopfes gefreut, als am 7. Mai 1942 die Nachricht von seinem Tode eintrat. Mit ihm ist einer der letzten Vertreter einer großen Dirigentengeneration aus der Welt geschieden.

Die Düsterteit des politischen Horizontes wurde keinesfalls durch Hitlers am 30. Januar gehaltene „Friedensrede“ erhellt. Trotzdem war Sir Thomas fest entschlossen, wie bisher seine internationale Season abzuhalten. Um das britische Publikum zu ermuntern, schrieb er am 28. Januar 1939 im „Daily Telegraph“ einen Artikel „Seasonable Thoughts“, worin er den Pessimisten, die am liebsten alle Veranstaltungen abgesagt hätten, stolz erklärte: „There must and shall be a season at Covent Garden.“ („Es muß und wird eine Spielzeit in Covent Garden geben!“)

Unbeeinflusst von den drohenden Wolken am Horizont begann Sir Thomas mit seinen Vorbereitungen und hatte gerade über ein Gastspiel der Prager deutschen Oper verhandelt, als die Politik dazwischenfuhr. Mit der nun schon bekannten Technik wurde der Präsident der Tschechoslowakei, Hacha, am 13. März nach Berlin beordert. Am 15. März zog Hitler in Prag ein. Covent Garden änderte seine Pläne und verzichtete auf den offiziellen Besuch der Prager Oper. Aber eine Reihe der aus Prag geflüchteten Sänger fanden noch einen Platz unter der Besetzung der International Season in diesem Sommer.

Während der Kontinent bereits ein Schauplatz politischer Umwälzungen war, fand im Royal Opera House eine freund-

(1939)

schaftliche diplomatische Kundgebung erster Ordnung statt. Es war eine Galavorstellung bei Gelegenheit des Staatsbesuches des französischen Präsidenten mit Madame Lebrun in England. Bereits im Januar war Sir Thomas vom Hofmarschallamt gebeten worden, diese Festvorstellung im Royal Opera House am 22. März zu arrangieren. Bei dieser Gelegenheit war das ehrwürdige alte Theater mit den schönsten französischen Möbeln und Wandbehängen, die in England zu finden waren, geschmückt. Ein Stück eines Gobelins, der anlässlich der Hochzeit Charles I. mit Henrietta Maria von Frankreich gewebt worden war, fand sich im Haus eines Sammlers und trug die auch für die jetzige Gelegenheit so bedeutsamen Worte: „Aimez-vous, les Uns les Autres.“ Dieser Gobelin wurde im Vorzimmer des Königs im Opernhaus aufgehängt und begrüßte die ankommenden Ehrengäste.

Bereits am 28. März war Londons Musikleben wieder der Schauplatz von Rückwirkungen politischen Geschehens. Pablo Casals, der leidenschaftliche Vertreter aller freiheitlichen Ideen, hatte sich erboten, in der Albert Hall ein Konzert „Zum Besten spanischer Kinder“ zu geben, die damals unter den Folgen des Bürgerkrieges unsagbar zu leiden hatten. Aber die Ereignisse in Spanien überschatteten unglücklicherweise den Vorverkauf. Francos Sieg schien unvermeidlich, und die offiziellen Kreise verhielten sich zurückhaltend. Gerade am Tage des Konzertes (28. März) mußte die spanische Republik die Waffen strecken. Eine seltsam bedrückte und gespannte Stimmung herrschte in der Albert Hall, aber nie habe ich Casals schöner spielen hören. Als im Jahre 1942 die Nazis das bis dahin unbesetzte Frankreich überrannten, hieß es, daß Casals sich unter den an Franco ausgelieferten politischen Gefangenen befände. Dies konnte später glücklicherweise dementiert werden. Ich hatte ihm einige Zeit vorher geschrieben, um zu erfahren, wie es ihm ginge und ob er nicht nach England kommen könnte, um mit den Londoner Philharmonikern zu spielen. Hier ist sein Antwortbrief:

(1939)

Prades, 7. juillet 1942.

Ma chère amie,

Vous me faites un bien grand plaisir avec votre lettre. J'ai pensé tant à vous et à tous mes amis ainsi qu'à mon cher public de Londres et de toute l'Angleterre duquel j'ai reçu sympathie et fidélité depuis 43 ans! Rien ne me ferait plus de plaisir que de revoir tant de personnes et de choses qui me sont chères dans ce pays. Malheureusement les difficiles circonstances du moment m'en empêchent et Dieu sait pour combien de temps encore.

Toutes ces années mes activités artistiques ont été réduites à la Suisse et en France. Ici il ne s'agit pour moi que de me rendre utile à ce bon peuple Français et à mes compatriotes exilés — le sentiment d'aider me soutient dans mes propres préoccupations. Dites à l'Orchestre combien j'apprécie leur cordiale salutation à laquelle je corresponds de tout mon coeur. A tous mes meilleurs vœux.

A vous, chère amie, ma reconnaissance et affection.

Votre Pau Casals.

Villa Colette, Routes de Ria, Prades
Pyrénées orientales.

Kurz nach jenem Londoner Konzert Casals' wurde der anglo-polnische Beistandspakt abgeschlossen. Naive Gemüter äußerten ihr Erstaunen über die Tatsache, daß Mussolini ausgerechnet den Karfreitag (6. April) wählte, um in Albanien einzufallen. Kaum war das allgemeine Mitleid für die fliehende Zog-Familie mit ihrem neugeborenen Kind etwas abgeflaut, als bekannt wurde, daß Hitler das deutsch-englische Flottenabkommen sowie den deutsch-polnischen Nichtangriffspakt gekündigt hatte. Dies war am 25. April 1939.

Für den Nichteingeweihten vergingen die Monate Mai und Juni ohne augenscheinliche politische Aufregungen. Es scheint, daß die UdSSR. damals das Zünglein an der Waage des europäischen Gleichgewichts war. Die beiden Monate waren angefüllt mit politischen Verhandlungen, welche sowohl von deutscher wie von französisch-englischer Seite mit den Sowjets geführt wurden.

(1939)

Wie immer war der Londoner Sommer voller künstlerischer und gesellschaftlicher Ereignisse. Ein „Londoner Musikfest“ von besonderer Bedeutung war in Aussicht genommen, welches die Veranstaltungen der verschiedenen Unternehmungen, Konzerte, Opern, Ballette und so weiter umfassen, und dessen Dauer sich über fünf bis sechs Wochen erstrecken sollte.

Die Covent Garden Season begann am 2. Mai mit der „Verkauften Braut“ von Smetana. Es war die letzte internationale Season vor dem Krieg, und vielleicht überhaupt für lange, lange Zeit — und sie wäre ohne Sir Thomas' unermüdliche Energie nie zustande gekommen. Mit großen persönlichen Opfern stürzte er sich in dieses riskante Unternehmen, dessen künstlerischer und geschäftsführender Direktor er war. Immer noch verfuhr Sir Thomas, so weit es möglich war, nach seinem alten Prinzip, seine Sänger unabhängig von der Politik zu engagieren. So kam es, daß sich noch einmal vor dem Krieg Künstler aus europäischen und amerikanischen Opernhäusern friedlich in der glücklichen Atmosphäre von Covent Garden zusammenfanden.

Die deutschen Opern mit Ausnahme von „Ring“ und „Tristan“, die Sir Thomas selber dirigierte, wurden Weingartner übertragen, der sich mit jugendlichem Feuer dieser Aufgabe unterzog.

Wenn ich an diese letzte Opernsaison zurückdenke, so scheint sie mir eine vergangene Zeit zu verkörpern. Wie heiter war man hinter der Bühne; wie genoß man die Proben mit ihrem Auf und Ab — und wie freute man sich auf die Aufführungen! Fast jeden Abend, und wenn es noch so spät war, fand man sich noch im „Savoy“-Hotel zusammen, wo kaum ein Platz zu haben war und an jedem Tisch Bekannte saßen. Man genoß diese Wochen intensiv, als ob man gehnt hätte, daß es nicht mehr lange so weitergehen würde.

Gleich nach Schluß der Covent Garden Season fuhr ich für eine Woche nach Paris. Das Wetter war sonnig und heiter; mit Begeisterung atmete ich die Pariser Luft; doch

(1939)

fühlte ich die Spannung, die über allem lag. Das erste, was ich gefragt wurde, als ich in die Oper kam, war: „Croyez-vous que nous aurons la guerre?“

Trotz aller „Verständigung“ in München war Frankreich damals ausgesprochen verstimmt. Wie schon erwähnt, waren die traditionellen deutschen Opernvorstellungen in Paris unter Furtwängler auf Veranlassung der französischen Regierung abgesagt worden. Trotzdem sang die französische Hochdramatische, Germaine Lubin, weiter in Bayreuth. Während ich in Paris war, verbrachten wir einen Abend zusammen. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie mir, wie viel sie Bayreuth künstlerisch verdanke, und wie gern sie dort sei. Sie war gerade im Begriff, zu den Proben dorthin zu fahren, und ich stellte in ihrem Falle wie in so vielen anderen wieder fest, wie unbeteiligt oft Künstler der Politik gegenüberstehen — solange sie nicht selbst davon betroffen sind.

Hauptgrund meiner Pariser Reise war, die Aufführung der „Trojaner“ von Berlioz anzusehen. Sir Thomas beabsichtigte, die Oper in der Saison 1940 aufzuführen. Der schöne Plan sollte nicht zur Ausführung kommen. Der hervorragendste Teil dieser Aufführung waren die herrlichen Dekorationen. Unvergeßlich die brennende Mauer von Troja! Diese Aufführung war eines der letzten interessanten Ereignisse des kontinentalen internationalen Kunstlebens vor dem Krieg. Künstler aus aller Welt waren an diesem Abend anwesend. Hinter mir saßen Kussewitzky aus Boston und seine Freunde, einige Plätze weiter Hindemith, der damals im Wallis lebte, mit seiner Frau.

Von Paris aus gingen einige Nimmermüde zum Musikfest nach Luzern, das im Zeichen Toscaninis stand. Ich fuhr nach London zurück und habe England seitdem nicht wieder verlassen.

Inzwischen hatte sich Sir Thomas entschlossen, eine Einladung nach Australien anzunehmen. Außerdem sollte das

(1939)

London Philharmonic Orchestra mit ihm die Vereinigten Staaten und Kanada bereisen. Ich unterzog mich mit großer Begeisterung den Vorarbeiten für diesen Plan.

Obwohl Sir Thomas beabsichtigte, eine Zeitlang seine Tätigkeit in England einzustellen, galt seine Sorge doch nach wie vor den Londoner Philharmonikern. Nur der Eingeweihte weiß, was es bedeutet, aus rein privaten Mitteln, ohne jegliche offizielle Unterstützung ein Orchester zu unterhalten. Sir Thomas hatte diese Verantwortung viele Jahre hindurch getragen. Sie lastete auch in diesem Sommer von 1939 auf ihm, und deshalb hatte er sich bereit erklärt, jeden Sonntag für Radio Luxemburg ein Konzert zu dirigieren und vorher einige einleitende Worte zu dem Programm zu sprechen.

Den August verbrachte ich im Hause eines Freundes am Meer. Unter dem blauen Sommerhimmel an der Küste, weit weg vom hektischen Stadtleben, genoß ich mit vollen Zügen die Ruhe und das herrliche Wetter.

Inzwischen rollte das Rad des Geschicks unaufhaltsam weiter. Die nächste Szene auf der dramatischen Bühne Europas war das Zwischenspiel im Tirol. Im Vergleich zu dem gigantischen Fresko der Weltkatastrophe war das Schicksal der Tiroler natürlich nur eine Miniatur. Während Hitler die Interessen der Deutschen im Sudetenland und in Memel zum Vorwand seiner Angriffspolitik nahm, ließ er es ruhig zu, daß 7000 deutschsprachige Tiroler am 7. August 1939 durch die italienische Regierung aus ihren Heimstätten vertrieben wurden. Konsequente Inkonsequenz war ein Charakteristikum des „Führers“, und sein Zynismus erreichte den Gipfel, als Deutschland am 21. August einen Nichtangriffspakt mit Rußland schloß, der bereits am 23. August in Moskau ratifiziert wurde. Die Fotografie, die den grinsenden Ribbentrop zeigt, wie er Stalin die Hände schüttelt, wurde in der Weltpresse veröffentlicht. Ein Macchiavelli, der seinen Meister gefunden hatte.

Wie war es den Deutschen jahrelang eingebläut worden, daß Russe, Jude und Kommunist alle in gleicher Weise als

(1939)

tödlicher Feind Europas zu betrachten seien! Nun war auf einmal die UdSSR. der ideale Partner! Wer damals die Ankündigungen über den Pakt am deutschen Rundfunk verfolgt hat, der weiß, mit welch atemberaubendem Zynismus dieser Frontenwechsel dem deutschen Volke mundgerecht gemacht wurde. Die Ereignisse folgten sich damals sehr schnell, und es war schwierig, sich ein klares Bild davon zu machen, wie das deutsche Volk auf den Pakt reagierte. die im passenden Moment künstlich heraufbeschworene Danziger Frage beherrschte plötzlich das politische Feld.

Ab 19. August war ich zu Gast bei englischen Freunden in Dorsetshire, die eng mit dem Foreign Office in Fühlung standen. Seit langem wußte ich, daß der Engländer ein Genie des Schweigens ist. In seiner angeborenen Reserviertheit lehnt er ab, Dinge zu bereden, welche die Deutschen in endlosen Diskussionen erörtern würden. Jedoch in diesem August 1939 war die Lage so ernst, daß sie stärker war als alle Tradition, und man hörte von nichts anderem reden als von dem einen, das im Mittelpunkt aller Gedanken stand.

England war bestimmt nicht auf den Krieg vorbereitet, doch waren einige Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden. Da man mit einem sofortigen Luftangriff auf London rechnen mußte, war eine Evakuierung der Kinder aus der Hauptstadt und ihren Vororten vorgesehen. Meine Freunde hatten einen Teil ihres großen Hauses für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Alles war bereit zur Aufnahme von vierzig ein- bis dreijährigen Kindern und ihren Pflegerinnen. Solange die Ankunft der Kinder noch nicht angesagt war, konnte man immer noch auf Erhaltung des Friedens hoffen. Inzwischen wurde die deutsch-polnische Grenze gesperrt. Engländer und Franzosen verließen Berlin. Die britische Flotte wurde mobilisiert. Am gleichen Tag wurden die Kinder angemeldet. Mein Herz sank. Manchmal bleiben Augenblicke großen Geschehens in der Erinnerung am lebendigsten in kleinen Erlebnissen. Nie-

(1939)

mals werde ich meine widerstreitenden Gefühle vergessen,
als die Autobusse mit ihrer Kinderladung vor dem Haus
hielten. Die Kinder weinten vor Müdigkeit.

ENGLAND IM KRIEGE 1939—1945

Kapitel 49

Viele von denen, die voller dunkler Vorahnungen die Erklärung des englischen Premierministers, Neville Chamberlain, hörten, daß England sich nun im Krieg mit Deutschland befände, waren sich darüber klar, daß dieser Krieg nicht nur ein Krieg zwischen Nationen sein würde. Hier ging es um weit mehr, und der Ausgang dieses Krieges sollte über Sein oder Nicht-Sein von dem entscheiden, was viele von uns gewohnt waren, hochzuhalten und zu ehren.

Jede Gewißheit nach einer Zeit der Unsicherheit bringt Entspannung. Aber wie 1938 sah ich mich wieder vor die Frage gestellt: Wo gehörte ich eigentlich hin? Wo durfte ich hingehören? Würde ich meine bisherige Arbeit fortsetzen, würde ich überhaupt arbeiten dürfen?

Sir Thomas machte meinen Sorgen schnell ein Ende. Er rief mich sofort nach London zurück, da sehr viel zu tun sei, besonders im Zusammenhang mit Covent Garden. Es war selbstverständlich, daß die Ausländer einer scharfen Kontrolle unterlagen; aber sogar in diesen allerersten erregten Tagen wurde alles in freundlicher und ruhiger Weise gehandhabt. Die Ortspolizei in Dorset, der ich Sir Thomas' Brief vorlegte, rief die Bow Street Police in London, an, und es wurde mir sofort gestattet, zu meinem Chef zurückzufahren.

Inzwischen war beschlossen worden, Covent Garden während des Krieges nicht weiter für seine bisherigen Zwecke zu benutzen. Das Büro der Londoner Philharmoniker mußte aus dem geliebten Opernhaus ausziehen, Sir Thomas Beechams oben im Haus gelegene Zimmer mußten

(1940)

geräumt werden. Das auszuführen, war meine traurige Pflicht. Ich stellte seine Musikbibliothek und seine Opern-akten unter; ganz wenige unentbehrliche laufende Korrespondenzen nahm ich mit in meine Wohnung.

Die Londoner Philharmoniker sahen sich aber einer ganz andern Situation gegenüber als nur einer einfachen Verlegung ihres Büros. Nicht nur, daß mit Kriegsausbruch zunächst alle Konzerte abgesagt wurden, auch die Gesellschaft, die bisher das Orchester finanziert hatte, konnte ihre Verpflichtungen nicht weiter erfüllen. Die Musiker warteten nicht ab, ob die Regierung oder die City of London zu Hilfe kommen würde. Mit Beechams Einverständnis bildeten sie einen Ausschuß, der aus sechs ihrer Mitglieder bestand. Thomas Russell, bisher Bratschist am vierten Pult, wurde zum Geschäftsführer ernannt. Seitdem hat er dieses Amt mit ungewöhnlicher Umsicht und Überlegenheit bekleidet. Das Ziel der neugebildeten Leitung war, das vorzügliche Orchester zu erhalten und die Pflege großer symphonischer Musik fortzusetzen.

Allmählich wagte man sich in der Provinz mit einigen Konzerten heraus, und am 29. Oktober fand das erste Londoner Konzert im Krieg unter Leitung von Beecham in Queen's Hall statt, dem bald die regelmäßigen Sonntagsmatinee folgten.

In diesem ersten Kriegswinter ging das Leben im großen ganzen in altgewohnter Weise weiter. Schnell gewöhnte man sich an die Verdunkelung und traf sich weiter in zwangloser Art. Da sich der Schauplatz der Ereignisse noch weit vom Schuß befand, nahm man die fatale Haltung der Unbeteiligten an — eine Einstellung, die so allgemein menschlich wie gefährlich ist.

Das kleine Schiff des London Philharmonic Orchestra steuerte tapfer durch die Wellen; jedoch mit Begeisterung und Tapferkeit allein ist es nicht getan, und es war unumgänglich nötig, eine finanzielle Deckung zu schaffen. Die Musiker beschlossen daher, dem Programm zum Beecham-

(1940)

Konzert vom 14. Januar einen gedruckten Aufruf beizulegen, und Sir Thomas erklärte sich bereit, diesen durch eine Ansprache zu unterstützen.

Nach der Pause betrat er das Podium und sagte unter anderem folgendes:

Der Vorstand des Orchesters, das jetzt eine selbständige Körperschaft ist, hat mich gebeten, zu dem gedruckten Aufruf, den Sie in Ihrem Programm finden, ein paar erklärende Worte zu sagen...

Sie sind natürlich die Elite der Londoner musikalischen Gesellschaft. Sie brauchen sich aber darüber nicht etwa geschmeichelt fühlen, es ist nichts, worauf man stolz sein könnte. Aber wenn in dieser Stadt für die Kunst der Musik eine Spur von Interesse besteht — es ist nicht viel davon vorhanden —, so glaube ich, daß der größte Teil der Interessenten heute nachmittag in diesen vier Wänden versammelt ist.

In jedem anderen Lande außer diesem haben die musikalischen Institutionen permanenten Charakter. Wie werden die Institutionen dort unterhalten? Vom Staat, von der Stadtverwaltung oder privaten Mäzenen, die große Summen aufbringen, weil sie es für wichtig genug erachten, das Bestehen der Institutionen zu sichern, zur Erziehung wie auch zur Erbauung des Publikums. Dort versteht man auch, daß dem Publikum Gelegenheit gegeben werden muß, beste Musik bei bescheidenen Preisen zu hören. Dies könnte auch in dieser Stadt möglich sein. Aber, wenn Sie, wie heute, sehr bescheidene Preise für Ihre Konzertkarten gezahlt haben, so kann man damit kaum das Orchester bezahlen, vom Dirigenten nicht zu reden.

Dieses hier ist das einzige Land, in dem man nicht vom Musiker erwartet, daß er wie ein gewöhnlicher Mensch lebt. Es gehört hier zur Tradition, daß Komponisten und die meisten Instrumentalisten immer gehungert haben, und da wir ein sentimentales Volk sind, glauben wir, daß diese Tradition erhalten bleiben sollte.

Ich möchte, daß Sie verstehen, wie schwer der Krieg auf den meisten künstlerischen Organisationen lastet. Ich spreche nicht von Individuen, ich möchte es auch klar machen, daß mein Interesse von vornherein nicht dem

(1940)

einzelnen Mitglied des Orchesters gilt — ausgenommen natürlich in ganz persönlicher Weise, denn sie sind alle sehr liebe Kerle.

Um was ich besorgt bin, ist das Orchester als eine Gemeinschaft, die eine ungewöhnliche Stellung in der Welt erreicht hat, dadurch, daß sie seit vielen Jahren beinahe täglich zusammen gespielt hat ... Heute ist das Orchester ohne einen einzigen mächtigen Freund oder irgendwelche Unterstützung, außer der, die das Publikum, das ihm während der letzten sieben Jahre zugehört hat, jetzt gewillt ist zu geben.

Lassen Sie uns seine Stellung mit der anderer Orchester vergleichen, die trotz der zufälligen Geschehnisse in Krieg oder Frieden zusammengehalten werden. In New York kostet das Orchester die Garantoren eine jährliche Summe von nicht weniger als 20 000 Pfund für eine Spielzeit von sieben Monaten. Dies ist die Summe, die die Differenz zwischen den Erhaltungskosten und den Einnahmen aus Konzerten darstellt. Derselbe Zustand besteht in Philadelphia, Boston, Chicago und in anderen großen amerikanischen Städten, und sogar in Ländern zweiten Grades und in kontinentalen Städten, nicht bedeutender als eine englische Stadt mittlerer Größe, erfreuen sich Orchester sowie Opernhäuser eines großen Maßes von Unterstützung und Sicherstellung.

Seit seiner Gründung hat das Orchester stets im ganzen Land Konzerte gegeben, Konzerte von höchstem erzieherischem Wert, die aber natürlicherweise kein lohnendes Geschäft waren ... Speziell im Hinblick auf diese Aufgabe ist der gegenwärtige Aufruf entstanden. Sie, die hier anwesend sind, Sie sind die Getreuen. Einer oder der andere mag jemanden kennen, der ein bißchen Geld übrig hat. Ich weiß keinen, auch habe ich kein Talent dafür, mich vor der Einkommensteuer oder von anderen unvermeidlichen Forderungen des Staates zu drücken. Für das, was Sie und jene andern geben können, werden das Orchester und ich tief dankbar sein.

Das Publikum reagierte spontan und großartig auf Aufruf und Rede. Das Orchester wünschte seinen Freunden

(1940)

auf eine etwas persönlichere Art zu danken als nur durch eine Quittung für gestiftete Beiträge. Auf diese Weise kam die Gründung der Zweimonatszeitschrift „London Philharmonic Post“ zustande. Die erste Nummer erschien am 1. März 1940. Die ersten Hefte sind bereits selten und werden von Sammlern gesucht.

Zu Beginn des Jahres 1940 stand der finnische Krieg im Mittelpunkt des Interesses. Die Gattin des finnischen Gesandten in London, Frau von Gripenberg, war unermüdlich in ihren Bemühungen. Sie reiste umher, hielt Vorträge und sammelte Geld. Eines Tages fragte sie Sir Thomas an, ob er ein Konzert zugunsten der Finnlandhilfe dirigieren wolle. Beecham, der große Verehrer von Sibelius, willigte ein, und am 4. April, drei Wochen nach dem finnisch-russischen Waffenstillstand, dirigierte er in der Queen's Hall ein Sibelius-Konzert mit den Londoner Philharmonikern. Das Haus war ausverkauft.

Dieses Konzert war das letzte, das Sir Thomas vor seiner Abreise nach Australien leitete. Die Philharmoniker gaben ihm ein Abschiedsessen bei Paganis. Kurz darauf verließ er England. Er verabschiedete sich von mir mit einem festen Händedruck. Zwar war vereinbart worden, daß ich ihm im Herbst nach Amerika nachfolgen sollte, aber ein prophetisches Gefühl sagte mir, daß sich viel ereignen würde, ehe er und ich wieder zusammenkommen würden.

Kapitel 50

Am 9. April erhielt ich einen Brief aus Oslo — von Furtwängler. Er schrieb mir, daß er gerade in Norwegen und Schweden konzertierte und sich freuen würde, in Kopenhagen, wo er am 9. April einträte, ein Wort von mir vorzufinden. Der Brief war vierzehn Tage alt, und für eine briefliche Antwort wäre es ohnehin zu spät gewesen. Als ich ausging, mich zu erkundigen, ob ein Telegramm nach Dänemark gestattet sei, hatten die Zeitungshändler bereits

(1940)

große Plakate aufgehängt: „Dänemark und Norwegen über-
rannt.“ Der Krieg war in ein neues Stadium getreten.

Bisher hatte sich das Publikum in England noch in der Lage eines Zuschauers befunden, und das Musikleben hatte recht und schlecht aufrechterhalten werden können. Am 25. April fand ein Konzert für die Polenhilfe statt. Für den Sommer waren allerhand Konzerte in der Queen's Hall geplant; vor allem war ein englisch-französisches Musikfest für Juni und Juli angesetzt worden, das von der Association of British Musicians gemeinsam mit dem London Philharmonic Orchestra unternommen wurde.

Kaum war der Schreck der Invasion Skandinaviens einigermaßen überwunden, als am 10. Mai die Nazis in Holland, Belgien und Luxemburg einfielen. Am 11. Mai demissionierte Neville Chamberlain als Premierminister, und Winston Churchill trat an seine Stelle.

Am 17. Mai marschierten die Deutschen in Brüssel ein; am 26. Mai fiel Calais, und Boulogne wurde besetzt; am 28. Mai ergab sich Leopold von Belgien mit seiner Armee. In England fing man an, für die britischen Truppen auf dem Festland zu zittern. Am 29. Mai begann die Verteidigung von Dünkirchen. Die britischen Truppen wurden zurückgenommen. Am 4. Juni wurde Dünkirchen von den Deutschen besetzt. An diesem Tage hielt Churchill eine Rede an die Nation. Der Klang der Stimme dieses Mannes, der die Last der Verantwortung für das Schicksal der Nation zu tragen hatte, verriet uns, daß ein kritischer Augenblick der Entscheidung über „Sein oder Nicht-Sein“ gekommen war.

Teile dieser Rede, die jeden, der sie hörte, im tiefsten erschütterten, sind viel zitiert worden, aber sie können nicht oft genug wiederholt werden. Sie waren ein Weckruf an die ganze Menschheit und bleiben ein Symbol für den Geist Englands.

We shall go on to the end; we shall fight in France, we shall fight on the seas and oceans; we shall fight with

(1940)

growing confidence and growing strength in the air, we shall defend our island, whatever the cost may be; we shall fight on the beaches; we shall fight in the landing grounds; we shall fight in the fields and the streets; we shall fight in the hills. We shall never surrender! . . .

Am 10. Juni trat Italien in den Krieg ein, während die Deutschen vor den Toren von Paris standen. Am 14. Juni fiel Paris, und vom Eiffelturm wehte das Hakenkreuz. Die deutsche Armee drang unaufhaltsam vorwärts; am 17. Juni ersuchte Marschall Pétain um Frieden, und der deutsch-französische Waffenstillstand wurde am 22. Juni unterzeichnet.

Der Fall Frankreichs besiegelte auch das Schicksal des englisch-französischen Musikfestes.

Der große Umbruch, der die Folge der Besetzung Westeuropas war, veränderte — wenigstens für eine Zeitspanne — die Landkarte Europas, und das Schicksal von Millionen von Menschen wurde zum unlösbaren Problem. In vielen der nun besetzten Länder hatten Auswanderer aus dem Reich eine Zuflucht gefunden; zwar lebten sie oft in bitterster Armut, aber sie konnten doch frei atmen. Manche flohen schnell nach dem Süden oder Westen; einigen gelang es, nach Amerika zu entkommen; aber die meisten wurden im Netz der komplizierten Paßvorschriften und der Umständlichkeit der Aus- und Einwanderungsbedingungen gefangen. Nicht allein die Flüchtlinge aus Deutschland waren von neuem auf der Wanderschaft; auch die Bevölkerung der überrannten Länder suchte zu entkommen.

England war ein letztes Bollwerk freier Menschen geworden. Welches Schicksal stand der Inselfestung bevor? Viele Menschen kamen vom Kontinent an, von Frankreich, Dänemark und Holland, von Norwegen und Belgien. Die geflüchteten Regierungen ließen sich hier nieder, und allmählich entstanden eine Reihe von ausländischen Ministerien und kulturellen Instituten der verschiedenen Länder. Großbritannien, das Land der „splendid isolation“, wurde

(1940)

allmählich zum kosmopolitischen Treffpunkt der ganzen Welt.

Nachdem Frankreich nun gefallen war, mußte man erwarten, daß Hitler sofort seine so oft angekündigte Invasion Großbritanniens in Angriff nehmen würde. England mußte mit dieser Gefahr rechnen. Jede Vorsichtsmaßregel mußte ergriffen werden. Eine davon war die fast vollzählige Internierung aller männlichen „feindlichen Ausländer“ — unter ihnen natürlich vieler bekannter Antifaschisten. Sogar Nobelpreisträger, Männer der Wissenschaft, die an den englischen Universitäten eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, wurden plötzlich aus ihren Wohnungen abgeholt und interniert. Sie ertrugen es mit großer Fassung. Ein berühmter Gelehrter sagte mir später, daß er um keinen Preis das Erlebnis seiner Internierungszeit missen möchte, weil unter den Internierten das Verhältnis von Mensch zu Mensch so rein und edel in Erscheinung trat.

Damals wollte das Gerücht nicht verstummen, daß den Frauen in diesen kritischen Zeiten das gleiche Schicksal bevorstünde wie den Männern, da ihre „Gefährlichkeit“ nicht außer Frage stünde. Ich muß offen gestehen, daß mich dies sehr verstimmte. Hier war man in England, das angeblich den Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit aufgenommen hatte. Gab es wirklich keine andere Lösung, als weiße und schwarze Schafe allesamt zu verhaften?

Eine kleine Begebenheit mag beweisen, wie wenig im Grunde die Einstellung der Flüchtlinge in den maßgebenden Kreisen Englands verstanden wurde.

Gerade in den kritischen Tagen war ich im Hause eines Abgeordneten zu einem Abendessen eingeladen, an dem einige höhere Regierungsbeamte teilnahmen. Bald war eine Diskussion über die Internierungsfrage im Gange, und ich wurde über einzelne hier lebende Deutsche befragt. Einer der Herren sagte zu mir: „Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß die Deutschen hier nicht begeistert über den deutschen Sieg in Frankreich sind! Sie müssen mir doch zugeben: ‚my country right or wrong?‘“ Ich versuchte ihm

(1940)

zu erklären, daß das gegenwärtige Deutschland nicht mehr unsere Heimat sei. Es hatte uns ausgestoßen. Es wollte uns nicht. Wie konnte er nur glauben, daß wir einen Sieg der Nazis begrüßen würden, der Nazis, die das wirkliche Deutschland verraten, unser Leben zerstört und uns unserer Heimat beraubt hatten? Er war nicht imstande, sich in meine Lage zu versetzen, denn für einen Briten ist der Gedanke, daß ein Land einen Teil seiner eigenen Bürger verleugnet und verstößt, völlig unfaßbar. Diese absolute Verständnislosigkeit für die wirkliche Situation verschlimmerte meine Niedergeschlagenheit. Das alte Gefühl der Gehetztheit — das Erbe der Nazijahre — war plötzlich wieder da, und nach dem Essen stahl ich mich unbemerkt aus dem Hause.

Während dieser Nacht schloß ich kein Auge. Ich dachte an das Orchester. Die Abwesenheit von Sir Thomas hatte meine Verbundenheit mit den Musikern nur noch enger werden lassen. Ich hatte an ihrem tapfern Kampf teilgenommen und ging täglich ins Büro. Nun werden alle alten Komplexe wieder wach. Gleich am nächsten Morgen suchte ich mir Klarheit zu verschaffen. Die sechs Direktoren hielten gerade eine Sitzung ab, und ich stürmte zu ihnen herein: „Sagen Sie mir bitte offen und ehrlich, ob es Ihnen lieber ist, wenn ich im Augenblick das Büro meide? Schließlich bin ich ein ‚feindlicher Ausländer‘, und es könnte Ihnen schaden.“ „Sie sind wohl verrückt“, rief der Hornist Francis Bradley aus. „Wir sind doch keine Nazis! Was bilden Sie sich denn eigentlich ein?“ Die andern pflichteten ihm bei. Sie taten dies nicht aus Höflichkeit; ich fühlte sofort, daß es ihnen Ernst war. Wäre meine Verbundenheit und Bewunderung für diese prächtigen Männer noch einer Steigerung fähig gewesen, so hätte dieser Vorfall es getan.

Es ist nicht zu verwundern, daß, nachdem der Westen des Kontinents besetzt und die französischen Kanalhäfen in Feindeshand waren, nicht nur das englische Musikleben, sondern überhaupt das ganze Leben auf den britischen Inseln nur von einem Tag zum andern gelebt werden

(1940)

konnte. Konzerte gab es so gut wie keine, und da das Orchester kein Kapital hatte, saß es bald auf dem Trockenen. Eines Morgens rief Felix Aprahamian, Thomas Russells begeisterter Mitarbeiter, mich an und sagte: „Fräulein Doktor, wenn uns jetzt niemand hilft, müssen wir die Büromöbel verkaufen.“ Ich wußte genau, was dies bedeutete. Solche Augenblicke gibt es in der Geschichte der meisten Orchester. Die Grundstruktur der Orchesterexistenz — diese Verbindung von künstlerischer und kaufmännischer Unternehmung — ist von vornherein eine heikle Sache. Die Wiener Philharmoniker hatten ihre Schwierigkeiten behoben, die Berliner waren Reichsorchester geworden, aber was sollte man mit dieser unerschrockenen Gruppe von Männern in London machen? Sie waren entschlossen, zusammenzuhalten und in dem Geiste weiterzuarbeiten, in dem das Orchester gegründet worden war. Sie hatten für glanzvolle Covent Garden Seasons gespielt, für die Royal Philharmonic und die Royal Choral Society; sie hatten dem Londoner Publikum seine traditionellen Sonntagskonzerte gegeben; sie waren Pioniere englischen Orchesterspiels auf dem Kontinent gewesen. Sie trugen den Namen Londons, der Hauptstadt des britischen Empire. Aber sie konnten nicht den Oberbürgermeister von London anrufen, wie ich einmal den von Berlin angerufen hatte, der uns daraufhin trotz aller bürokratischen Hindernisse sofort mit einem Scheck zu Hilfe gekommen war. Sie konnten sich auch an keine andere Behörde wenden. Zwar hatten sie viele Freunde — eine große, wenn auch anonyme Gefolgschaft. Aber schließlich war man im Krieg, und wer wollte in diesem Augenblick sein Geld für musikalische Zwecke ausgeben?

Ich schrieb ein paar Worte an Mr. James Smith, einen der Garanten und Direktoren der Covent Garden Seasons, der auch dem Vorstand der Royal Philharmonic Society angehörte. Schon oft hatte er in großzügigster Weise geholfen, und ich war sicher, daß er uns zum mindesten mit gutem Rat beistehen würde. Er diente damals schon im

(1940)

Heer und war in Chatham stationiert. Einige Tage nachdem ich ihm geschrieben hatte, rief er mich von auswärts an: „Ich bin in einer Telefonzelle“, sagte er. „Eben habe ich Ihren Brief bekommen. Natürlich muß das London Philharmonic Orchestra erhalten werden. Ich weiß zwar nicht, wieviel eben auf meinem Bankkonto ist, aber was darauf steht, sollen sie haben. Ich habe nicht viel Verwendung für Geld in meinem gegenwärtigen Leben!“ Noch in der gleichen Woche sandte er dem Orchester einen Scheck von tausend Pfund. Dies gab den Musikern wieder eine Grundlage, und sie konnten ihre Schwierigkeiten überbrücken.

Bald darauf veranstalteten sie ein Konzert in Queen's Hall, welches sie ein „Musical Manifesto“ nannten; bei dieser Gelegenheit sprach J. B. Priestley. Das erste Ergebnis dieses Appells an das Publikum waren weitere tausend Pfund, die ein anonymer schottischer Musikfreund an Priestley sandte, und bald liefen große und kleine Beträge von allen Seiten ein. Einfache Soldaten und Schulkinder sandten ihre zweieinhalb Shilling, und reichere Leute taten das Ihre.

Das Orchester gab weiter Konzerte und nahm dann ein Angebot von Jack Hylton an, durch England zu reisen. Es war eine neue Form von Gastspielen: die Philharmoniker sollten in jeder Stadt eine Woche bleiben und populäre Programme spielen. Bald darauf lud der Londoner Magistrat die Bürgermeister und Verwaltungsbehörden aller Bezirke von Groß-London zu einem Konzert der Londoner Philharmoniker nach Central Hall in Westminster ein — ein Zeichen der Anerkennung, das von den Musikern in ihrer kritischen Lage dankbar empfunden wurde.

Kapitel 51

Am 25. Juni, nachts um ein Uhr, wurde ich durch einen seltsam eindringlichen, heulenden Ton geweckt. Ein gelbgrünes Licht schien vor meinen Augen zu flimmern. Es

(1940)

war Londons erste Fliegerwarnung, nachdem ein Alarm, der sofort nach der Kriegserklärung ertönt war, sich als ein falscher herausgestellt hatte. Plötzlich fiel mir ein, daß zu Anfang des Krieges ein kleiner Zettel vom Luftschutzwart unter meine Haustür geschoben war, auf dem stand, daß mein baufälliges Haus, 36, Red Lion Square, zu unsicher sei. Im Falle von Luftangriffen hätte ich in den nächsten Luftschutzkeller zu gehen.

Ich zog mich schnell an und führte meine Mutter in Eile über den Platz. Es war stockdunkel. Man hörte die schlürfenden Schritte der Leute, die aus ihren wackeligen Häusern in all den kleinen Seitenstraßen zum Luftschutzkeller rannten, während wir über uns das Dröhnen eines Flugzeugs hörten. Es war eine unheimliche Nacht, auf die viele gleichartige Nächte folgten — Nächte, in denen man zusammengepfercht mit einer Herde von Menschen in einem Unterstand auf das „All Clear“ wartete, das immer erst am frühen Morgen ertönte.

Diese Juninacht war der Anfang des Londoner „Blitzes“. In diesem frühen Stadium hatten wir es allerdings nur mit gelegentlichen Erkundungsflügen zu tun. Es war ein wunderschöner Sommer, und man gewöhnte sich bald daran, den einen oder andern der Parks als Sommerfrische zu benutzen. Es gibt Stellen im Hyde Park, wo man vergessen kann, daß man sich in London befindet. Natürlich war der Park im Krieg nicht ganz der alte. Da waren die gefürchteten Hyde-Park-Kanonen, die einige Wochen später einen solchen Höllenlärm machten. Da waren aber auch die friedlich weidenden Schafe und die Liebespärchen. Es gab eine Menge Leute, die ihre Arbeit mit in den Park nahmen und auf dem grünen Gras saßen. Übrigens ist auch der Anfang dieses Buches dort geschrieben worden.

Aber als die feindlichen Flugzeuge auch bei Tag erschienen und die Nachtangriffe immer schwerer wurden, war der Park der Ort in London, wo man am wenigsten sicher war. Am Morgen sah man dort die tiefen Bombenkrater, und kleine Jungen rannten herum und sammelten

(1940)

Schrapnellstückchen. Erst versuchte man noch, sich am Rande des Parks aufzuhalten, um schnell im Luftschutzkeller zu sein, aber bald mußte man auch darauf verzichten.

Während, wie schon erwähnt, das London Philharmonic Orchestra, von Jack Hylton präsentiert, England bereiste, spielte das London Symphony Orchestra für die „Proms“*. Das Rundfunk-Orchester, welches bisher in diesen Konzerten gespielt hatte, war in diesem Sommer nicht verfügbar, und so wurde es vom London Symphony Orchestra abgelöst. Sir Henry Wood, der verehrte Prom-Dirigent, dessen 46. Promenaden-Season dies war, stand wieder am Pult.

Mit den zunehmenden Luftangriffen hörte man während dieser Konzerte, die in Queen's Hall stattfanden und bis Ende September dauern sollten, des öfteren Sirenen und andere Töne, die mit Musik nichts zu tun hatten. Trotz des drohenden „Blitzes“ war der Andrang zu den Proms größer als je, und von fünf Uhr an standen bereits Leute am Eingang von Queen's Hall, die Angst hatten, später durch den Luftangriff am Konzertbesuch verhindert zu werden. Mit den längeren Nächten kamen die „Alerts“ immer früher und ertönten gewöhnlich bereits in der Mitte des Konzertes; aber die Zuhörer blieben da, und es wurde weitergespielt. Am nächsten Tag kam das Publikum mit dem gleichen Bedürfnis nach Musik zurück. Die Polizei hatte angeordnet, daß während des Alarms alles an Ort und Stelle bleiben sollte, und so kam es oft vor, daß Leute — im Durchschnitt etwa 1500 —, die schon gegen fünf Uhr nachmittags an der Queen's Hall erschienen, bei Morgen grauen noch da waren. Natürlich bekamen sie Hunger, und Mr. West, der den Erfrischungsraum der Queen's Hall betreute, paßte sich schnell dieser neuen Situation an. Hunderte Liter von Kaffee wurden ausgeschenkt und belegte

* Der Name der „Prom“- (Promenade-) Konzerte stammt ursprünglich daher, daß die Zuhörer im Saal stehen oder umhergehen, also „promenieren“ konnten.

(1940)

Brote zu Tausenden bereitet und verzehrt. Ich hörte später, daß Mr. West die ganze Nachbarschaft wegen Lebensmitteln heimgesucht hatte, um die gestrandeten Schafe zu füttern, die nicht nur hungrig sondern auch todmüde waren, denn sie bekamen ja nachts keinen Schlaf. Sie konnten noch weniger mit Nachtruhe rechnen, nachdem mit zunehmendem Blitz die „letzten Züge“ nicht mehr gingen und erst eine halbe Stunde nach dem „All Clear“, also frühestens beim Morgengrauen, abfuhr. Allmählich wurde es ein Ding der Unmöglichkeit, den Besuch eines Prom-Konzertes mit Nachtruhe zu verbinden. Aber auch dieser Eventualität zeigte sich die erfinderische Queen's-Hall-Verwaltung gewachsen. Die Menschen schliefen auf dem „Prom Floor“, oder sie ruhten in den bequemen Sesseln oben, während der Platz unter dem ersten Rang von den Vorsichtigen besonders begehrt war. Sowie das „All Clear“ ertönte, wurden allerdings die Schläfer mit Humor und rauher Hand von den Saalangestellten geweckt und vertrieben.

Besonders der Abend des 26. Augusts ist in unvergeßlicher Lebendigkeit in meiner Erinnerung geblieben. Das von Sir Henry Wood geleitete Konzert war vorüber, und ein schwerer Luftangriff noch im Gange. Die Polizei hielt es für ratsamer, daß jeder da bliebe, wo er sich gerade befand. Da zeigten sich so recht die Erfindungsgabe und der Witz der englischen Musiker. Alles blieb im Saal beisammen. Bald begann das Orchester im Verein mit einzelnen Leuten aus dem Zuhörerkreise, aus dem allerhand bisher unentdeckte Talente auftauchten, das Publikum zu unterhalten. Darbietungen verschiedenster Art folgten.

Sir Henry war verschwunden. Aber da tauchte eine große, schlanke Erscheinung im Frack plötzlich an der Seite des Podiums auf. Es war Sir Adrian Boult, der nach seinem eigenen Konzert hergekommen war. Als musikalischen Scherz versuchte das Orchester, die Idee von Haydns Abschiedssymphonie auf den Kopf zu stellen. Anstatt, wie Haydn vorschreibt, vor Schluß einer nach dem andern das Podium zu verlassen, kamen die Musiker langsam, einer

(1940)

nach dem andern, herauf. Für die Anfangstakte — eine eigentlich vollbesetzte Passage — waren nur eine Posaune und eine Klarinette vorhanden, um ihre Stimme zu spielen. Dann ging Sir Adrian Boult schnell entschlossen zum Schlagzeug hinauf und verschönte die Harmonie durch Becken und Triangelklänge, bis endlich zum Finale das ganze Orchester wieder bei den Pulten saß und geigte und flötete und blies und paukte.

Und wieder versammelte sich das ganze Orchester. Umständlich verteilte der Bibliothekar die Stimmen zur „Figaro“-Ouvertüre. Alles wartete in atemloser Stille, während Sir Henry Wood hinter dem Vorhang hervorschaute. Schließlich wurde feierlich verkündet, daß „ein berühmter englischer Dirigent — zur Zeit in Australien“ die „Figaro“-Ouvertüre dirigieren würde. Zum Erstaunen des Publikums betrat das leibhaftige Ebenbild von Sir Thomas mit seinem gepflegten Spitzbart und dem gewohnt majestätischen Schritt das Podium — wie der „Star“ am nächsten Morgen berichtete, „mit dem alten geliebten Ritual der vorrutschenden Manschetten, des Zischens und im-Takte-Stampfens des ersten Mozartdirigenten der Welt“. Ganz wie das berühmte Vorbild warf sein Doppelgänger zunächst die Partitur weg und ließ mit verachtungsvoller Miene das Dirigentenpult entfernen. Jeder mögliche Zweifel zerstob, als vor der Aufführung eine Rede an das Publikum gehalten wurde. Selbstverständlich hielt der Dirigent es auch für nötig, mitten während der Aufführung „Ruhe“ zu brüllen. Die ausgestreckten Arme und der in gewohnter Weise nach unten gestraffte Taktstock zu Beginn der „Figaro“-Ouvertüre erzielten erstaunlicherweise etwas vom Geist der berühmten Beecham-Interpretierung. Als der Mime nach seiner Darbietung hinter dem Podium ankam, sagte Sir Henry, der in ihm einen seiner eigenen Geiger erkannte, mit leutseligem Erstaunen: „Ich wußte nicht, daß Sie Dirigent sind.“ Immer noch von oben herab, in seiner Rolle beharrend, antwortete ‚Sir Thomas‘: „O ja, Sir Henry, und, wie ich höre, dirigieren Sie auch gelegentlich!“

(1940)

Danach hielt jemand aus dem Publikum eine Rede. Er sagte, alle seien sich wohl einig, daß sie an diesem Abend weit mehr für ihr Eintrittsgeld erhalten hätten, als zu erwarten war, und schlug vor, eine Sammlung für den Pensionsfond der Musiker zu veranstalten. Sofort wurde ein Papierkorb mit Zeitungspapier ausgelegt, damit das Geld nicht herausfiele, und Sir Adrian Boult in die Hand gedrückt, den man dann auch bald damit im ganzen Saal herum sammeln sah.

Die Nachtsitzungen in Queen's Hall während der Luftangriffe wurden bald Stadtgespräch und trugen zur Anziehungskraft der Proms bei. Folgendes Gespräch hat wirklich an der Kasse von Queen's Hall stattgefunden. Eine Dame: „Glauben Sie, daß heute nacht ein Luftangriff stattfinden wird?“ Der Kassierer, höflich: „Wir bedauern, gnädige Frau, aber wir können es Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen.“ Die Dame: „Ich will nämlich nur kommen, wenn Sie glauben, daß ein Luftangriff sein wird!“

Schließlich ließen die immer schwerer werdenden Angriffe die Abhaltung von Konzerten in London nicht weiter ratsam erscheinen, und so fand diese unvergeßliche Promenaden-Season bereits am 7. September ihr Ende.

Nicht alle musikalischen Geschichten aus der Blitzzeit sind so amüsant, wie die der Nachtsitzungen während der Proms. In jenen Tagen kam ich eines Morgens ins Orchesterbüro und fand alle in größter Bestürzung vor. „Wir wissen nicht“, erklärte mir Felix, „ob wir damit rechnen können, daß die ersten Geiger für das Glasgower Konzert vollzählig abfahren können. Jemand, der nahe von Mr. Wynn-Reeves wohnt, hat uns gerade angerufen, um uns zu sagen, daß dessen Haus letzte Nacht einen Volltreffer abbekommen hat. Es ist nur noch ein Trümmerhaufen, die Rettungsmannschaften haben noch niemand unter den eingestürzten Mauern gefunden.“ Aber als sich das Orchester an der Euston-Station versammelte, war Wynn-Reeves zur Stelle. Er hatte zum Glück gerade diese Nacht mit seiner Frau bei Freunden verbracht.

(1940)

Inzwischen hatte sich das London Philharmonic Orchestra bis zu einem gewissen Grade finanziell erholt. Es hatte frischen Mut gefaßt und war voller Pläne. Wir wollten den Freunden, die uns so wirkungsvoll geholfen hatten, unsere Dankbarkeit zeigen und beschlossen, in meiner Wohnung eine Gesellschaft zu geben. Wir luden J. B. Priestley und andere ein; die fünf Orchestervorstände kamen alle. Es gab kaltes Abendessen, bestehend aus Würstchen mit Kartoffelsalat, Fastenbretzel und Bier, und bald waren große Debatten im Gange.

Es war ein schöner, klarer Sommerabend. Wir standen auf dem Dachgarten mit seinem wunderbaren Blick bis über die St.-Paul's-Kathedrale. Von dieser hohen Warte aus sahen wir weit weg in der Richtung der Themsemündung seltsam farbige Lichter aufflackern; aber wir konnten uns nicht erklären, was sie bedeuteten. Mit einbrechender Dunkelheit heulten die Sirenen. Die Lichter, die wir gesehen hatten, waren die ersten Leuchtsignale über dem East End. Wir verbrachten die Nacht zusammen und lauschten den Geschichten, die Priestley, ein meisterhafter Erzähler, zum besten gab. Der Angriff ließ nicht vor Morgengrauen nach. Oft war der Lärm so groß, daß wir unser eigenes Wort nicht verstanden. Als der Tag anbrach und das „All Clear“ ertönte, war der Himmel in der Richtung von St. Paul's blutrot. Die Docks von London brannten.

Bei dem nächtlichen Alarm im Juni dachten wir, daß Luftangriffe bevorstünden; bei den Störungsangriffen vom August nahmen wir an, nun seien sie gekommen — aber erst jetzt, ohne daß wir uns recht klar machten, was uns bevorstand, waren wir mitten drin in dem kaum glaubhaften Erlebnis — dem Londoner Blitz. Niemand, der nicht dabei war, kann sich einen Begriff machen von der Tapferkeit, die Londons Bevölkerung zeigte, von der ruhigen Entschlossenheit aller Mitglieder der offiziellen Luftschutzorganisationen, von der Geduld und Hilfsbereitschaft der Menschen in den Luftschutzkellern, von der Ausdauer bei der Arbeit trotz schlafloser Nächte und hektischer Tage,

(1940)

von dem unerschütterlichen Mut eines jeden Einzelnen — und nicht zuletzt vom nie versagenden Humor, der warmen Anteilnahme am Nächsten ohne schwächliche Sentimentalität — von der menschlichen Größe des Ganzen.

Natürlich hatte die Londoner Polizei in diesen Tagen eine schwere Aufgabe. Was auch passierte, die „Bobbies“ legten Hand an, stets ermutigend und gleichbleibend freundlich.

Ein persönliches Erlebnis bestätigte, daß die englischen Polizisten ihre ganz spezielle Art und Weise haben, mit ihren Mitmenschen umzugehen. Durch meine Verdunkelungsvorhänge in Red Lion Square hatte verschiedene Male ein Licht durchgeschienen, und der wachhabende Polizist vom Nachtdienst hatte an meiner Haustür geläutet, um mich zu ermahnen. Eines Sonntags ging ich über das Wochenende weg, und während meiner Abwesenheit hatte meine Putzfrau in einem Zimmer mit großen Fenstern das Licht brennen lassen und vergessen, die Vorhänge vorzuziehen. Als ich zurückkam, hieß es: „Die Polizei hat nach Ihnen gefragt und kommt wieder.“ Mit Todesängsten wartete ich auf den Vertreter der Gerechtigkeit. Ich war mir natürlich klar, daß ein erleuchtetes Fenster in diesen Tagen ein ernstes Versehen war. Der Polizist kam, brachte alle Einzelheiten zu Papier, und bald darauf wurde ich vor ein Polizeigericht zitiert. Als ich zur bestimmten Stunde erschien, fand ich allerlei Volk versammelt, darunter auch viele Polizisten, die „ihre Fälle“ begleiteten. Bald entdeckte ich den, der mich verhört hatte, und mir nun ermutigend zunickte. Es war gerade wieder ein Luftangriff im Gange, und solange er dauerte, spielte sich die Verhandlung im Keller ab. „Jetzt kommen wir an die Reihe“, teilte mir schließlich mein Bobby mit und führte mich dann in den Gerichtssaal, so ungefähr, als ob es zum Standesamt ginge. Ich mußte ein Pfund Strafe zahlen.

Das dauernde Bombardement des Stadtzentrums machte es auf die Dauer unmöglich, in dem so unsicheren Haus am

(1940)

Red Lion Square zu bleiben. Ich brachte daher meine Mutter in Hampstead unter, während ich selbst weiter die Nächte in öffentlichen Luftschutzkellern verbrachte, da ich ja bald zu Sir Thomas nach Amerika fahren sollte. Holborn, die City und das East End wurden immer schlimmer heimgesucht. Gähnende Lücken starrten einem entgegen, wo am Tage zuvor noch Häuser gestanden hatten; Straßen wurden aufgerissen, Gebäude wurden wegen Einsturzgefahr abgesperrt, viele Obergeschosse und Dachstühle fielen den ungezählten Brandbomben zum Opfer, die nachts über London abgeworfen wurden. In diesen Nächten waren so viele Großbrände zu löschen, daß man unmöglich auch all der kleinern Herr werden konnte.

Als ich eines Morgens nach einem Angriff von zehn Stunden Dauer zu meiner Wohnung zurückkam (24. September), bot sich mir ein trauriger Anblick. Von allen Seiten strömte Wasser herunter; die Straße lag voller Trümmer, Glas und Gebälk. Der obere Teil des Hauses war ausgebrannt.

Wieder hatte ich mein Heim verloren, das ich mir nach so vielen Schicksalsschlägen neu geschaffen hatte mit dem, was ich mir von meinem Familienhausrat hatte retten können. Es war ein schwerer Schlag, besonders der Anblick der verkohlten Überreste meiner Bibliothek zwischen dem verbrannten Fachwerk. Doch schnell riß ich mich zusammen. Kein persönliches Opfer war schließlich zu groß, wenn man damit nur im geringsten zum Sieg der Freiheit in der Welt beitragen konnte. Diese Überzeugung hielt mich während der nächsten Stunden aufrecht, als ich mich mit den Überresten von dem zu befassen hatte, was einst mein so schönes Heim gewesen war. Aber wir sind ja alle nur Menschen, und bald setzte bei mir eine starke Reaktion ein, und ich verließ verzweifelt diese Stätte der Zerstörung. Ich ging ins Orchesterbüro. Dort waren Gregory, Russell und Felix, und diesen verständnisvollen Freunden schüttete ich mein Herz aus. Felix ging mit mir nach dem Red Lion Square zurück, damit ich nicht allein gehen mußte.

(1940)

Inzwischen dauerte der Blitz an. Die Tage waren eine ununterbrochene Kette von Warnungen, optimistischerweise „Alerts“ genannt, die mit den „All-Clear“-Signalen abwechselten. Feindliche Flieger waren ständig über uns, und die Detonationen der Abwehrgeschütze mischten sich die ganze Nacht hindurch mit den dumpfen Explosionen der auffallenden Bomben.

Ich wartete auf mein Schiff nach New York, als ich ein Kabel von Sir Thomas erhielt. Er bliebe etwas länger in Australien, und ich sollte nicht abreisen, ehe ich Weiteres von ihm hören würde. Ich beschloß daher, mich in dem gleichen Haus einzunisten, wohin meine Mutter gezogen war, bis ich klarer sähe, wie die Dinge sich entwickeln würden.

Mein neues Heim, 25, Lyncroft Gardens, Hampstead, liegt in einer stillen kleinen Seitenstraße von Finchley Road, in der alle Häuser gleich aussehen. Die Besitzerin unserer neuen Behausung war die heitere und tatkräftige Mrs. Edith Biggs, eine jener unternehmenden und ausgeglichenen englischen Frauen, welche ohne viel Aufhebens mit allem fertig werden. Sie kommt aus einer Marinefamilie. Ihre beiden Brüder waren Schiffskapitäne in der Handelsmarine gewesen; einer von ihnen und ihre Schwester sind auf hoher See geboren.

Der andere Hausinsasse war Annie Purcell, die in direkter Linie von dem großen Komponisten abstammt. Sie lebte seit 34 Jahren in dieser Familie. Eine musikalische Besucherin behauptete, daß Fräulein Purcell die gleichen tiefliegenden wundervollen Augen habe, die auf dem Kneller zugeschriebenen Porträt des Komponisten in der National Portrait Gallery zu finden sind. Nicht zuletzt war noch ein Sealyhamhund da, Buntty genannt, der mit unerbittlicher Tyrannei das Haus regierte.

Zweiundfünfzig Tage und Nächte lang dauerten die Luftangriffe ununterbrochen fort. In diesem Stadium der Dinge wagte es niemand, sich nachts ganz zu entkleiden — aber dies war nur eine der kleineren Unannehmlichkeiten des

(1940)

„Blitzes“. Schließlich gewöhnte man sich an diesen Hexensabbat. Mitten in der ersten Nacht, die ich unter dem Dach von Lyncroft Gardens verbrachte, hörten wir plötzlich Annies Stimme rufen: „Ein deutsches Flugzeug ist auf die Straße heruntergekommen!“ Ich rannte aus dem Hause. Was für ein Anblick! Der Himmel war taghell erleuchtet von den in der Stadt lodernden Bränden. Unsere Straße stand in Flammen. Es war zwar kein deutsches Flugzeug, aber mehrere „Molotov breadbaskets“, die auf die Straße mit ihren ungezählten Brandbomben abgeworfen worden waren. Die Dachstöcke von vier Häusern brannten. Luftschutzwarte eilten umher und sahen nach dem Rechten. Die Feuerwehr rückte an. Als ich in mein Zimmer zurückkam, fiel mir ein merkwürdiger Geruch auf, und von der Decke kam ein knisterndes Geräusch. Eine Brandbombe war im Begriff, sich durch die Decke zu fressen und begann gerade Funken zu spucken und erstickenden Qualm zu entfalten. Ich dachte an unsern Luftschutzunterricht, wo der große, rosige, blauäugige Feuerwehrmann uns gelehrt hatte, wie mit Brandbomben umzugehen sei. „Einige dieser Bomben können mit der Fußpumpe ausgelöscht werden, aber andere explodieren erst nach zwei Minuten!“ hatte er gesagt. „In letzterem Falle sind natürlich weitere Instruktionen zwecklos.“ Es blieb keine Zeit für derartige Überlegungen, und während Mrs. Biggs (mit ihren 76 Jahren) den Gartenschlauch auf die Bombe richtete, rief ich auf die Straße hinaus: „Feuer in Nummer 25.“ Die Nachbarn kamen herbei, und „unsere Bombe“ wurde unschädlich gemacht, nachdem sie bereits allerhand Schaden verursacht hatte.

Diese nächtlichen Abenteuer pflegten zu früher Morgenstunde mit einer guten Tasse Tee, dem englischen Universalmittel in allen Lebenslagen, zu enden.

Allmählich gewöhnte sich Lyncroft Gardens an den „Blitz“. Nachdem die Angriffe zu einer ständigen Einrichtung zu werden schienen, erklärte Mrs. Biggs, daß sie nun keine Rücksicht mehr darauf nehmen könnte. Jeden Abend um sieben, Alarm oder nicht, erschien Annie in weißem

(1940)

Häubchen und weißer Schürze, das Dinner wurde aufgetragen, auf dem Tisch blinkten Kristall und Silber, und niemals fehlten Blumen.

Es ist zwar eine feststehende Lebensweisheit, daß alles seine Grenzen hat, aber für die Seelenruhe der Engländer scheint es keine zu geben. Eines Abends surrte eine Bombe über unsern Köpfen. „What a Whizzie!“ sagte Annie gelassen und bereicherte damit das englische Idiotikon um eine neue Variante des Wortes „whiz“ (zischen). Ein furchtbarer Knall folgte. Unser kleines Haus schwankte, und in den Wänden klafften Risse. Unwillkürlich duckte ich mich. „Nur keine Aufregung“, sagte Mrs. Biggs, „es ist ja vorbei.“

Churchills Worte schossen mir durch den Kopf: „Wir werden uns niemals ergeben“, nein, das würden sie — oder darf ich sagen wir? — nicht; dessen war ich gewiß. Einige Minuten später sahen wir, daß ein Haus in unserem Block, nur wenige Schritte von dem unsern entfernt, einen Volltreffer erhalten hatte und zusammengestürzt war.

Viele Nächte hindurch ging es so weiter. Niemand von uns verlor seine Nerven, aber der Mangel an Schlaf machte sich fühlbar. Eines Nachts, spät gegen zwölf Uhr, klingelte das Telefon. Laut Verordnung waren wir im Kellergeschoß. Ich rannte nach oben; der Kanonendonner verhinderte mich fast am Hören. Am Apparat war Thomas Beecham junior. „Sie müssen unbedingt zu uns kommen“, sagte er, „Sie können doch unmöglich in dieser Zeit dauernd in London bleiben.“

Ehe ich noch recht zu mir gekommen, war abgemacht worden, daß ich ihn und seine Frau Ende der Woche in Warwickshire besuchen sollte. Einige Tage später fuhr ich im Auto durch das herbstliche Land auf dem Weg nach Tidmington Manor, einem Herrenhaus aus der Zeit Elisabeths mit eigener, daneben gelegener Kirche. Zwei Alleen jahrhundertealter Eichen führen zum Hause, und wohin das Auge reicht, sieht man Wiesen mit friedlich weidenden Schafen, Pferden und Kühen. Strohbefleckte Cottages stehen versteckt hinter alten Bäumen.

(1940)

Als ich mich damals abends zum erstenmal seit fast zwei Monaten in meinem behaglichen Zimmer mit schönem altem Holzgetäfel auszog, konnte ich kaum glauben, daß ich die gleiche war, die wenige Stunden zuvor während eines Luftangriffs von Paddington Station abgefahren war.

Dieser Besuch in Warwickshire war der erste von vielen.

Ich habe das englische Land lieben gelernt, entweder im stattlichen Tidmington oder in der Manor Farm, Compton Scorpion, dem Heim von Sir Thomas' ältestem Sohn Adrian und seiner Frau. Ich habe mit ihnen im Winter, Frühling und Sommer gelebt, und der Reiz des Landlebens wurde noch erhöht durch unsere Abende von Musik, die ja der Familie Beecham eine Notwendigkeit ist. Ich habe sie in ihre kleine Kirche begleitet, wo ihre Farmer sich am Sonntag mit ihnen vereinigen, und wo Adrian als der Gutsherr den Bibeltext las, während der Pfarrer alle Mitglieder der Gemeinde, die im Krieg waren, in sein Gebet einschloß. Niemals bin ich von diesen Besuchen auf dem englischen Land anders als mit neuer Hoffnung und neuem Glauben an die ewigen Güter des Lebens nach Hause zurückgekommen.

Ende November 1940 begannen die Luftangriffe nachzulassen. Sogar die Londoner hatten einige Nächte ohne Alarm, und das Leben nahm allmählich wieder normale Gestalt an. In der Queen's Hall wurden die Sonntagskonzerte mit dem Londoner Philharmonischen Orchester und verschiedenen Dirigenten neu aufgenommen. Auch andere musikalische Institutionen fingen ihre Tätigkeit wieder an, und zu den alten Unternehmungen kamen neue hinzu. Die National Gallery, wo Myra Heß einstündige Mittagskonzerte organisierte, war stets übertoll. Diese Veranstaltungen zogen ein ganz besonderes Publikum an, und viele bekannte Persönlichkeiten, die sonst von Kriegsarbeit beansprucht waren, fanden sich als tägliche Besucher ein.

(1940)

Mehr und mehr künstlerische Unternehmungen aller Art wurden ins Leben gerufen, und die Theater waren wieder Abend für Abend ausverkauft. Überall machte sich ein wachsendes Bedürfnis nach Orchestermusik bemerkbar. Die wenigen verfügbaren Dirigenten hatten alle Hände voll zu tun, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Dr. Malcolm Sargent zum Beispiel sagte mir, daß er in der Spielzeit 1942 im Durchschnitt mehr als ein Orchesterkonzert pro Tag geleitet habe. Nachdem das London Philharmonic Orchestra zuerst unter Jack Hyltons Flagge gespielt hatte, begann es nun seine Reise- und sonstige Konzerttätigkeit selber anzubauen. Seit Kriegsbeginn hat es an über hundert Orten gespielt, die nie vorher ein Orchester gesehen hatten — und so brachte es buchstäblich dem Volk die Musik bis an die Haustüre.

Zu den englischen Dirigenten gesellte sich ein Neuling — Richard Tauber. Seit vielen Jahren kam Tauber regelmäßig nach England, und kurz nach Kriegsausbruch, nach seiner Rückkehr von Südafrika, hat er die englische Staatsbürgerschaft erworben. Noch in Zeiten, da er als Opernstar und Liedersänger auftrat oder mit einer seiner eigenen oder einer der Leharschen Operetten durch die Welt fuhr, hat Tauber immer eine Leidenschaft fürs Dirigieren gehabt. Von Kindheit an hatte er sich eine gründliche Kenntnis des Konzert- und Opernrepertoires erworben, da sein Vater viele Jahre lang Direktor des Stadtheaters in Chemnitz war. Eines Tages trat er an das London Philharmonic Orchestra heran und schlug vor, ein Konzert zu dessen Gunsten zu veranstalten, worin er nicht nur als Sänger, sondern auch als Dirigent auftreten wollte. Großes Erstaunen und — ich muß gestehen — schwere Bedenken wurden laut. Doch das Konzert erwies sich als großer Erfolg, und dies war der Beginn einer musikalischen Freundschaft zwischen den Londoner Philharmonikern und dem Tenor-Dirigenten. Von ihren Covent-Garden-Zeiten an hatten die Musiker stets Bewunderung für Tauber gehabt. Mit Vergnügen entsinnen sie sich einer stürmischen Probe in

(1941)

Covent Garden, als Sir Thomas mit einer hauptsächlich aus Prag stammenden Besetzung, unter der sich Tauber befand, Smetanas „Verkaufte Braut“ probte. Sir Thomas hatte seine eigene Ansicht über die Tempi der Partitur. Es klappte nicht recht. Sir Thomas' Geduld fing an zu reißen, und auch die Sänger wurden unlustig. Plötzlich trat Tauber an die Rampe und sagte: „Bitte, Sir Thomas, Sie müssen mit uns mehr Geduld haben. Nachdem wir 25 Jahre diese Oper falsch gesungen haben, können Sie nicht erwarten, daß wir nun sofort richtig singen, nicht wahr?“ Sir Thomas, der stets für Offenheit und Humor zu haben ist, verstand natürlich sofort, was gemeint war.

Taubers erste Provinztournee mit dem London Philharmonic Orchestra war ein Erfolg in mehr als einer Beziehung. Sein Wiener Humor und seine „Tauber-Cocktails“ waren äußerst beliebt.

Aber die verschiedenartige Tätigkeit des Orchesters hatte auch ihre ernste Seite. Es ist schwer, sich einen Begriff von den Schwierigkeiten zu machen, mit denen die Musiker im ersten Stadium des Krieges zu kämpfen hatten. In Burnley (im Januar 1940) mußte der kleine ausverkaufte Konzertsaal auf Dr. Sargent warten; er war auf dem Moor durch einen Schneesturm aufgehalten worden, und in letzter Minute sprang Thomas Matthews, damals erster Konzertmeister des Orchesters, für ihn ein und dirigierte das anspruchsvolle Programm. Am nächsten Tag wurde die ganze Gesellschaft auf ihrer Fahrt per Autobus nach Barnsley vom Nebel überrascht, versäumte ihr Kinderkonzert und traf kaum rechtzeitig für das Abendkonzert ein. In Preston war es noch schlimmer — die Musiker kamen einen ganzen Tag zu spät, und in Wakefield mußte das Konzert abgesagt werden, weil der Instrumentenwagen auf der Bahn verlorengegangen war.

Doch nicht nur die Transportschwierigkeiten wurden immer größer; es wurde auch immer schwieriger, Unterkunft für die Musiker zu finden. In Stafford zum Beispiel verbrachten die meisten Mitglieder des Orchesters die Nacht

(1941)

in Luftschutzdecken gewickelt auf dem staubigen Boden der Stadthalle, in der sie ihr Konzert gegeben hatten.

Das Jahr 1941 brachte die Nazifizierung der Balkanländer und Griechenlands. Der Verlust von Kreta ließ den Krieg in Afrika und in Kleinasien aufflammen. Die deutsche Invasion Rußlands am 22. Juni und der japanische Angriff auf Pearl Harbour im Dezember trieben den zweiten Weltkrieg seinem Höhepunkt entgegen.

Über England gab es noch gelegentlich Luftangriffe, und nach wie vor bestand die Notwendigkeit, Luftschutzwarte, Rettungsmannschaften, Feuerwehrleute, Aufräumungsarbeiter und die Opfer der Luftangriffe selber zu speisen. Alle möglichen Organisationen, zum Teil aus Amerika, hatten fahrbare Kantinen gestiftet, die unter der Kontrolle des allgemeinen Verteidigungsdienstes arbeiteten. Diese Kantinen wurden nur von freiwilligen Hilfskräften bedient, und mit der Zeit wuchs das Bedürfnis nach solchen „fliegenden Verpflegungsstätten“ immer mehr. Freunde des Orchesters kamen auf den Gedanken einer fahrbaren Kantine mit dem Namen des London Philharmonic Orchestra, und so entstand dank einer Stiftung zweier Vorstandsmitglieder der Royal Philharmonic Society, James Smith und Keith Douglas, die „London Philharmonic Mobile Canteen“. An Wochentagen arbeitete die Kantine für die Leute vom Verteidigungsdienst, am Samstagnachmittag und an Sonntagen war sie in Betrieb vor der Queen's Hall, verziert mit Konzertplakaten der London Philharmonic und London Symphony Orchester. Das Konzertleben war wieder in vollem Gange. Die Kantine versorgte die Besucher mit Tee und Biskuits, und der Erlös davon wurde dem Lord Mayor von London für seine Kasse für Opfer von Luftangriffen zur Verfügung gestellt. Es war ganz erstaunlich, was für eine Menge Geld auf diese Weise zusammengebracht wurde.

Die Ruhe in London sollte nicht von langer Dauer sein. Die Luftangriffe begannen bald wieder mit erneuter Wut. Wieder hatten wir schwere Wochen durchzumachen, und

(1941)

besonders an dem unvergeßlichen Mittwoch und Samstag, am 16. und 19. April 1941, wurde in allen Teilen Londons großer Schaden angerichtet. Wieder wurde Red Lion Square schwer getroffen; seine schöne alte Kirche erhielt einen Treffer, und viele Menschen wurden in der Krypta, wo sie Schutz gesucht hatten, unter den Trümmern begraben. Auch die City wurde schwer heimgesucht. Am Samstag, dem 10. Mai, überflogen Hunderte von feindlichen Flugzeugen die Stadt; das House of Commons und die Westminster Abbey wurden schwer beschädigt, und Londons Musikleben erhielt den härtesten Schlag, der es treffen konnte: Queen's Hall wurde zerstört.

Am Samstag, dem 10. Mai, war in der Queen's Hall nachmittags „Dream of Gerontius“ von Elgar in einem Konzert der Royal Choral Society mit dem London Philharmonic Orchestra aufgeführt worden. Am folgenden Morgen sollte eine Probe für das Sonntagnachmittagskonzert stattfinden, und daher befanden sich die meisten Instrumente im Saal. Als das Orchester am Sonntagmorgen ankam, lag die Queen's Hall in Trümmern. Weiße Rauchwolken strömten aus den Ruinen, Feuerschläuche hingen wie Riesenschlangen aus den Fensterhöhlen, und überall rieselte Wasser herab. Die verkohlten Überreste wertvoller Instrumente wurden ans Tageslicht befördert, eine traurige Bergungsarbeit, an der sich das Orchester beteiligte.

Als ich auf dem Schauplatz der Zerstörung ankam, stand Mr. Charles Taylor, seit vielen Jahren Manager von Queen's Hall, vor den Trümmern. Obwohl er tief getroffen war, ließ er sich als echter Brite nichts anmerken. Er sagte nur: „Es sieht ein bißchen unordentlich aus, nicht wahr?“ Auch Mr. Alfred Matthews, der Vorstand der Kasse, war da, der seit 35 Jahren in dem berühmten Konzerthaus arbeitete. Er brachte überhaupt kein Wort heraus. Ich kannte ihn seit meinem ersten Besuch mit Furtwängler in England. Wie oft hatte ich ihn um Hilfe bitten müssen, um in letzter Minute einige Freunde in den ausverkauften Saal für die Konzerte der Berliner Philharmoniker hineinzubringen!

(1941)

Wie schwer war der Kampf mit ihm um einige Extrastühle in dem wohlbekanntem Winkel hinter dem Podiumsvorhang, wo weltberühmte Solisten oftmals lieber als im Saal saßen. Geliebter Winkel, von dem aus ich die Berliner Philharmoniker aufs Podium gehen sah, als ich noch ein Gast in Großbritannien war, und wo mir später die Londoner Philharmoniker zunickten und „Hallo Doctor“ nach einem erfolgreichen Konzert zuriefen. Geliebter Winkel, durch den Sir Thomas auf seinem Weg aufs Podium ging und mich anzwinkerte, und von wo aus ich ihn anstrahlte, wenn er befriedigt nach einer guten Aufführung zwischen dem Applaus zurückkehrte. Erinnerungen an all dies schossen mir durch den Kopf, als ich nun mit den zwei Männern, die so eng mit Queen's Hall verbunden gewesen waren, vor den Ruinen stand. War das alles wirklich vorbei?

Aber der Moment war schlecht gewählt für Überlegungen. Es war früh um elf Uhr, und wir hatten keinen Konzertsaal und keine Instrumente. Das Orchester hielt eine Beratung ab und beschloß, das einmal angekündigte Konzert müsse stattfinden. Um drei Uhr nachmittags war die Verlegung nach einem andern Saal durchgeführt; Instrumente hatte man schnell zusammengeliehen. Das Publikum traf nichtsahnend zum Konzert ein. Eine Notkasse wurde aufgemacht. Man konnte die Angestellten mit Regenschirmen unter den Ruinen mit Konzertbilletten und Kleingeld herumgehen sehen, während Wasser, das heiß genug gewesen wäre, um Tee zu kochen, durch die Mauern tropfte. Auf der Straße wurde ein Kartenverkauf eröffnet, und die Notkasse machte mit der Überweisung der bereits gekauften Billette nach dem andern Konzertsaal glänzende Geschäfte. Bald war kein Platz mehr zu haben. Die Zuhörer standen bis auf die Straße hinaus, und Hunderte mußten abgewiesen werden, nachdem sie sich bei der London Philharmonic Canteen mit einer Tasse Tee gestärkt hatten.

Der Tag verging unter Hochspannung. Am folgenden Morgen allerdings mußte man der nackten Wirklichkeit ins

(1941)

Auge sehen. Zwar spielte das Orchester an Wochentagen in der Provinz und in den zerstörten Gebieten, aber die Samstage und Sonntage blieben stets für die Londoner Konzerte reserviert, welche auf Grund des wachsenden Bedürfnisses für die ganze Dauer des Sommers in Queen's Hall vorgesehen waren. Es bestand kein Zweifel darüber, daß diese Konzerte fortgesetzt werden mußten, auch wenn das Orchester seinen Saal verloren hatte. Schließlich wurden alle musikalischen Veranstaltungen einschließlich der diesjährigen Proms, bei denen das London Philharmonic Orchestra zum erstenmal mitwirkte, nach der großen Albert Hall verlegt, wo übrigens sowohl Mr. Taylor wie Mr. Matthews jetzt die ihrer Queen's-Hall-Tätigkeit entsprechenden Ämter bekleiden.

Die brennendste Frage war im Augenblick die der Instrumente. Die BBC. hatte freundlicherweise dem Publikum die schwierige Lage des Orchesters mitgeteilt. Vom Augenblick dieses Appells an gab es keine Ruhe. Ein Strom von Besuchern aus allen Teilen der Bevölkerung rückte an. Leute, beladen mit Geigen oder Bratschen, standen Schlange vor dem Orchesterbüro. Celli wurden am Eingang abgegeben. Inzwischen war das Orchester mit geborgten Instrumenten auf seine längst vorher bestimmte Provinzreise abgefahren, und wo sie auftraten, erschienen Leute, die ihnen Instrumente zur Verfügung stellten. Mit jeder Post kamen Dutzende von Briefen an, die nur die Instrumente betrafen. Eine Welle von Wärme und spontanem Gefühl strömte einem aus diesen Schreiben entgegen: echte Anteilnahme und ehrliche Hilfsbereitschaft, die aus allen Schichten der Bevölkerung in gleicher Weise kamen. Würdevolle Briefe trafen ein, in denen wertvolle Instrumente — oftmals kostbare Erbstücke — angeboten wurden. Ein alter Mann schrieb aus einem Dorf in Yorkshire, er hätte zwar kein Instrument, das er zur Verfügung stellen könne, aber das Reparieren von Instrumenten sei seine Liebhaberei, und er habe unbeschränkte Zeit und Geduld dazu. Ein Autofahrer kam den ganzen Weg von Kent her und hatte ein

(1941)

braunes Paket unter seinen Arm geklemmt. „Hier ist eine Fiedel“, sagte er. „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ein Musiker brotlos ist, weil er sein Instrument verloren hat. Ich weiß, was das bedeutet!“ Wir registrierten etwa 3000 Briefe. Wir bekamen etwa 1000 Instrumente und konnten mit Zustimmung ihrer Besitzer sogar noch ändern damit aushelfen.

In der gleichen Nacht, in der Queen's Hall zusammenfiel, wurde Red Lion Square Nummer 36 zum drittenmal getroffen. Zwar war das Haus schon lange unbewohnbar, aber die Überreste meiner Möbel und anderer Besitztümer waren im Keller aufbewahrt gewesen. Ein Volltreffer machte das Haus und die anliegenden Gebäude dem Erdboden gleich; nichts als Stücke verkohlten Gemäuers blieben übrig.

Kapitel 52

Der Widerstand der Sowjets zog die deutsche Luftwaffe nach Osten ab, und die Londoner nahmen dankbar von dem Wendepunkt im englischen Kriegsleben Kenntnis, der durch das Ende der „Blitz“-Periode gekennzeichnet war.

Mehr und mehr paßte sich das „Festungs-Dasein“ der Stadt den Umständen einer langen Kriegszeit an. Das Leben in London wurde immer interessanter. Die verschiedenen Exilregierungen und -gruppen, die — wenigstens für eine Zeitspanne — nun in England residierten, entfalteten ihr eigenes politisches, gesellschaftliches und kulturelles Leben. Konzerte und Vorträge wurden veranstaltet und Versammlungen abgehalten. Die Organisation der Londoner Philharmoniker verfügte mittlerweile über den ausreichenden Apparat, um sich an einer Reihe solcher Manifestationen würdig zu beteiligen.

Zu jener Zeit bildete sich auch die International Women's Service Group in Great Britain, eine Vereinigung von Frauen von 32 Nationen, die während des

(1941)

Krieges in England arbeiteten, und deren Organisation an die der British Business and Professional Women angegliedert wurde. Ich gehörte dem Vorstand an und arrangierte in der Wigmore Hall ein Konzert, bei dem Künstlerinnen von sieben dieser Nationen schöne Proben ihres Könnens ablegten.

Zunächst hatte die International Women's Service Group in London noch keine eigenen Klubräume, und so wurden die allmonatlichen Vorstandssitzungen in der Privatwohnung der französischen Vertreterin abgehalten, die mit ihrem Gatten sich seit 1940 General de Gaulle angeschlossen hatte. Als ich zum erstenmal dort war, sah ich im Zimmer Notenpulte stehen. Ich erfuhr, daß M. und Madame Tony Mayer leidenschaftliche Musikliebhaber und M. Mayer, damals der Finanzbeirat der Français Libres, ein eifriger Kammermusikspieler war. Dies veranlaßte mich zu der Anregung: „Könnten wir hier nicht etwas für französische Musik tun?“ Schnell verständigten wir uns; das Philharmonische Orchester übernahm das Arrangement, und so entstanden eine Reihe französischer Konzerte unter dem Protektorat des Französischen Nationalkomitees in London, die eine große und verständnisvolle Hörschaft anzogen. Zuerst gaben wir zwei Abende mit Musik von Ravel und Debussy; diese fanden solchen Anklang, daß sofort weitere Konzerte angesetzt werden konnten. Später kam dann noch eine Reihe von Concerts spirituels hinzu, in denen alte und zeitgenössische Werke französischer geistlicher Musik in verschiedenen Kirchen zur Aufführung gelangten. Auf diese Weise wurden sogar während der deutschen Besetzung Frankreichs etwa dreißig französische Konzerte mit ausgesuchten Programmen durchgeführt; sie bildeten den Auftakt zu späteren Unternehmungen. Sofort nach der Befreiung von Paris kamen französische Solisten und Dirigenten herüber, und es entstand ein anregender franco-britischer Austausch.

Außerdem organisierte das Philharmonische Orchester auf Veranlassung der Gesellschaft für kulturelle Beziehun-

(1942)

gen mit der UdSSR. eine Reihe interessanter Orchesterkonzerte russischer Musik, welche die englische Erstaufführung von Khachaturians Klavierkonzert, die fünfte Symphonie von Schostakowitsch und andere Werke auf ihrem Programm hatten. Die Jahrhundertfeier von Griegs Geburtstag wurde durch ein Konzert in der Albert Hall begangen, bei der die Philharmoniker spielten.

Im Oktober 1942 feierte das London Philharmonic Orchestra den zehnten Jahrestag seines Bestehens. Zehn Jahre! Wie kurz scheint diese Zeitspanne im Vergleich mit der Existenz anderer Orchester, mit denen ich in Verbindung gewesen war — mit der hundertjährigen Tradition der Wiener und den fünfzig Jahren der Berliner. Und doch, welcher tapferer Kampf wurde in diesen zehn Jahren gekämpft, ein Kampf um Anerkennung, ein Kampf um die künstlerische Existenz, und immer daneben der Kampf um das nackte Dasein überhaupt. Trotz aller Schwierigkeiten hatten die Wiener Philharmoniker immer eine Art von Rückendeckung gehabt, weil sie gleichzeitig Opernorchester waren. Die Berliner Philharmoniker, die ja nur Konzertorchester waren, hatten auch ihre großen Sorgen, aber es war ihnen meistens gelungen, ihr künstlerisches Leben unabhängig davon zu halten. Und doch war ihnen am Ende nichts anderes übrig geblieben, als sich Hitler in die Arme zu werfen und Reichsorchester zu werden, um ihr Bestehen und Aufrechterhaltung der Kontrakte mit den Musikern zu sichern.

Die Londoner Philharmoniker mußten die materiellen Vorteile, die andere Orchester zu bieten hatten, durch den Korpsgeist ihrer Mitglieder ersetzen. Das Gefühl der Anerkennung für das, was sie geleistet hatten, war allgemein, und am zehnten Jahrestag ihrer Gründung erhielten sie Botschaften und Grüße aus der ganzen Welt.

Wie vieles könnte man noch über das abwechslungsreiche und reiche Leben in England während des Krieges berich-

(1943)

ten, aber dies ginge weit über den Rahmen dieses Buches hinaus. Es war in vieler Hinsicht ein seltsames Leben, aber aus den ungewöhnlichen Verhältnissen entstanden für viele Menschen neue Aufgaben und damit neue Kraft.

Ein kleines Erlebnis von Weihnachten 1942 will ich hier noch erzählen, welches für mich den Unterschied zwischen dem Leben in Deutschland, wie ich es seit 1933 gesehen habe, und dem englischen Leben kennzeichnete: Das traditionelle Christmas Carol Concert der Royal Choral Society in Albert Hall war ausverkauft. Da meine Mutter gern einmal die alten Weihnachtslieder hören wollte, die teils vom Publikum mitgesungen werden, bat ich Dr. Sargent, uns noch hineinzubringen. Er sandte mir zwei Plätze in seiner Loge, und ich ging mit meiner Mutter ins Konzert. Plötzlich öffnete sich die Logentür, und eine Dame in Grau fragte, ob dies Dr. Sargents Loge sei. Wir erkannten sofort Mrs. Churchill. Sie war begleitet von ihrer Tochter Mary in Uniform. Sie wollte kaum erlauben, daß wir die Vorderplätze für sie freimachten. Mit welchem ungeheuren Aufwand wäre Frau Goebbels oder Frau Göring bei einer derartigen Gelegenheit aufgetreten! Aber die Gattin des englischen Premierministers, die Trägerin eines stolzen historischen Namens, fand es ganz selbstverständlich, ihren Platz mit zwei namenlosen Flüchtlingen zu teilen.

Kapitel 53

Dies ist zwar keine Kriegsgeschichte, aber als Hintergrund der Entwicklung müssen kurz die Ereignisse erwähnt werden, die langsam, sehr langsam, aber immer sicherer, dazu beitrugen, den alliierten Völkern die Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang dieses Krieges zu geben. Der Fall von Stalingrad im Januar 1943 bedeutete wohl den entscheidenden Wendepunkt an der russischen Front; der Zusammenbruch der Achsenmächte in Afrika, die Landung der

(1944)

Alliierten in Sizilien, die Absetzung Mussolinis am 25. Juli und die bedingungslose Übergabe Italiens am 8. September waren Marksteine in dieser Entwicklung.

England war um diese Zeit in künstlerischer Beziehung noch hauptsächlich auf sich selbst angewiesen, aber die Nachfrage nach Musik und Theater wuchs stetig, und die Londoner Philharmoniker waren überbeschäftigt. Im Winter 1943/44 gaben sie ihre eigenen Sonntagskonzerte im Adelphi-Theater, bei denen sie zum erstenmal unabhängig ihre eigene Programmpolitik walten lassen konnten.

Das Bedürfnis nach moderner Musik konnte unter den herrschenden Kriegsverhältnissen freilich nur in sehr beschränktem Maße befriedigt werden. Da sprang der Musikverlag Boosey & Hawkes in die Bresche und veranstaltete Konzerte zeitgenössischer Werke, die sich von einem zaghaften Experiment zu einem festen Bestandteil des Londoner Musiklebens entwickelten. Diese Konzerte boten in bisher vier Konzertwintern nahezu 200 moderne Kammermusik- und Orchesterwerke, darunter über 80 Erstaufführungen britischer und ausländischer Komponisten.

Und so war bereits das fünfte Kriegsjahr herangekommen. Im Februar gab Churchill einen seiner Überblicke zur Lage, worin er über den stetigen Fortschritt auf allen Fronten berichtete. Er stellte eine Steigerung der Luftangriffe auf dem Kontinent in Aussicht, die der späteren Invasion den Weg bahnen sollten.

Während das Jahr 1943 in London verhältnismäßig ruhig verlaufen war und sich das Kriegsleben meist weit weg von uns, in Afrika, dem Fernen Osten und in Rußland abspielte, wurden wir im Jahre 1944, in dem sich bei nachträglichem Beschauen eine ganze Weltgeschichte zusammenzudrängen scheint, schnell wieder in die vorderste Frontlinie versetzt. Man hatte sich allmählich daran gewöhnt, gelegentliche Luftwarnungen nicht weiter zu beachten. Ich selbst hatte ja nichts mehr zu verlieren. Meine

(1944)

einzigste Vorsichtsmaßregel bestand in einem kleinen Koffer, „Panic-bag“ genannt, der mit meinen wichtigsten Papieren nachts neben meinem Bett stand. Alles andere kümmerte mich nicht.

Plötzlich, eines Nachts im Februar, ertönten die Sirenen und lautes, zunehmendes Donnern der Abwehrgeschütze. Ich stand auf, ging zur Haustür, um zu sehen, was los sei. Schon warf mich ein furchtbarer Luftdruck, der mir fast den Atem benahm, zurück; die eingedrückte Haustür fiel auf mich, ein ohrenbetäubender Krach ertönte, man hörte Schreie, Klirren von Glas und einstürzendem Gemäuer. Der Himmel und die Straße waren brandrot. Kurz darauf ertönte das „All Clear“; aber alles um uns herum brannte, und es stellte sich nachträglich heraus, daß einer der feindlichen Flieger, der sich anscheinend durch die intensive Abwehr und die Scheinwerfer bedroht fühlte, fünf schwere Explosivbomben auf einmal abgeworfen hatte. So hatten wir es mal wieder abgekriegt. Es war eisig kalt in diesen Tagen — lange waren wir ohne Fenster und lebten eine Art von Zigeunerndasein in unserem beschädigten Heim.

Dies war der erste von einer Reihe kurzer, scharfer Angriffe. London nahm davon wenig Notiz. Kaum, daß man am nächsten Morgen eine gestörte Nacht erwähnte. Theater und Konzerte waren übervoll, und Menschen und Soldaten aus aller Welt drängten sich in der englischen Metropolis zusammen. Während sich die Front im Osten immer mehr gegen Deutschland vorschob, trat in London bald wieder eine Periode äußerer Ruhe ein.

In dieser Zeit erwarb das London Philharmonic Orchestra sein eigenes Haus in 53, Welbeck Street, London, W. 1. Es war ein moderner, schöner Bau mit großen, hellen Räumen und einer geräumigen Küche, in der man nachmittags seinen unvermeidlichen Tee trinkt. Durch die Zunahme der Konzerte war eine Vergrößerung des Personals nötig geworden. Es waren meist junge, begeisterte Menschen, die im Büro arbeiteten, eine originelle Mischung von Idealisten und Realisten, wie man sie oft in England findet. Alle wa-

(1944)

ren sie leidenschaftlich der Sache des Orchesters ergeben. Thomas Russell, der das Schiff des Orchesters durch die Fährnisse des Krieges steuerte, stand weiter an der Spitze der Gemeinde. In seinen beiden Büchern *Philharmonic* (Hutchinson 1942) und *Philharmonic Decade* (Hutchinson 1945) hat er selbst ihre Schicksale geschildert.

Als man immer mehr von der unmittelbar bevorstehenden Invasion murmelte, beschränkte das Orchester in weiser Voraussicht der kommenden Dinge seine Tätigkeit auf London und Umgebung, da mit einer plötzlichen Einstellung des privaten Zugverkehrs gerechnet werden mußte. Zunächst war aber alles noch beim alten. So fuhr ich nach Warwickshire auf die Farm von Adrian Beecham. Hier spürte man nichts vom Aufruhr in der Welt. Das blühende Land prangte in der unbeschreiblichen Schönheit des Frühlings, die Vögel bauten ihre Nester, und junge Lämmer schmiegen sich an ihre Mütter. Nur das Dröhnen der Tag und Nacht nach dem Kontinent fliegenden Bomber verhinderte die Illusion, daß man sich im tiefsten Frieden befände.

Adrians Farm liegt schon in normalen Zeiten abseits vom Verkehr. Im Krieg war sie richtig isoliert. Sogar die Zeitung kommt erst einen Tag nach Erscheinen. Am 6. Juni tobte ein heftiges Gewitter; die Telefondrähte wurden von den sich biegender uralten Eichen erfaßt und durchgerissen. Die Batterie des Radios — elektrischen Strom gibt es dort nicht — war abgelaufen und die magere Treibstoffration fast völlig für den Traktor aufgebraucht worden. Es blieb nur noch so viel übrig, um am Abend nach dem einige Meilen entfernten, auf die Römerzeit zurückgehenden Dörfchen Stretton-on-Fosse zu fahren, wo eine Probe für eine Veranstaltung der Dorfbewohner zu ihrer „Salute the Soldier Week“ stattfinden sollte. Ein solches Programm besteht aus unendlich vielen Nummern; die Bauern und sonstige Dorfbewohner wirken alle mit. Sie haben ihre

(1944)

eigenen „Stars“, so den weitbekanntesten, betagten Sam Bennett, der noch heute in dem dort üblichen Bauern-„Smock“ Volkslieder singt und dazu tanzt und sich auf der Geige begleitet.

Als wir am Schulhaus ankamen, waren die Bauern mit ihren Frauen bereits versammelt. Die Probe begann. Ohne die geringste Befangenheit trug jeder sein Stück vor, von Adrian auf dem klapprigen, verstimmtten Schulklavier begleitet. Nachdem sich eine Dorfschöne als Ballettänzerin produziert und ein alter Homeguard „There will always be an England“ gesungen hatte, machten wir um neun Uhr eine Pause und stellten das Radio an. — Erst jetzt erfuhren wir zu unserm großen Erstaunen, daß der „D-Day“ bereits seit 24 Stunden angebrochen war, und lauschten atemlos den Schilderungen der Truppenlandungen in der Normandie. Die Invasion, von der seit so langem geredet wurde, endlich war sie Wirklichkeit geworden, und nach den Berichten schien alles gut zu gehen, trotz des stürmischen und schlechten Wetters.

Eine ungeheure Spannung lag in diesem Monat Juni über allem. Man brachte sich kaum vom Radio weg und verfolgte die Ereignisse an der Front in einer Art Erhebung, erfüllt von der Hoffnung, daß dieses Wagnis und die großen Opfer an Menschenleben nicht umsonst seien und dem Krieg und der Nazi Herrschaft in Europa ein schnelles Ende bereiten würden.

London war voll von durchpassierenden Truppen und hohen Offizieren aller Waffengattungen. Trotzdem waren keinerlei Luftangriffe zu verzeichnen, und im Volk herrschte die Ansicht, daß die Deutschen für einen Krieg an drei Fronten weder genug Treibstoff noch genug Piloten besäßen und daher die Bombardierung Englands einstellen müßten. Aber in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni, kaum zwei Wochen nach der Invasion, wurde man plötzlich durch Alarm, Kanonendonner und laute Detonationen geweckt.

(1944)

Gleichzeitig hörte man ein surrendes Geräusch in der Luft, als ob eine ganze Armada von Flugzeugen über London sei. Einige sausten so tief über uns weg, daß man jeden Augenblick erwartete, daß das Dach eingerissen werde. Es war anders als sonst, und es war unheimlich. Es hörte auch nicht auf. Es kam auch kein „All Clear“. Es ging die ganze Nacht weiter — und die ganzen folgenden Tage.

Längst war man in London fatalistisch geworden. Im Grunde war es ja ein Wunder, daß man überhaupt noch lebte. Man konnte schließlich nicht seine ganze Zeit im Luftschutzkeller verbringen, und die kleinen Häuser der Vorstädte boten wenig Schutz. So ließ man es darauf ankommen. Höchstens daß man sich, wenn's zu toll wurde, aus dem Bereich etwa herumfliegender Glassplitter brachte.

Jedoch schien hier eine neue Waffe vorzuliegen. Als ich morgens ins Philharmonikerbüro kam, wurden bereits die „pilotenlosen Bomben“ eifrig diskutiert, die man ununterbrochen, oft in recht unbequemer Nähe heruntersausen und explodieren hörte. Sie fielen wahllos überall hin, eine Beruhigung für die Bevölkerung, aber außer als Störungswaffe nicht ernst zu nehmen.

London schien diese Zeit schwerer zu ertragen als den „Blitz“. Diesen hatte man erduldet, mitgerissen von dem Mut und dem Sportsgeist der ganzen Bevölkerung. Mit größter Bravour waren verwöhnte Gesellschaftsdamen mit ihren Ambulanzen oder Kantinen nachts durch den Hagel der Bomben nach den Docks oder dem East End gefahren. Mit unverbrauchten Nerven hatte man die endlosen Wochen dieser ununterbrochenen Bombardierung ausgehalten. Wie toll auch die Nacht gewesen war, am Morgen lag die Zeitung da, niemals ließ einen der Milchmann im Stich, der Briefträger kam pünktlich — auch wenn das Postamt was abgekriegt hatte, und eine zerstörte Telefonleitung wurde schnell repariert. Mit tausend anderen Menschen fuhr man zur Arbeit, in vollgestopfter Untergrundbahn, oder wartete in endloser Schlange auf den Bus, der oftmals Umwege machen mußte, weil die Straße aufgerissen war. Jeder von

(1944)

uns wundert sich heute, wie er durch diese Zeit gekommen ist, aber man wundert sich auch, wie schnell das alles wieder vergessen war. Nun steckte man auf einmal von neuem wieder mitten drin in solcher Gefahr. Man war sich dessen aber nicht gleich bewußt. Viele wollten gerne die neuen Ungeheuer sehen, und wenn man eine Bombe heranbrausen hörte, stellten sich die Neugierigen ans Fenster. Bald merkte man aber, wie gefährlich dies war. Vor allem lernte man, das Aussetzen des Motors zu beachten, das dem Niedergehen und Explodieren des Lufttorpedos vorausging. Trotzdem ging das Leben am Tag ruhig weiter; aber in der Stille der Nacht hörte man oft über achtzig Geschosse heransausen und irgendwo explodieren, so daß sich die Phantasie dauernd die mögliche Katastrophe ausmalen konnte. Schließlich konnte ja jedes der Torpedos einen selbst treffen. Wehrlos und überwacht lag man da und wartete. London war eine Stadt ohne Schlaf geworden.

Auch das Orchester hatte unbequeme Tage. Es hatte von jeher zum Prinzip dieser mutigen Leute gehört, unter keinen Umständen ein Konzert abzusagen, solange das Publikum bereit war, zu kommen. So spielten sie in dieser unheimlichen Zeit ruhig weiter. Gelegentlich allerdings, wenn sie während einer Probe eine Bombe heranzischen hörten, wurde schnell aus einem Fortissimo ein Pianissimo, bis der Paukenschlag von außen durch die explodierende Bombe erfolgte und die Gefahr für den Moment vorüber war. Sie kamen ziemlich mit heiler Haut davon; außer daß einmal das ganze Orchester fast einer neben dem Konzertsaal einschlagenden Bombe zum Opfer gefallen wäre, beklagen sie nur den Verlust eines einzigen Mitgliedes.

Der englische Humor ist freilich durch nichts unterzuzukriegen. Bald hießen diese „Fliegenden Bomben“ im Volk nur noch „Doodle bugs“ wegen ihres dudelnden, vom gesteuerten Flugzeug so verschiedenen Geräusches. In unserer Straße wurde ein Kätzchen geboren, das man Doodlebug taufte, und bald ertönte dauernd der Ruf nach dem herumstrolchenden Tierchen: „Doodle, Doodly-doo.“

(1944)

Alles hat seinen Rhythmus, so auch Doodle-bug-Beschießungen. Zuerst erfolgte sie ohne Unterbrechung. Dann gab es zeitweise Pausen. Bald setzte auch die englische Abwehr energisch ein, wobei bereits über dem Kanal tollkühne Abschüsse der Bomben durch Flieger die bedrängte Bevölkerung Südens entlasteten.

Eines Nachts hörte ich in unmittelbarer Nähe das unheimliche Surren eines Dudels auf unser Haus zukommen; schon setzte der Motor aus — und auch mein Herz stockte, denn bereits sauste die Bombe mit schauderhaftem Getöse herunter. Merkwürdig, was einem im Augenblick der Todesgefahr durch den Kopf schwirrt. Etwas bäumte sich in mir auf: „Ich will nicht sterben, ehe ich das Ende von Hitler erlebt habe.“ — Da erfolgte schon die grausige Explosion. Alles schwankte. Man hörte das prasselnde Einstürzen von Mauern. Ich war in eine Wolke von Staub gehüllt, aber abgesehen von einigen Schrammen war mir nichts geschehen. Meine sechundsiebzigjährige Mutter, die seit der Beschießung von London von dem Mut der Engländer angesteckt war, rief mir aus ihrem Zimmer zu, sie lebe noch.

Die Bombe war vier Häuser entfernt von uns eingeschlagen. In unserer erst kürzlich nach dem Februarschaden reparierten Straße war kein Fenster mehr ganz; die Häuser waren teils völlig unbewohnbar, teils schwer beschädigt. Merkwürdigerweise war niemand ums Leben gekommen.

Wie schon so oft wurde in dieser furchtbaren Nacht das Zusammenhalten der Menschen wieder zum unvergeßlichen Erlebnis. In einer Küche, deren Wände eingestürzt waren, deren Herd aber noch funktionierte, wurde schnell für etwa 25 Leute Tee gemacht. Ein Nachbar erschien in Gummistiefeln und erbot sich, das hochaufgehäufte Glas vor unserm Haus wegzukehren, Home Guards und Sanitäter kamen, um zu fragen, ob wir etwas brauchten, und eine Erfrischungskantine fuhr in der Straße herum, in deren Dunkelheit es von Menschen wimmelte, die nur an ihren abgeblendeten Taschenlampen erkennbar waren. Die aus-

(1944)

gebombten Bewohner begannen, ihre Sachen auf die Straßen zu räumen, wobei jedermann half. — Dies war mein sechster Bombentreffer in nächster Nähe, und ich wurde geneckt, daß Hitler es auf mich abgesehen habe.

Außer der täglichen lakonischen Feststellung am Radio, daß Südengland weiter beschossen würde, und daß Schaden und Menschenopfer zu beklagen seien, tangierten alle diese Vorgänge das tägliche Leben kaum. So war für die Musikliebhaber Londons ein großer Tag herangekommen: der Beginn der sich zum fünfzigsten Male jährenden Henry-Wood-Promenaden-Season, die auch dieses Jahr wieder von Sir Henry selbst geleitet werden sollte. Sir Henry, der allgemein hochverehrte Doyen des englischen Musiklebens, hatte am 3. März 1944 seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag gefeiert — England ehrte ihn in jeder Weise. Es wurde ihm ein Album überreicht, das handschriftliche Grüße von Musikern aus der ganzen Welt enthielt, eine einzigartige musikalische Autographensammlung aus dieser sturmbelegten Zeit.

Als Orchester dieser Promenaden-Spielzeit fungierten das Britische Rundfunkorchester und die Londoner Philharmoniker. Am Morgen des ersten Promenadentages, am 10. Juni 1944, fand eine Probe in der Albert Hall statt. Nach der Pause wurde Sir Henry durch Basil Cameron abgelöst. Erhitzt wickelte er sich seinen weißseidenen Shawl um den Hals, steuerte auf mich zu und setzte sich zu mir. „Heute ist ein großer Tag, Sir Henry, man ist ganz stolz, daß man ihn mit Ihnen erleben darf“, sagte ich. Sir Henry war voller Liebenswürdigkeit. Er sagte, mein Buch* habe ihn so interessiert, daß er es nicht habe aus der Hand legen können, bis er es ausgelesen hatte. Dann begann er, sich nach einigen darin erwähnten Personen zu erkundigen.

In den darauffolgenden Tagen stand er jeden Abend am

* Die englische Ausgabe dieses Buches, „The Baton and the Jackboot“ war im April 1944 erschienen.

(1944)

Pult, elegant wie immer, mit seiner unvermeidlichen weißen Nelke im Knopfloch, während die Beschießung mit den Fliegenden Bomben im vollen Umfang weiterging. Jeden Abend war der Saal bis auf den letzten Platz ausverkauft. Weder das gewohnte Publikum noch die Angehörigen aller Waffengattungen, die zahlreich vertreten waren, schienen das geringste Gefühl dafür zu haben, daß die vollbesetzte Albert Hall für eine so gefährliche Angriffswaffe ein gutes Ziel sei. Jedoch die Behörden waren anderer Meinung, und eines Tages wurde bekanntgegeben, daß die „Proms 1944“ für den Moment ihr Ende gefunden hätten, da die Albert Hall „bis auf weiteres“ geschlossen sei. Dies war am Freitag, den 30. Juni.

Bald darauf hörte man, daß Sir Henry an einer hartnäckigen Erkältung erkrankt sei. Er sollte das Ende seiner fünfzigsten Saison nicht erleben. Albert Hall blieb bis 30. September geschlossen. Sir Henry starb am 19. August. Ein reiches Leben im Dienste der Musik hatte sein Ende gefunden.

Inzwischen schoben sich alle Fronten stetig vorwärts; die fast unglaublichen Erfolge der Russen, die in einem atemberaubenden Tempo vordrangen, schienen mehr und mehr auf die Möglichkeit eines baldigen Endes des europäischen Krieges hinzuweisen. In Deutschland gärte es. Die Krise fand ihren Ausdruck in dem Attentat auf Hitler am 20. Juli.

Der Monat August sah die Befreiung Frankreichs, und am 23. August zogen die Alliierten in Paris ein. Unaufhaltsam ging der Vormarsch weiter. Mit besonderer Spannung verfolgte man auf der britischen Insel das Vordringen der Alliierten an der Kanalküste, von der aus die Beschießung Südens Englands hauptsächlich erfolgte. Tiefbewegt hörte man, wie nach der Einnahme von Gris Nez die tapferen Einwohner von Dover den Tag feierlich begingen, an dem Dover nach Jahren der Gefahr und Beunruhigung nicht mehr im Bereich der deutschen Ferngeschütze lag. Endlich schien auch für London die Stunde der Befreiung zu kommen.

(1944)

Tagelange Pausen in der „Doodle“-Beschießung ließen darauf schließen, daß diese Phase des Krieges, wenn auch noch nicht gänzlich vorüber, so doch im starken Abnehmen war, und am 17. September wurden die ersten Erleichterungen in den Verdunkelungsvorschriften bekanntgegeben.

In diesen Tagen fuhr ich nach Kent aufs Land. Die Gegend um Cannon Street Station, von wo aus ich abfuhr, war stark beschädigt. Überall sah man Spuren der neu angerichteten Zerstörung. Weiter draußen im Land, der Küste zu, bot sich ein seltsamer Anblick. Während der ganzen Zeit der „Fliegenden Bomben“ hatte man die merkwürdigsten Geschichten über deren Bekämpfung gehört. Man munkelte von den unglaublichsten Methoden, mit denen die Bomben auf ihrem Weg aufgehalten, in der Luft zum Platzen gebracht und unschädlich gemacht würden. Man wußte zu berichten, daß es an der Südküste zu einem beliebten Weekend-Sport geworden sei, diesen Abschüssen beizuwohnen und sie zu zählen. Es hieß auch, daß Tausende von Ballons, wie wir sie jahrelang über London zu sehen gewohnt waren, über ganz Südengland aufgelassen waren, um die Bomben in ihren elektrisch geladenen Drähten zu fangen. Nun lag dieser Teil Englands außer Schußweite, und man erblickte, weithin sichtbar, wie silberne Rieseneier über das ganze Land zerstreut, ungezählte Ballons im Grün der Felder und Hügel friedlich eingebettet liegen.

Doch wir hatten uns zu früh gefreut. Als ich nach London zurückkam, sagte mir meine Mutter, man habe in weiter Ferne einige merkwürdige Explosionen gehört. Die Beschießung mit den Rockets, den sogenannten „V 2“, hatte begonnen. Aus kriegstechnischen Gründen wurden diese Rockets in der Presse und am Rundfunk nicht ausdrücklich erwähnt. Da sie zuerst nur ganz vereinzelt kamen, wurde der Knall mit der Explosion einer Gasleitung motiviert. Das Volk, das bald merkte, daß da etwas nicht ganz geheuer war, nannte sie daher „Fliegende Gasleitungen“ (gasmains).

(1944)

Die Technik der „V 2“ machte jede vorherige Warnung unmöglich. Die Bevölkerung zog sie der „V 1“ vor, da sie weit weniger Nerven kosteten. Wenn die der „V 2“ eigentümliche Doppeldetonation ertönte, war es ja schon vorbei. Allerdings, wo solch ein Ungeheuer hinfiel, wuchs kein Gras mehr. Weniger denn je ließen sich die Londoner aus dem Gleichgewicht bringen.

Kapitel 54

Auch die Londoner Philharmoniker fuhren in ihrer Tätigkeit fort. Das Musikleben Englands, das solange auf die Opferwilligkeit der englischen Musiker allein angewiesen war, sollte bald wieder durch den Besuch von Künstlern aus Amerika und Frankreich bereichert werden. Als erster sollte Menuhin auftreten, und eine ganze Reihe von französischen Solisten und Dirigenten waren für die Winterprogramme vorgesehen.

Aber noch ein anderer Besucher stand in Aussicht, dessen Kommen für das englische Musikleben und besonders für das London Philharmonic Orchestra eine besondere Bedeutung hatte: Sir Thomas Beecham, den wir eigentlich schon längst erwartet hatten, war durch seine amerikanischen Verpflichtungen und die schwierigen Transportverhältnisse zurückgehalten worden. Er hatte stets mit uns in engster Verbindung gestanden, und so hatte er für Herbst 1944 eine Reihe von Konzerten mit den Philharmonikern in London und der Provinz vereinbart. Außerdem sollten Platten gemacht werden. Er wollte Ende August eintreffen. Einige Wochen ausführlicher Proben sollten den Konzerten vorangehen.

Ende August — kein Sir Thomas; Anfang September — kein Sterbenswort. Endlich ließ er uns auf Umwegen (die Kriegsvorschriften machen direkte Verständigung darüber unmöglich) wissen, daß wir mit seiner Ankunft Ende September rechnen könnten. Was war geschehen? Sir Thomas,

(1944)

der ungeduldig auf den ihm zu einem bestimmten Termin zugesagten Transport wartete, hatte plötzlich das Warten satt bekommen und sich auf das erste abgehende Schiff, nämlich einen holländischen Frachtdampfer, begeben. Dieser wurde von allen Unbilden des Wetters und des Krieges heimgesucht. Ein Sturm zwang ihn, zunächst kurz nach seiner Ausfahrt wieder in seinen Ausfahrtshafen zurückzukehren; einige ermunternde Torpedos und Aeroplane zwangen dann noch zu einer Kursänderung. Sir Thomas durfte unter diesen Umständen kaum an Deck und benutzte seine Zeit zum Dichten einer umfangreichen, vielstrophigen Ballade, worin er im Stile eines mittelalterlichen Epos die Erlebnisse des braven Schiffes beschrieb.

Endlich erhielten wir die Nachricht, daß er sich in „britischen Gewässern“ befinde. Thomas Russell stürzte in den nächsten Zug nach Liverpool, um den so lange entbehrten Chef dort bei der Landung zu begrüßen. In London angekommen, fuhr Sir Thomas direkt vom Bahnhof zu uns ins Büro nach Welbeck Street.

Am Tag nach seiner Ankunft war die erste Probe, und zwar in der neuen Town Hall der Vorstadt Wembley, da Albert Hall noch gesperrt war. Es war ein unvergeßlicher Augenblick, als Sir Thomas in den Konzertsaal hereinkam, wo das Orchester bereits wartend an seinen Pulten saß. Was sie auch empfinden mochten beim Wiedersehen mit ihrem künstlerischen Leiter, dem sie stets mehr Rechte und Autorität eingeräumt hatten als irgendeinem andern, wenn auch noch so berühmten Dirigenten, sie zeigten es nicht. Aber man spürte, daß alle etwas nervös waren, und man wußte nicht recht, wer sich mehr vor diesem Augenblick des Wiedersehens fürchtete — Sir Thomas oder das Orchester. Auch Sir Thomas ließ sich nicht anmerken, wie sehr er bewegt war. Er bestieg das Podium und hob den Taktstock. Die lange Unterbrechung der gemeinsamen künstlerischen Arbeit war vergessen.

Das Orchester spielte mit Hingabe, und Sir Thomas dirigierte mit Furore. Beim „Römischen Karneval“ von Ber-

(1944)

lioz, dem Glanzstück des Orchesters unter seiner Leitung, fuhr er mit der Spitze seines Taktstockes durch den Rücken seiner linken Hand, und es blieb nichts übrig, als ihn in das nächste Spital zu fahren, wo die abgebrochene Spitze herausoperiert werden mußte. Nach zwei Stunden kam er zurück und hielt triumphierend in seiner unverletzten Hand ein Glas mit der ominösen Reliquie! Er war noch etwas blaß, aber die Probe ging weiter, wenn auch in etwas mäßigerem Tempo.

Es folgten nun Monate beglückender Arbeit, befeuert von der Dynamik seiner einzigartigen Persönlichkeit. Als dann seine Konzerte in London und in der Provinz begannen, hatte das Orchester „Rekord-Wochen“, und nicht selten kam es vor, daß Sir Thomas unter polizeilicher Bedeckung zu seinem Auto gebracht werden mußte, so staute sich die Menschenmenge, die nach der Aufführung am Künstler-
eingang auf ihn wartete.

Die Geduld des englischen Volkes wurde trotz aller Siegeszuversicht noch auf eine harte Probe gestellt. Der holländische Vormarsch kam zum Stehen; auch die Russen verlangsamten ihr Tempo an der Ostgrenze des Reichs. Im Westen fand eine starke Gegenoffensive der Deutschen statt. Sie konnte den alliierten Vormarsch nicht verhindern, aber doch aufhalten. So saß man an Weihnachten in London, ohne bestimmte Aussicht auf eine baldige Entscheidung und wurde weiter von Rockets und gelegentlichen „V 1“-Bomben, die von Flugzeugen abgeschossen wurden, heimgesucht.

Doch Anfang 1945 änderte sich das Bild. Auf allen Fronten ging es vorwärts. Das systematische Bombardement deutscher Kriegs- und Verkehrszentren nahm stetig zu. Das baldige Ende des Krieges stand außer Zweifel und schien nur noch von der Widerstandskraft des deutschen Volkes abzuhängen. Alles, was aus Deutschland zu hören war, klang unglaublich, bombastisch und doch chaotisch. Die

(1945)

Sprecher des Reichs hielten, auch wenn das geschulte Ohr bei ihnen gelegentlich einen Unterton von Pessimismus und Besorgtheit durchhören konnte, weiter an ihrer Siegesgewißheit fest, anstatt dem Volke die Wahrheit zu sagen und ihm die letzten Monate grauenhafter und unvermeidlicher Verwüstung ihres Landes zu ersparen.

Wie oft habe ich in diesen Tagen dankbar empfunden, in einem freien Land zu leben. Wie vieles ist hier selbstverständlich, wovon man in Deutschland längst nichts mehr wußte. Angesichts der erschütternden Ereignisse der letzten zwölf Jahre, bei denen man ein blühendes Land unaufhaltsam seinem Verderben zutreiben sah, hat sich mir immer und immer wieder die Frage aufgedrängt: Wie war es möglich, daß sich das deutsche Volk mit seinen großartigen Eigenschaften einer solchen Führung anvertrauen konnte, daß es sich alles hat rauben lassen, was groß und edel im Leben ist? Wie grotesk ist es, daß eine Bewegung, die sich selbst als „National - S o z i a l i s m u s“ bezeichnete, dem Volke zwar eine prunkvolle Fassade diktatorischen Poms gab, aber es um alles betrog, was das Leben des Einzelnen und der Nation lebenswert macht. Wie war es nur möglich?

Inzwischen nahmen die Dinge ihren unaufhaltsamen Lauf. Immer enger schloß sich der Ring um die deutschen Verteidigungskräfte. Die Einkreisung Berlins war vollzogen. Das Ende konnte nur noch eine Frage von Stunden sein. Am Abend des ersten Mai zufällig am Radio drehend, hörte ich — anscheinend aus Deutschland — eine Stimme, die eine wichtige Mitteilung für das deutsche Volk ankündigte. Ich wartete. Trompetenstöße ertönten, dann Musik aus der „Götterdämmerung“. Dazwischen immer weiter die Aufforderung, am Radio zu bleiben. Dann folgte das lange Adagio aus Bruckners Neunter Symphonie. Endlos dehnten sich die Minuten. Und doch wartete man. Diese über eine Stunde dauernde Vorbereitung ließ auf ein Ereignis von ungewöhnlicher Tragweite schließen. Endlich — endlich, verkündigte Admiral Dönitz — für wenige Tage der Füh-

(1945)

rer des vernichteten Deutschen Reiches — den Tod Adolf Hitlers. Ob dieser Tod ein freiwilliger, erzwungener, ein Kriegstod bei der Verteidigung Berlins — oder ein vortäuschter war — wer wird es je wissen, und was kümmerte es die aufatmende Welt? Schon längst war Hitler nur noch ein Schatten, und doch bedeutete die Tatsache seines Verschwindens einen Wendepunkt.

Wie kurz ist die Zeitspanne von zwölf Jahren im Rahmen der Weltgeschichte, und doch, wie endlos schien sie uns allen, die sie miterlebten! Nun ist diese schwere Zeit vorüber. Gelähmt stehen wir vor dem, was sich uns enthüllt.

SCHLUSSWORT

25. Lyncroft Gardens, London, N. W. 6.
9. Mai 1945, geschrieben an einen Freund in der Schweiz,
am Tag nach der Waffenniederlegung Deutschlands.

Die Sonne scheint, die Vögel singen im Gärtchen vor meinem Fenster. Die kleine Straße, die so oft mitten in der Front dieses Krieges lag, atmet Ruhe und Frieden. Die Häuser sind mit kleinen Fähnchen geschmückt. Noch kommt man kaum zur Besinnung, noch kann man sich die Folgen des Kriegsendes in Europa nicht klar machen. Die Spannung der letzten Monate, Wochen, dann der Tage und Stunden war zu groß. Man wußte ja seit langem, daß es zu einem überwältigenden Sieg kommen mußte, aber wie lange es dauern und was vorher noch alles geschehen würde, das konnte niemand absehen.

Nun ist der heißersehnte Augenblick der Waffenniederlegung da. Bereits ist allerlei von den neuen Verhältnissen zu hören! Einige kommen vom Kriegsschauplatz und erzählen — andere gehen schon zu irgendeiner Arbeit hinüber. Mit großer Ruhe trägt das englische Volk seinen Sieg, mit der gleichen Ruhe, mit der es im Sommer 1940 dem Schlimmsten ins Auge gesehen hat. Wenig Worte werden gemacht; kein Wort des Hohnes habe ich in irgendeiner Zeitung gelesen oder am Rundfunk gehört, diesem Feind gegenüber, der sich stets über die Alliierten erhaben gefühlt und sie jahrelang in bombastischen und geringschätzenden Worten geschmäht hat. In solchen Momenten offenbart sich die ganze Größe des englischen Volkes, von der man in schweren Jahren so viel Beweise erlebt hat.

Gestern und heute sind Feiertage. Alle Arbeit ruht. Gestern war der erste „VE-Day“ (Victory in Europe Day). Zu meinem Erstaunen rief mich vormittags der Baß-Klarinetist und Orchesterbibliothekar Richard Temple Savage, eines der begabtesten, originellsten und liebenswertesten Mitglieder der Londoner Philharmoniker, an, um mich zum Mit-

(1945)

tagessen einzuladen. Er bestellte eine Flasche Wein (in England ein teurer Luxus!) und trank mir zu. Ich lebe zwar jetzt seit über neun Jahren in diesem Lande, aber an solchen Tagen nationalen Hochgefühls werden in einem die unter dem Nazidruck entstandenen Komplexe wieder lebendig, und man fürchtet, sich unter Menschen zu begeben. Ich versuchte, dies meinem Orchesterfreund zu erklären. Jedoch mit seiner gesunden, unbeschwerten Natur zeigte er dafür nicht das geringste Verständnis. „Ihre Hemmungen sind gänzlich falsch am Platz“, erklärte er lakonisch, „Sie gehören doch jetzt zu uns. Es war immer meine Absicht, Sie am V-Day einzuladen.“ Seine selbstverständliche Menschlichkeit nahm mir schnell das Gefühl des „Nirgend-mehr-wohin-Gehörens“, das mich in diesen Tagen überkommen wollte, in denen sich das Schicksal meines Heimatlandes erfüllte.

So überwand ich meinen Kleinmut, und wir gingen durch die Straßen, in denen Männer und Frauen aus aller Welt, in Uniformen von Waffengattungen aller Nationen, sangen und glücklich waren. Eine stille Heiterkeit herrschte in der Stadt — abgesehen von den stürmischen Kundgebungen der Liebe und Dankbarkeit, die das Volk zum Buckingham Palace und Downing Street, der Wohnung Churchills, trieb, der das Schiff durch so schwere Stürme gesteuert.

Es ist merkwürdig, gleichzeitig einen solchen Zusammenbruch und einen solchen Sieg zu erleben. Über so vieles möchte man Bescheid wissen — man hat doch an so vielem gehangen. Wie manches wird in der Tragödie Europas für ewig verschwinden! Stärker jedoch als alles andere ist das Gefühl einer fast religiösen Dankbarkeit, daß die Gerechtigkeit des Schicksals nicht allzulange hat auf sich warten lassen und daß sich die Herrschaft brutalen Terrors nicht hat behaupten können. Dies erfüllt uns auch mit Hoffnung und Vertrauen darauf, daß die gleiche Kraft, die uns vom Alptraum der letzten Jahre befreit hat, auch weiter beim Aufbau der Nachkriegswelt hilft. Und dazu muß jeder an seinem Platz beitragen.

PERSONEN- UND ORTSREGISTER

- Amsterdam. 46, 219
 Antwerpen. 150
- Back, Geiger. 97
 Baden-Baden. 115
 Ballard, Frank, Bühnenmeister
 (Covent Garden). 332
 Barrand, C. A., Geschäftsführer
 von Covent Garden. 336
 Barrett, Harold, Inspizient (Co-
 vent Garden). 332
 Barthou, Louis, französischer
 Außenminister. 155—157
 Basel. 117, 246
 Bayreuth. 73—82, 120, 137, 206, 259
 bis 269, 270—276, 362—365, 390, 391
 Beecham, Adrian (Sohn von Tho-
 mas Beecham). 436, 449, 450
 Beecham, Sir Thomas, * 1879. 19, 21,
 84, 149, 150, 164, 165, 190, 191, 224
 bis 229, 239—418, 433, 438, 457 bis
 459
 Beecham, Thomas jun. 435
 Benesch, tschechischer Ministerprä-
 sident, dann Staatspräsident. 395
 Berlin. 33, 34, 35, 37, 38, 74, 83, 85,
 90, 98, 99, 120, 134, 137—139, 140,
 143, 145, 147, 150, 162, 165, 168 bis
 170, 172, 174, 175, 190, 192, 203, 210,
 214—217, 256, 257, 269, 270, 282 bis
 283, 290—294, 323—325, 390
 Bielefeld. 89, 90
 Billroth, Theodor, Wiener Chi-
 rurg. 101
 Bilse, Benjamin, Dirigent. 1816 bis
 1902. 41, 42
- Bockelmann, Rudolf, Sänger (Bari-
 ton), * 1892. 176, 349
 Bodanzky, Artur, Dirigent, * 1877.
 22, 123, 171, 235, 236
 Boosey & Hawkes, Musikverlag in
 London. 447
 Bosch, Direktor der IG. Farben.
 302
 Böß, Gustav, Berliner Oberbür-
 germeister. 67
 Boulton, Sir Adrian, Dirigent, * 1889.
 348, 377, 427, 428, 429
 Bradly, Francis, Hornist. 422
 Brockhaus, Max, Verleger in Leip-
 zig. 295
 Brüssel. 150
 Brussel, Robert, Direktor der As-
 sociation Française de l'Expan-
 sion et de l'Echange Artistique
 in Paris. 68, 245, 249
 Bülow, Hans von, Dirigent, 1830
 bis 1894. 41, 43, 44, 46, 76, 77
 Busch, Fritz, Dirigent, * 1890. 38, 126
 Busch, Adolf, Geiger, * 1891. 103,
 126, 149, 399
 Buxbaum, Friedrich, Cellist. 358,
 382
- Cameron, Basil, Dirigent. 454
 Casals, Pablo, Cellist, * 1876. 57,
 94, 118, 124, 373, 374, 407, 408
 Casella, Alfredo, Pianist und Kom-
 ponist, * 1883. 144
 Cassadó, Caspar, Cellist, * 1897. 144
 Cebotari, Maria, Sängerin (So-
 pran), * 1910. 323

- Cerruti, Vittorio, italienischer Botschafter in Berlin u. später Paris. 144, 157, 158, 168, 170, 222
- Chamberlain, Sir Austen, britischer Außenminister. 285, 286, 340
- Chamberlain, Eva, geb. Wagner. 76, 78, 145, 262, 363
- Chamberlain, Houston Stewart. 78
- Chamberlain, Neville, britischer Premierminister. 335, 396—398, 418, 419
- Chaplin, Charlie. 73
- Christie, John, der Schöpfer der Glyndebourne-Festspiele. 379
- Churchill, Winston, britischer Premierminister. 419, 435, 447
- Churchill, Frau Clementine. 446
- Ciano, Graf, italienischer Außenminister. 158, 160
- Coleman, Bill, Posaunist des L.P.O. 329
- Colombo, Anita, Sekretärin Toscaninis. 49, 50, 71
- Cortot, Alfred, Pianist, * 1877. 99, 124, 178
- Curtius, Ludwig, Archäologe. 28, 160
- Dibelius, Martin, Theologe. 361
- Dirksen, von, deutscher Botschafter in London. 386
- Dlabac, Dr., Generalsekretär der Gesellschaft der Musikfreunde, Wien. 67, 383
- Dodd, amerikanischer Botschafter in Berlin. 220
- Dollfuß, österreichischer Bundeskanzler. 118, 121, 171, 370
- Dresden. 294
- Ebenhausen. 202, 207
- Eberhardt, technischer Leiter des Festspielhauses Bayreuth. 261, 363
- Edward VIII., König von England, jetzt Herzog von Windsor. 267, 279, 312, 317, 318
- Elmendorff, Karl, Dirigent, * 1891. 81
- Fanto, Prof. L., Bühnenbildner. 288
- Feuermann, Emanuel, Cellist, * 1902. 148, 180
- Fiedler, Max, Dirigent, 1859—1939. 39
- Fischer, Edwin, Pianist, * 1886. 143, 172
- Flagstad, Kirsten, Sängerin (Sopran). 237, 276—280, 349, 355
- Florenz. 161
- François-Poncet, A., französischer Botschafter in Berlin. 98, 99, 146
- Franckenstein, Baron Georg von (Sir), österreichischer Gesandter in London. 149, 222, 358, 376, 382, 384
- Frankfurt a. M. 32—34, 306
- Frick, W., Reichsinnenminister. 100, 213
- Funk, W., Reichswirtschaftsminister. 153, 163, 191
- Furtwängler, Adolf, Archäologe (Vater Wilhelm Furtwänglers). 25
- Furtwängler, Wilhelm, Dirigent, * 1886. 22—217, 218, 219, 225, 231, 232—235, 244—248, 271—274, 276, 277, 279, 280, 282, 293, 294, 306, 342, 345, 346, 348—350, 360, 364, 369, 371, 373, 375, 379, 386, 388, 391, 392, 401, 402, 404, 405, 410, 418, 440
- Gabrilowitsch, Ossip, Pianist und Dirigent, * 1878. 57, 123
- Gaubert, Philippe, Dirigent, 1879 bis 1941. 344
- Genf. 117
- Georg VI. König von England. 384, 385
- Gilman, Laurence, amerikanischer Musikkritiker. 230
- Glyndebourne. 379

- Goebbels, Josef, Reichspropaganda-
minister. 97, 105—111, 116, 122, 123,
133—137, 147, 148, 162, 163, 174, 175,
179, 180, 185, 186, 189, 200, 204 bis
207, 262, 282, 294
- Goldberg, Simon, Konzertmeister.
97, 112, 113, 143, 180
- Goossens, Leon, Oboist. 297, 355
- Goossens, Eugene, Komponist und
Dirigent, * 1893. 354
- Goerdeler, Dr. Carl Friedrich, Ober-
bürgermeister von Leipzig. 295
- Göring, Hermann, preußischer Mi-
nisterpräsident und Reichsmar-
schall. 97, 99, 133, 135, 140, 142, 143,
148, 162, 163, 168, 173, 174, 175, 176,
177, 185, 186, 206, 207, 216, 217, 234,
246, 248, 262, 282, 299, 324
- Graudan, Cellist. 97, 143
- Gravina, Gräfin Blandine, Tochter
Hans von Bülow's. 76, 145, 161,
261, 262, 363
- Gravina, Gil, Enkel Hans von Bü-
low's. 82, 145
- Gundolf, Friedrich, Literatur-
historiker. 28, 360
- Den Haag. 89, 149, 150, 218, 219
- Hacha, Präsident der Tschecho-
slowakei. 406
- Hanfstaengel, Dr. E. 168, 393, 394
- Hanslick, Eduard, Musikkritiker,
1825—1904. 36
- Hase, von, Verleger in Leipzig. 295
- Hassell, Ulrich von, deutscher Bot-
schafter in Rom. 161
- Havemann, Prof. Gustav, Geiger,
* 1882. 93, 94, 95, 174, 175
- Heidelberg. 20—22, 359—362
- Helena Victoria, engl. Prinzessin.
341, 342, 354, 359
- Heming, Percy, stellvertretender
Direktor von Covent Garden. 330
- Herriot, Edouard, französischer
Staatsmann. 70
- Heß, Rudolf, der „Stellvertreter des
Führers“. 148, 172, 194, 195, 211,
300, 301
- Hindemith, Paul, Komponist,
* 1895. 87, 118, 143, 148, 167, 168,
173, 179—184, 189, 204, 394, 410
- Hindenburg, Paul von, Reichspräsi-
dent. 95, 171
- Hitler, Adolf. 78, 83, 89—91, 93, 94,
95, 96, 99, 100, 104, 117, 118, 119,
122, 123, 133, 136, 137, 144, 145, 146,
147, 162, 163, 165—170, 171, 174, 175,
186, 187, 188, 192, 200, 203, 204, 206,
207, 253, 261, 262, 264, 267, 268,
269, 270, 274, 275, 292, 293, 294,
372, 377, 378, 379, 383, 384, 390,
391, 393, 394, 397, 398, 406, 408, 411,
421, 453, 461
- Höber, Lorenz, Bratschist, * 1888.
54, 70, 71, 93, 135, 258, 259
- Hoboken, Anton van, Musikologe.
209, 214
- Hoesch, von, deutscher Botschafter
in Paris, dann in London. 69, 116,
148, 156, 221, 222
- Hofmann, Josef, Pianist * 1876. 124
- Hofmannsthal, Hugo von, Dichter,
1874—1929. 390
- Holt, Harold. 191
- Honegger, Arthur, Komponist,
* 1892. 157
- Horowitz, Wladimir, Pianist,
* 1894. 172
- Huberman, Bronislaw, Geiger,
* 1882. 94, 118, 124—131, 245
- Hutcheson, Ernest, Pianist. 230
- Hylton, Jack. 424, 426, 437
- Jackson, Thomas, Bühnenportier
(Covent Garden). 287, 335, 336, 351
- Janssen, Herbert, Sänger (Bariton).
120, 243, 334, 335, 345, 372, 373, 387,
404
- Jaspers, Karl, Philosoph. 28, 361,
362
- Jastrau, Franz, Orchesterdiener
(Berliner Philharmoniker).
55, 173, 246, 292

- Jena. 280
 Joachim, Joseph, Geiger, 1831—1907.
 18, 43
- Karlsruhe. 115
 Kassel. 49
 Kerber, Dr. E., Direktor der Wiener Staatsoper. 279, 366
 Khachaturian, Aram, Komponist,
 * 1904. 445
 Kittel, Bruno, Chordirigent, * 1870.
 172, 173
 Kleiber, Erich, Dirigent, * 1890. 60,
 71, 187, 188, 279, 386
 Klemperer, Otto, Dirigent, * 1885.
 38, 71, 109, 279
 Knickerbocker, amerikanischer
 Journalist. 99
 Köln. 308, 309
 Konezni, Hilde, Sängerin (Sopran). 333, 387
 Konoye, Prinz, japanischer Dirigent. 144
 Koester, Dr., deutscher Botschafter
 in Paris. 156
 Krauß, Clemens, Dirigent, * 1891.
 60, 141, 183, 279
 Kreisler, Fritz, Geiger, * 1875. 57,
 123, 124
 Kussewitzky, Serge, Dirigent,
 * 1874. 410
- Landowska, Wanda, Pianistin,
 * 1877. 57
 Lange, Dr. F., Erster Bürgermeister
 von Berlin. 85, 86, 132
 Lebrun, Ernest, Präsident der französischen Republik. 339, 407
 Lehmann, Lotte, Sängerin (Sopran), * 1893. 103, 120, 333, 385
 Leider, Frieda, Sängerin (Sopran),
 * 1888. 103, 120, 247, 276, 349, 353
 Leipzig. 295—297
 Lerchenfeld, Graf, ehemaliger bayerischer Ministerpräsident, dann deutscher Gesandter in Wien und
 Brüssel. 150, 197, 210, 211, 212, 298,
 299
 Levi, Hermann, Dirigent, 1839 bis
 1900. 18, 44
 London. 21, 51, 55, 58, 72, 85, 120,
 121, 149, 164, 165, 210, 211, 218, 222,
 239, 241—243, 247, 269, 276, 285, 286
 bis 289, 318—323, 325, 326—339, 341
 bis 359, 369, 370, 372, 373, 374, 376,
 385—390, 395, 398—401, 405—409, 415
 bis 418, 424—463
 Lorenz, Max, Sänger (Tenor),
 * 1901. 272, 276, 349
 Lubin, Germaine, Sängerin (Sopran). 271, 315, 345, 410
 Ludwigshafen. 302, 303
 Luzern. 246
 Lynham, Kulissenmaler (Covent
 Garden). 332, 333
 Lyon. 117
- Mahler, Alma (Witwe Gustav Mahlers). 187, 188, 237, 238
 Mahler, Anna, Bildhauerin. 385
 Mahler, Gustav, Komponist und
 Dirigent. 1870—1911. 44, 60
 Mailand. 49, 51
 Mainardi, Enrico, Cellist, * 1897. 144
 Mainz. 307
 Manchester. 58
 Mannheim. 15, 16, 17, 22, 23, 31,
 49, 52, 112—115, 141, 303—306, 367,
 368, 369
 Marie Louise, englische Prinzessin. 341, 342, 354, 359
 Marseille. 117
 Maszowski, Raphael, Dirigent. 44
 Matthews, Alfred, Kassenvorstand
 (Queen's Hall). 440, 442
 Maudrick, Lizzie, Ballettmeisterin.
 325
 Melchior, Lauritz, Sänger (Tenor),
 * 1890. 81, 119, 120, 236, 276, 333,
 334, 349
 Mengelberg, Willem, Dirigent,
 * 1871. 32, 60, 89, 219, 220, 374, 375,
 376

- Menuhin, Yehudi, Geiger, * 1917.
124, 457
- Milhaud, Darius, Komponist,
* 1892. 157
- Moor, Charles, Chefregisseur (Co-
vent Garden). 243, 299, 330, 331
- Mottl, Felix, Dirigent, 1856—1911.
17, 44, 60
- Muck, Karl, Dirigent, 1859—1940.
35, 60, 74, 75
- Müller, Maria, Sängerin (Sopran).
274, 349
- Müller, Otto, Vorsitzender der Ber-
liner Philharmoniker. 52, 56, 58
München. 196, 211, 284, 297—302, 391
- Mussolini, Benito. 84, 85, 144, 157,
159, 160, 168, 397, 398, 408, 447
- Neurath, von, deutscher Außen-
minister, später Reichsprotector.
146, 168, 294, 377
- Newman, Ernest, englischer Kri-
tiker und Musikschriftsteller,
* 1868. 51
- New York. 51, 57, 222—238, 375, 376
- Nikisch, Arthur, Dirigent, 1855 bis
1922. 38, 39, 44, 60, 75
- Nürnberg. 166, 271, 280, 281
- Obersalzberg. 138
- Paderewski, Ignaz Jan, Pianist und
Komponist, 1859—1938. 126
- Paris. 62, 87, 115, 116, 119, 120, 155,
156, 157, 158, 210, 211, 221, 244, 245,
247, 248, 276, 284, 314—317, 339, 340,
404, 409, 410
- Passigli, Leiter des „Maggio Musi-
cale“, Florenz. 172
- Patzak, Julius, Sänger (Tenor),
* 1898. 338
- Pauly, Rose, Sängerin (Sopran).
386, 387
- Pawlowa, Anna, Tänzerin. 21
- Pfützner, Hans, Komponist, * 1869.
176
- Phipps, Sir Eric, britischer Bot-
schafter in Berlin. 146, 283, 293
- Piatigorsky, Gregor, Cellist, * 1903.
124, 172
- Poplitz, Joh., preußischer Finanz-
minister. 135
- Powell, Lionel. 85, 225
- Preetorius, Emil, Bühnenbildner.
176, 265, 273, 275, 276, 284, 299, 323,
324, 325, 326, 345, 390
- Priestley, J. B., englischer Dichter.
423, 430
- Puccini, Giacomo, Komponist,
1858—1924. 60
- Rachmaninoff, Sergej, Pianist und
Dirigent, * 1873. 57
- Ralph, Torsten, Sänger. 345
- Reinhardt, Max, Regisseur. 107, 109,
237, 390
- Respighi, Ottorino, Komponist,
1879—1936. 144
- Ribbentrop, Joachim von, deut-
scher Botschafter in London,
später Reichsaußenminister. 247,
253, 254, 255, 264, 267, 270, 289—290,
308, 309, 312, 359, 377, 411
- Richter, Hans, Dirigent, 1843—1916.
17, 44
- Rickert, Heinrich, Philosoph. 28, 34
- Riezler, Dr., Walter. 202
- Rom. 84, 158—161
- Rosé, Arnold, Konzertmeister der
Wiener Philharmoniker. * 1863.
61, 358, 382
- Roswaenge, Helge, Sänger (Te-
nor), * 1895. 338
- Rouché, Direktor der Grand'
Opéra Paris. 69, 72, 116, 172, 221,
244, 247—249, 284, 313, 315, 317, 345
- Roussel, Albert, Komponist, 1869
bis 1937. 157
- Russell, Thomas, Vorstand der Lon-
doner Philharmoniker. 415, 423,
432, 449, 458

- Sadowa, Frau, Sängerin. 364
 Salzburg. 172, 365, 366, 370
 Sargent, Dr. Malcolm, Dirigent.
 437, 438, 446
 Savage, Richard Temple, Klari-
 nettist. 462, 463
 Schaljapin, Fedor, Sänger (Baß),
 1873—1938. 364
 Schalk, Franz, Dirigent, 1863—1931.
 60, 63
 Schnabel, Artur, Pianist und Kom-
 ponist, * 1882. 94, 103, 118, 124, 358
 Schneiderhan, Franz, General-
 direktor der österreichischen
 Bundestheater. 65, 66
 Schorr, Friedrich, Sänger (Bari-
 ton), * 1888. 120
 Schostakowitch, Dimitri, Kompo-
 nist, * 1906. 445
 Schuch, Ernst, Dirigent, 1846 bis
 1914. 60
 Schuler, ehemaliger Direktor des
 Festspielhauses Bayreuth. 79, 265
 Schumann, Elisabeth, Sängerin
 Sopran), * 1891. 359, 385
 Schurmann, Jakob Gould, ameri-
 kanischer Botschafter in Berlin.
 360
 Schuschnigg, österreichischer Bun-
 deskanzler. 118, 378, 379
 Schuster, Joseph, Cellist. 97, 143,
 172, 224
 Serafin, römischer Dirigent. 172
 Serkin, Rudolf, Pianist, * 1903. 103
 Sibelius, Jan, Komponist, * 1865.
 401, 418
 Simrock, Verleger. 36
 Smith, Diener von Sir Thomas.
 268, 277, 321, 322, 351
 Smith, the Hon. James, Vorstands-
 mitglied des Royal Opera House
 London. 325, 326, 423, 424, 439
 Steinway, Frederick, Chef der
 Klavierfirma Steinway. 57
 Stockholm. 46
 Stokowsky, Leopold, Dirigent,
 * 1882. 57
 Straßburg. 115
 Straube, Dr. Karl, Thomaskantor
 in Leipzig. 295
 Strauß, Richard, Komponist, * 1864.
 26, 33, 35, 38, 44, 60, 63, 102, 103,
 130, 140—141, 162, 177, 178, 181, 189,
 286—289, 337, 391
 Stuttgart. 301
 Szymanowski, Karol, Komponist,
 1883—1937. 247
 Tauber, Richard, Sänger (Tenor),
 * 1892. 337, 386, 437, 438
 Taylor, Charles, Manager von
 Queen's Hall. 357, 440, 442
 Thibaud, Jacques, Geiger, * 1880.
 124
 Thode, Daniela, geb. von Bülow.
 76, 145, 146, 262, 363
 Thorborg, Kerstin, Sängerin. 345,
 355, 385, 387
 Tibett, Laurence, Sänger. 354
 Tietjen, Heinz, Generalintendant
 der preußischen Staatstheater
 Berlin. 95, 162, 176, 187, 216, 248,
 249, 262, 263, 264, 266, 270—274, 276,
 282, 283, 323, 324, 364, 369
 Toscanini, Arturo, Dirigent, * 1867.
 49, 50, 51, 71, 73, 74, 78, 81, 82,
 118, 123, 126, 158, 172, 231, 279, 353,
 356—358, 366, 370, 371, 375, 378, 387,
 390
 Turner, Eva, Sängerin. 349
 Vlissingen. 219
 Völker, Franz, Sänger (Tenor),
 * 1899. 274, 349
 Wagner, Friedelinde, Enkelin Ri-
 chard Wagners. 261, 324, 352 bis
 354, 363, 386
 Wagner, Siegfried, Komponist, 1839
 bis 1930, Sohn Richard Wagners.
 73, 76, 77, 81

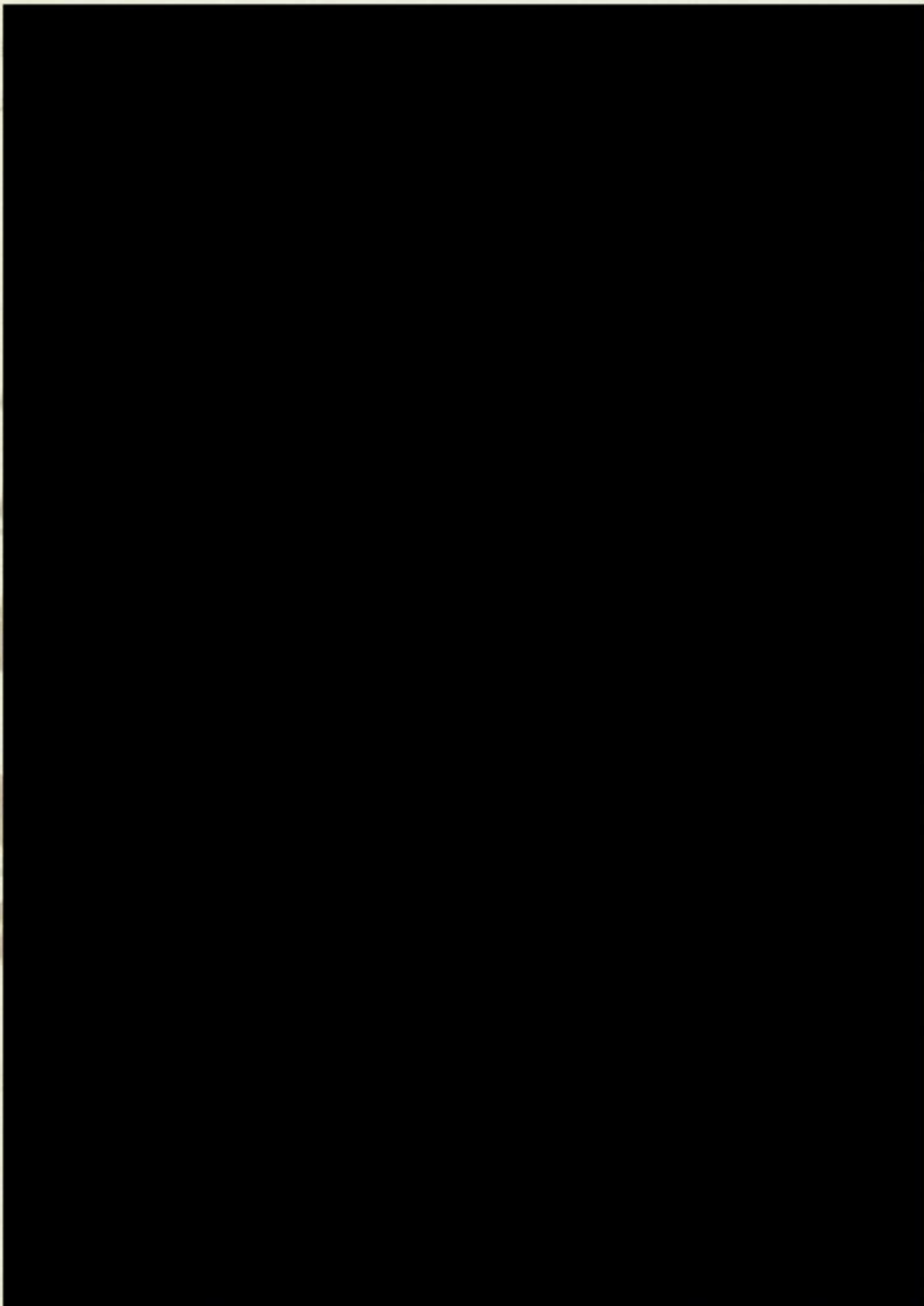
- Wagner, Verena, Enkelin Richard
Wagners. 363, 364
- Wagner, Wieland, Enkel Richard
Wagners. 261, 363, 364
- Wagner, Winifred, Witwe Siegfried
Wagners. 74—79, 81, 216, 259, 260,
262, 263, 264, 266, 269, 272, 299, 301,
324, 363
- Wagner, Wolfgang, Enkel Richard
Wagners. 261, 363, 364
- Walleck, O., Generalintendant der
Bayrischen Staatstheater. 299
- Wallerstein, Lothar, Oberregisseur
(Wiener Staatsoper). 164
- Walter, Bruno, Dirigent, * 1876.
38, 60, 71, 83, 103, 107, 109, 149, 163,
172, 279, 358, 359, 366, 376, 378, 381,
382, 386, 390, 405
- Weber, Alfred, Philosoph. 361
- Weber, Ludwig, Sänger (Baß). 300,
345, 349
- Weingartner, Felix, Dirigent und
Komponist, 1863—1942. 35, 38, 60,
279, 405, 406, 409
- Werfel, Franz, Dichter. 237
- Widdop, Walter, Sänger. 355
- Wien. 33, 34, 60—64, 71, 83, 87, 94,
117, 118, 119, 206, 277—280, 379, 380,
381
- Wiesbaden. 35
- Windelband, Wilhelm, Philosoph.
20, 22
- Wolff, Hermann, Gründer der Ber-
liner Philharmonischen Kon-
zerte. 46
- Wollgandt, Prof. Edgar, Konzert-
meister des Gewandhausorche-
sters Leipzig. 75
- Wood, Sir Henry, Dirigent, 1869
bis 1944. 426, 427, 428, 454, 455
- Wunderer, Alexander, Oboist, Or-
chestervorstand der Wiener Phil-
harmoniker. 61
- Würzburg. 281
- Zech, Graf, deutscher Gesandter
im Haag. 149
- Zimmermann, Erich. 349
- Zürich. 117, 162, 246
- Zweig, Stefan, Schriftsteller. 376,
387, 388

G. M. Z. F. O.
Visa No 2.815 / Dv
de la Direction de l'Education Publique
Autorisation No 3.351
de la Direction de l'Information

2. MB. 8.7276

X

X



SLUB Dresden



3 0317665